AD BIBLIOTHECAM
IBIDEM.

Boruss. 62 t

R

FRIEDRICH II.

L. Linger pinx.

R. Berger Sc: 1794.

Leben und Charakter

Friedrichs II,

Königs von Preußen.

Nebst

einem zweckmäßigen Auszuge

aus dessen sämtlichen Werken,

mit

Zusätzen und eignen Anmerkungen

herausgegeben

von

J. C. Freier.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung.
1795.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Es giebt zwar schon mehrere Biographieen und biographische Fragmente von Friedrich II; allein sie machen hoffentlich die gegenwärtige zu keiner überflüssigen Arbeit, da sie insbesondre in Beziehung auf die Schriften des großen Mannes geschrieben ist, und ihren eignen bestimmten Zweck hat. Eben deswegen sind auch die Kriegesbegebenheiten und die Regierungsgeschichte nur ganz kurz berührt worden. Die anerkannt guten Quellen, welche dabei benutzt sind, bürgen übrigens für die Wahrheit dieser Biographie.

Bei dem Auszuge liegt die Uebersetzung der neuen Ausgabe von den sämmtlichen Werken Friedrichs zum Grunde. Die beigefügten Anmerkungen und Zusätze können wenigstens Stoff zum weitern Nachdenken über die abgehandelten Materien geben.

L., den 17ten Jun. 1794.

*

Nachricht.

Um den Wunsch vieler Verehrer des großen Königs Friedrichs II, die gern seine sämmtlichen Schriften für einen wohlfeilen Preis besitzen möchten, zu befriedigen, hat die unterzeichnete Verlagshandlung sich entschlossen, sie denen, die sich an sie unmittelbar wenden, zu nachstehenden Preisen zu überlassen:

Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, hinterlassene Werke. Funfzehn Bände, mit Vignetten von Meil und Berger, und einem Bildnisse des Königs. Neue viel vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Berlin, 1789 (sonst 15 Thlr.) jetzt 8 Thlr.

Eben dieselben, in klein Oktav, ohne Vignetten, auf Schreibpapier (sonst 8 Thlr.) jetzt 4 Thlr.

— — — — — auf Druckpapier (sonst 6 Thlr.) jetzt 3 Thlr.

Supplement zu der ersten Ausgabe der hinterlassenen Werke. 4 Bände. gr. 8. Cölln, 1789. (sonst 5 Thlr.) jetzt 2 Thlr. 12 Gr.

Friedrichs II. ꝛc. bei seinen Lebzeiten gedruckte Werke. Vier Bände; nebst einem Anhange, oder fünftem Bande. Mit Vignetten von Meil, (sonst 6 Thlr. 8 Gr.) jetzt 5 Thlr.

— — Briefwechsel vor und nach seiner Thronbesteigung mit seinem Hofmeister Herrn Duhan de Jandun. Berlin, 1791. (sonst 8 Gr.) jetzt 4 Gr.

Oeuvres posthumes de Fréderic II, Roi de Prusse. 15 Vol. gr. 8. Berlin, 1789. (sonst 18 Thlr.) jetzt 9 Thlr.

Supplément aux Oeuvres posthumes de Fréderic II, Roi de Prusse, 6 Vol. gr. 8. Cologne 1789. (sonst 9 Th.) jetzt 4 Thlr. 12 Gr.

Correspondence de Fréderic II, avant et après son avènement au trône avec Mr. Duhan de Jandun. 12. Berlin 1791. (sonst 8 Gr.) jetzt 4 Gr.

Die Vossische Buchhandlung in Berlin.

Leben und Charakter

Friedrichs des Zweyten,

Königs von Preußen.

Friedrich ist die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt. Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit, als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel, ihm abzuhelfen, entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit; nicht die einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reiche ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hier und da herausgehobene Scenen; das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr: es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Engels Lobrede auf den König. S. 7—9.

Friedrich

Friedrich II. wurde im Jahr 1712 den 24. Januar in Berlin geboren. Sein Vater war Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinz, und seine Mutter, Sophie Dorothee, eine Churbraunschweigische Prinzessin und Schwester des Königs Georg II. von England. Der Tod zweier Prinzen, welche vor ihm gestorben waren, gab ihm die Rechte des Erstgebornen, und erhöhete die Freude der Eltern über seine Geburt. Der prachtliebende Friedrich I, sein Großvater, feierte die Taufceremonie mit außerordentlichem Pomp, und ließ sie durch den reformirten Bischof von Bär, denselben, welcher ihn zum König gesalbt hatte, verrichten. Zu Taufzeugen waren gebeten: Karl VI, Römischer Kaiser; der Zaar Peter I; Wilhelmine Amalie, Wittwe Kaiser Josephs I; Georg Ludwig von Hannover; Christiane Wilhelmine, verwittwete Herzogin von Mecklenburg; die Generalstaaten; der Kanton Bern. Er bekam die Namen Karl Friedrich.

Im folgenden Jahre bestieg sein Vater den durch den Tod Friedrichs I. erledigten Thron, und diese

Veränderung zog eine große Reform in den Sitten des Hofs nach sich. Die Französische Ueppigkeit, die verschwendrische Pracht wurde verbannt, und an ihre Stelle trat Sparsamkeit und Spartanischer Ernst. Friedrich Wilhelm war streng gegen sich und gegen andre; er wollte, daß alle, selbst mit Bekämpfung widerstrebender Neigungen, das seyn sollten, was er aus Temperament zu seyn sich aufgelegt fühlte. An seiner Tafel herrschte Frugalität, so wie in seinem ganzen Hauswesen ein Geist der Ordnung und Sittlichkeit, den man sonst nur in wohleingerichteten Privathäusern findet. Die Freuden der Liebe schränkten sich bei ihm bloß auf die ehelichen Pflichten ein, und noch in der Todesstunde tröstete ihn der Gedanke: daß er sich keiner Verletzung derselben bewußt sei. Warlich eine Art des Trostes, wovon Könige und Fürsten selten Gebrauch machen können! — Bälle, Maskeraden und andre dergleichen Lustbarkeiten kosteten ihm wenig oder nichts; denn er fand sein Vergnügen im Kreise seiner Familie, mit welcher er auf bürgerlichem Fuß umging. Seine Gemahlin nannte er seine Frau, und wiewohl er sie und die Kinder zärtlich liebte, *) so bediente er sich doch zuweilen der Rechte eines Hausvaters mit großer Schärfe. Beispiele werden wir weiter unten anführen. Ueberhaupt war er sehr jähzornig

*) Die Prinzessin Amalia nahm er, als sie eben erst aus der Badewanne kam, auf den Schooß, und setzte sich mit ihr an ein Kaminfeuer. aber so nahe, daß sie in Gefahr war zu ersticken, wenn man sie ihm nicht bald wieder genommen hätte.

nig und in seinen Sitten rauh, fast wie sein Liebling, Fürst Leopold von Anhalt. Der Grund davon lag in dem Mangel der Ausbildung durch Wissenschaften, die er weder kannte noch achtete, und in seinem militärischen Charakter. Den Soldatenstand liebte er leidenschaftlich, und um diese Leidenschaft zu befriedigen, schonte er selbst seinen Schatz nicht, und setzte sich nicht selten über Gerechtigkeit und Billigkeit hinweg. Man weiß, welche ungeheure Summen er auf Leute von schönem und großem Wuchs verwandte, und daß er seinen Werbern alle mögliche Ränke erlaubte, um Ausländer ins Garn zu locken, wodurch er mehrmals in die verdrießlichsten Streitigkeiten mit benachbarten Mächten gerieth. Den Bürger- und Bauernstand seiner Erbländer hatte er durch die zuerst eingeführte Eintheilung in militärische Kantone in eine Art von Leibeigenschaft gebracht; und ob er gleich die Kinder der Honoratioren, namentlich auch der Geistlichkeit, deren besondrer Patron er war, von der Enrollirung ausnahm: so kannten ihn doch seine Officier zu gut, als daß sie sich genau an das Edikt hätten halten sollen. Wer dann erst einmal angeworben war, den machte keine Berufung auf das königliche Wort wieder frei. — Bei dieser kostbaren und für manche so traurigen Liebhaberei hatte der König keinen eigentlich großen und edlen Zweck vor Augen. Das Militär war ihm, was dem Kinde die Puppe, dem Knaben der Ball oder Kreisel, und Roß oder Hund dem Jüngling ist. Sein Geschmack an dieser Art von Spielwerk zeigte sich schon in den jüngern Jah-

ren. Denn da er als Kronprinz sich häufig auf dem Jagdschloß zu Wusterhausen aufhielt, und sich mit Treibjagen vergnügte; so pflegte er die dazu aufgebotenen Bauerjungen auf militärische Art in Reihe und Glied zu stellen, und ihnen mit Kommando ihre Geschäfte anzuweisen. In einem Alter von vierzehn Jahren formirte er aus solchen Knaben eine kleine Leibwache; er ließ ihnen Monturen und hölzerne Flinten machen, und exercirte sie, so oft sie zusammen kamen. Aus diesen erwuchs nach und nach in der Folge die berühmte Potsdammer Garde, die an Größe, Schönheit und Fertigkeit im Exerciren ihres Gleichen nicht in Europa hatte. Aber der Kleinigkeitsgeist, der sich bei jenen kindischen Uebungen äußerte, verließ ihn auch in den männlichen Jahren nicht. „Er war Soldat, ohne Krieger zu seyn, Herr einer Armee, ohne den Geist eines Feldherrn zu haben — er hatte die Sucht, Riesen zu halten, an der Figur der Soldaten zu künsteln, und sie unaufhörlich in den Handgriffen zu üben: lauter untrügliche Kennzeichen eines Geistes, der für das Große des Krieges nicht geboren ist. Dadurch hatte er sich in Europa eher lächerlich als furchtbar gemacht. — — Man nannte Friedrich Wilhelm den Korporal unter den Königen, und dies drückte vollkommen seinen Geschmack an dem kleinen Dienste, und die wenigen großen Ideen aus, die er mit seiner großen Macht verband *).“

Eben

*) Lobschrift auf Friedrich II. vom Gr. v. Guibert, aus dem Franz. von Zöllner S. 2. und 3.

Eben der eingeschränkte Geist leuchtete auch aus seinen Religionsbegriffen hervor. Er glaubte, daß, wenn er die Kirchen fleißig besuche, und mit frommen Predigern umgehe, alle seine Sünden dadurch getilgt würden. Wie wenig er sich selbst verstand, wenn er von Religion sprach, sieht man aus folgendem Beispiel: Er hörte zu seiner Zeit oft von dem thätigen Christenthum reden, welche Worte einen besondern Eindruck auf ihn machten, daher er sie fleißig im Munde führte, aber jedesmal stätig für thätig sagte. Einst predigte ein Kandidat vor ihm, dem er sodann nach der Predigt seinen Beifall bezeugte, und ihn so anredete: Nun, ihr habt das Wort Gottes gepredigt, das ist gut; predigt auch das stätige Christenthum. Der Kandidat versprach, daß er sich ernstlich befleißigen wolle, das thätige Christenthum zu lehren; allein der König empfahl ihm wiederholentlich das stätige Christenthum, und merkte den Irrthum nicht, der Kandidat mochte den Accent auch noch so nachdrücklich auf das mißverstandene Wort legen *). — Wenn der König seine kirchlich-fromme Stunde (wie es Büsching nennt) hatte, so konnten die Heuchler alles bei ihm ausrichten, wenn sie in der ihm bekannten und gewöhnlichen frommen

*) Welcher Freund der echten Christusreligion kann sich hierbei des Gedankens erwehren, daß es doch höchst traurig ist, wenn sich solche schwache und unaufgeklärte Köpfe anmaßen, einer ganzen Nation Vorschriften über Glaubenslehren zu geben, und sie in die engen Schranken ihres eignen armseligen Systems zu zwingen.

Sprache mit ihm redeten. Vorzüglich fanden die Hallischen Theologen, die im Geruch der Heiligkeit und Orthodoxie standen, Eingang bei ihm, und unter diesen auch der berüchtigte Lange, den er mehrmals zur Tafel zog, und der ihn, wie bekannt, überredete, den Philosophen Wolf aus dem Lande zu jagen, weil er Religionswahrheiten aus der Vernunft bewies.

Dies war die Denkungsart und der Charakter des Mannes, nach dessen Befehlen unsers Friedrichs Erziehung angeordnet wurde. Es läßt sich also schon vermuthen, wie sie beschaffen gewesen seyn werde; denn wenn auch Eltern meistens den geheimen Wunsch haben, daß ihre Kinder den Graden nach dereinst besser, als sie selbst, seyn mögen: so nehmen sie doch gern das Muster der Tugend, wonach sie dieselben gebildet wissen wollen, von sich her. Gewöhnung zur Frugalität und Sparsamkeit, Abhärtung des Leibes gegen unangenehme Gefühle, Gleichgültigkeit gegen Bequemlichkeiten und Vergnügungen allerlei Art, strenger und unbedingter Gehorsam, Liebe zum Soldatenwesen und Fertigkeit in den militärischen Uebungen, Frömmigkeit nach den (dürftigen und zum Theil verkehrten) Begriffen des damaligen Zeitalters — das war das Ideal der Vollkommenheit, welches man bei Friedrichs Erziehung zum Grunde legte, womit aber sein Temperament, und nachher, bei allmählicher Entwickelung der Geisteskräfte, sein eignes Ideal meistens stark kontrastirte. Die feinere Organisation, welche dem Prinzen zu Theil geworden war, machte

ihn

ihn gegen die Reitze der Sinnlichkeit äußerst empfindlich, und eben dieselbe öffnete auch sein Herz den Eindrücken der intellectuellen Schönheit. Ein so herrlich gebautes und so zart gestimmtes Instrument konnte unmöglich die rauhtönende Lebensweise spielen, wozu man es nöthigen wollte, und die widernatürliche Behandlung desselben mußte folglich öfters Disharmonie hervorbringen. — Allein dennoch hatte die angewandte Erziehungsmethode keine durchaus nachtheilige Wirkung; vielmehr war sie in manchem Betracht sehr gut und nothwendig, wenn Friedrich das werden sollte, was er ward. Dies erkannte er in seinem männlichen Alter selbst, und sprach daher jederzeit mit Achtung von dem Betragen seines Vaters und dessen Maximen; dagegen er über den französirenden Ton am Hofe seines Großvaters bitter spottete. Er hatte zu viel Verstand, als daß er das Solide in der Denkart des Vaters von den damit verbundnen Frivolitäten und den theils übertriebnen, theils oberflächlichen Begriffen nicht hätte unterscheiden, und jenes billigen und sich zu eigen machen sollen. So empfahl er z. B. in einem Kabinetsschreiben anstatt des Kaffees den Genuß der Biersuppen, womit er selbst erzogen sei; und im Felde übte er die in der Jugend erlernten Grundsätze der Selbstverläugnung aus, ohne daß es ihm viel Ueberwindung zu kosten schien.

Die erste Bildung erhielt Friedrich von einer Französin, Namens Marthe du Val de Rocoules, einer geistreichen Dame, welche den Grund zu seiner nachmaligen Fertigkeit in der Französischen Sprache

legte. Im vierten Jahre wurde noch ein eigner Lehrer dieser Sprache, Dühan de Jandün, angestellt, der dem Prinzen in der Folge auch einen Geschmack an der Philosophie und andern Wissenschaften beibrachte, und durch seinen vortrefflichen Charakter die Liebe und Achtung seines Zöglings in einem hohen Grade gewann.

Als der Prinz sieben Jahr alt war, nahm man ihn aus den Händen der bisherigen Erzieherin, und übergab ihn der Oberaufsicht des Grafen von Finkenstein. Zum Unterhofmeister wurde der Oberst von Kalkstein ernannt. Die eigentlichen Lehrer waren außer dem schon genannten Dühan, der Obristwachmeister von Serning in der Mathematik und Ingenieurkunst; die Hofprediger Noltenius und Kochius in der Religion; der geheime Sekretär Hilmar Curas in der Geschichte, Erdbeschreibung und Kalligraphie; Heyne, Organist an der Domkirche, in der Musik.

Der Unterricht eines Prinzen hat seine eigne Schwierigkeiten, und wird selten mit dem glücklichen Erfolge belohnt, den die Geschicklichkeit der Lehrer erwarten läßt. Unzeitige Nachsicht, wenn der junge Herr einen Widerwillen gegen diese oder jene Wissenschaft bezeigt, und ängstliche Bemühung, ihm alles recht leicht und angenehm zu machen, sind die gewöhnlichen Schwächen der Instruktors; welche die Frucht ihrer Arbeit zum Theil vereiteln. Wenn man bedenkt, wie viel auf die Unterweisung solcher Herren verwandt wird, so sollte man meinen, sie müßten, selbst bei mittelmäßigen Gaben, weit mehr wissenschaftliche

Bildung erhalten, als Privatpersonen. Daß dieß aber meist nicht der Fall ist, lehrt die Erfahrung. Auch Friedrich scheint durch den Unterricht seiner Lehrer nicht sonderlich viel gewonnen zu haben *), ausgenommen die Fertigkeit in der Französischen Sprache, die er mehr als seine Muttersprache kultivirte. Eine Folge jener tadelhaften Nachsicht war es, daß er keine Sprache orthographisch schreiben lernte **). Von der Italiänischen verstand er wenig, und von der Lateinischen noch weniger, daher die Sentenzen, welche er in dieser Sprache aus dem Gedächtniß anführte, oft sehr gegen die grammatische Richtigkeit anstießen.

An diesen geringen Fortschritten in den ersten Kentnissen der Jugend war vorzüglich auch die schlechte Methode des Unterrichts, deren man sich damals bediente, schuld. Alles mußte auswendig gelernt werden, selbst Wissenschaften, die für den Verstand und das Herz gehören. Diese Methode begünstigte der Vater des Prinzen ebenfalls; denn er war mit dem Fleiße desselben nur alsdann recht zufrieden, wenn er fein viel auswendig hersagen konnte. Bestand er in dieser Prüfung nicht so, wie es der Vater wünschte; so gab ihm dieser zur Strafe Psalmen zum Auswendiglernen auf. Friedrich scherzte zuweilen noch in seinen männlichen Jahren darüber, und sagte, er verdanke sein gutes Gedächtniß dem Auswendiglernen

*) S. Friedrichs Briefwechsel mit Dühan, S. 68.

**) Man wird sich jedoch weniger darüber wundern, wenn man weiß, daß selbst Raynal und Voltaire ihre Muttersprache nicht orthographisch schrieben.

der Psalmen, wozu ihn sein Vater angehalten habe. Am dürftigsten war der Unterricht in der Religion, wo die Herren Hofprediger ihn mit scholastischer Theologie und dogmatischen Spitzfindigkeiten weidlich enüyirten, und den Grund zu seiner Abneigung gegen Religion d. i. gegen diesen Wust von unfruchtbaren Spekulationen und theologischen Wortkram, legten. Natürlich konnte Friedrichs lebhafter Geist und durchdringender Verstand an einer solchen elenden Unterrichts-Methode keinen Geschmack finden, und er zog also von seiner ersten Unterweisung bei weitem den Nutzen nicht, den er unter andern Umständen hätte haben können.

Dazu kam nun endlich noch, daß der König, sein Vater, weder Kenner noch Freund der Wissenschaften war, die Friedrichs Herz am meisten fesselten, nämlich die so genanten schönen Wissenschaften und die Philosophie. Diese sahe der König als gefährlich an für die Religion, und als zweckwidrig in Hinsicht auf die Bestimmung des Prinzen, der, gleich ihm, ein geübter und zu allen Kriegesstrapazen abgehärteter Soldat werden sollte. Zu dem Ende gab er ihm von seinem siebenten Jahre an eine ganz militärische Erziehung; er ließ ihn reiten, fechten, exerciren und marschiren lernen; er bekam Ober- und Untergewehr, und mußte so gar Schildwache stehen. Der Cadet Friedrich von Renzel, der im letzten Baierschen Feldzuge als Generallieutenant starb, brachte ihm die soldatischen Handgriffe bei. Schon im achten Jahre bekam der Prinz ein eignes kleines Zeughaus,

haus, worüber er die Aufsicht führte. Bald darnach wurde er Hauptmann des Cadettenkorps, und in der Folge erhielt er eine Compagnie bei des Königs Leibregiment, den großen Potsdammern, wie man sie zu nennen pflegte.

Allein der Prinz, dessen Seele nur an großen Ideen Unterhaltung fand, war mit der kleinlichen Manier der Kriegesübungen und dem übertriebenen Putz, worauf mit äußerster Schärfe gehalten wurde, nicht zufrieden, und der Mangel an Interesse und Eifer, den er für den Dienst blicken ließ, zeigte diese Unzufriedenheit merklich genug. Auch drückte er sie in seinen Mienen aus, wenn der König auf der Parade öfters die unbedeutendste Kleinigkeit mit Höchsteigner Hand bestrafte. Dies Betragen des Prinzen blieb dem Könige nicht verborgen, und er ließ ihn dafür gelegentlich seinen Unwillen ziemlich stark empfinden.

Mit dem Eintritt des Jünglingsalters entfaltete sich die Blüthe des Genies immer schöner und schöner, und die Liebe zu den Wissenschaften wurde desto feuriger, je weniger Befriedigung die angewiesenen pflichtmäßigen Geschäfte seinem Geiste gewährten. So oft er sich daher von diesen losreißen konte, flog er in sein Zimmer, wo ihn die Lektüre der besten Französischen Schriftsteller und der Griechischen und Römischen Klassiker (die er in Uebersetzungen las), für den Verdruß schadlos hielt, welchen ihm die äußern Mißverhältnisse seiner Lage machten. Zu Unterhaltungen mit gelehrten Freunden mußte er aus Furcht vor seinem

Vater

Vater oft nächtliche Stunden wählen. (S. Freundschaftl. Briefwechsel zwischen Friedrich II. und U. F. v. Suhm. S. 18.) Einen guten Theil der Muße füllte die Beschäftigung mit der Musik aus, welche bekanntlich bis in sein hohes Alter seine treueste Gefährtin blieb. Den ersten Unterricht in derselben empfing er, als er sechs Jahr alt war, und auf Befehl seines Vaters mußte der Anfang mit den Psalmen-Melodieen des Französischen Tonkünstlers Marrot gemacht werden, in welcher Absicht er dem jungen Prinzen ein schön gebundnes Gesangbuch zum Weihnachtsgeschenk gegeben hatte. Friedrich Wilhelm verläugnete selbst in der Musik seinen soldatisch-religiösen Charakter nicht. Seine Kapelle bestand aus dem ersten Chor der Hautboisten seines großen Regiments, welches der Kapellmeister Pepusch dirigirte. Da er das Feierliche liebte, so ließ er gewöhnlich nur Arien und Chöre, vornämlich aus den Händelschen Opern, aber bloß auf blasenden Instrumenten spielen. Daß sein Geschmack übrigens nicht der feinste war, beweiset unter andern die Anekdote von den Musik-Schweinen, welche Pepusch, um ihn zu belustigen, komponirt hatte, und die er mehrmals vor ihm aufführen mußte *). Der Prinz unterließ nicht, hiervon Stoff zu beißenden Anmerkungen her zu nehmen. Sein von Natur feineres Gefühl war auch schon durch die Unterweisung eines Quanz gebildet worden, dessen Bekanntschaft er in seinem sechzehnten Jahre machte.

Quanz

*) Anekdoten von König Friedrich II. Herausgegeben von Nikolai Heft 2. S. 153.

Quanz stand damals in Diensten des Königs von Polen, und als dieser im J. 1728 den König Friedrich Wilhelm besuchte, so kam Quanz mit ihm nach Berlin, wo er sich in der Kapelle der Königin hören ließ. Der Prinz, den das so meisterhaft gespielte Instrument entzückte, wünschte es ebenfalls spielen zu lernen. Er wandte sich deshalb an seine Mutter, die ihm zu Gefallen Quanzen in ihre Dienste nehmen wollte; allein der König von Polen ließ ihn nicht von sich, sondern erlaubte ihm nur, jährlich zweimal nach Berlin zu reisen, um den Prinzen im Flötenspielen zu unterrichten. Diese Reisen und ihr Zweck mußten vor dem Vater äußerst geheim gehalten werden, weil man voraus sahe, daß er das sanfte Vergnügen der Musik, besonders der Flöte, seinem Sohne, den er ganz zum Soldaten machen wollte, nicht gestatten würde. Wenn sich Quanz in Berlin aufhielt, so brachte er gewöhnlich alle Nachmittage von 4 bis 7 Uhr bei dem Prinzen zu. Vormittags war der Prinz genöthigt, den Launen seines Vaters zu fröhnen und seiner eignen Neigung Gewalt anzuthun. Denn die enge Uniform, das schlichte gekräuselte Haar, der steife Zopf, der gezwungene Soldatenschritt behagten ihm nicht, und eben so wenig gefielen ihm die Manövers auf dem Paradeplatze. Sobald er daher von den Dienstgeschäften frei und nach aufgehobner Mittagstafel von seinem Vater beurlaubt worden war; so eilte er in seine Zimmer, und warf allen diesen lästigen Zwang von sich. Er ließ sich dann frisch und nach der Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, zog

einen

einen Schlafrock an, und so studierte er, oder spielte die Flöte.

In einem solchen Anzuge befand sich einst (im Sommer des J. 1730) der Prinz mit seinem geliebten Lehrmeister Quanz allein, und trieb seine Uebungen in sichrer Ruhe; als plötzlich sein vertrauter Freund, Hr. v. Katte, ins Zimmer trat, und ihm die nahe Ankunft des Königs meldete. Dieser hatte von den Studien des Prinzen in seiner Einsamkeit etwas erfahren, und kam nun selbst, um ihn dabei zu überraschen. Katte ergrif geschwind die Kasten mit den Musikalien, nahm den erschrocknen Quanz bei der Hand, und sprang mit ihm und den Kasten in ein kleines zum Einheitzen der Oefen bestimmtes Kabinet. Der Prinz zog sich in größter Eil die Uniform an, konte aber doch den Haarbeutel nicht gleich wegbringen, indem der König schon herein trat, ehe er mit seiner Umkleidung ganz fertig war. Man kann denken, wie zerstört die Zusammenkunft gewesen seyn mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgnen Schränke, wo die Bücher und Schlafröcke befindlich waren. Letztere ließ er gleich ins Kamin werfen, die Bücher aber befahl er dem Buchhändler Haude zu verkaufen, der sie indeß zum Dienst des Prinzen aufbewahrte. Erst nach einer guten Stunde begab sich der König wieder weg, und so wurden endlich die beiden Gefangnen im Kabinet von ihrer Angst befreiet. Quanz beobachtete von der Zeit an noch mehr Vorsicht bei den Besuchen des Prinzen, als zuvor.

Dieser Vorfall vergrößerte die Disharmonie zwischen Vater und Sohn, welche jetzt in beständiger Spannung gegen einander lebten. Der König wurde durch die bei der Visitation vorgefundnen neuen Beweise von der Neigung des Prinzen zu den Wissenschaften und zu einem gemächlichen Leben in seiner Meinung bestärkt, daß derselbe nie seinen Wünschen sich fügen und dem Militär sich ernstlich widmen werde. Er ging daher mit dem Gedanken um, ihn von der Thronfolge auszuschließen, und sie dem andern Sohn, dem Prinzen August Wilhelm (Vater des jetztregierenden Königs) zuzuwenden. Von der andern Seite war auch der Kronprinz der strengen väterlichen Disciplin, welche gerade die in seinen Augen ganz unschuldigen Lieblingsneigungen traf, überdrüßig, und er dachte darauf, sich derselben gelegentlich zu entziehen. In dieser Absicht bat er kurz nach jenem Auftritt den König um Erlaubniß, zu seiner weitern Ausbildung eine Reise in fremde Länder unternehmen zu dürfen. Allein dieser schlug ihm seine Bitte ab, entweder weil er die Kosten scheuete, oder weil er wegen des eigentlichen Zwecks der Reise schon einen geheimen Verdacht hatte. Dagegen versprach er ihm eine kleine Reise durch Deutschland, auf welcher er ihn selbst begleiten wolle. Das war nun freilich nicht, was Friedrich wünschte; aber er wußte sich zu helfen. Er entwarf mit einigen seiner vertrautesten Freunde einen Plan, auf dieser Reise zu entfliehen und so seinen Vorsatz auszuführen. Der Weg, den der König nehmen wollte, war kein

Geheimniß; also konnte man Ort und Zeit zur Flucht vorher genau bestimmen und alle nöthigen Anstalten treffen. Die Reise wurde auf den 15ten Jul. (1730) festgesetzt, und ging über Leipzig, Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Anspach, Augsburg; von da nach Ludewigsburg und über Manheim nach Darmstadt und Frankfurth am Mayn. Sodann fuhren sie den Rhein herunter nach Wesel, wo sie den 12ten August ankamen. Von hier aus nun wollte der Prinz über Holland nach England flüchten, wozu durch seinen Vertrauten, den Lieutenant von Keith, alles in Bereitschaft gesetzt war. Man hoffte, dies um so leichter bewerkstelligen zu können, da der Prinz gewöhnlich nach dem Könige von den Stationen abfuhr, und er also einige Stunden gewonnen haben würde, ehe seine Flucht dem Könige bekannt geworden wäre.

Jedoch das widrige Geschick des Prinzen fügte es, daß sein Anschlag verrathen ward, der Vermuthung nach durch den kaiserlichen Gesandten, Frhn. v. Seckendorf, welchen politische Gründe seines Hofs bewogen, diese Flucht zu verhindern. Der Prinz wurde gleich arretirt, und hatte kaum noch so viel Zeit, ein Billet an Keith zu schreiben, daß er sich schleunig retten sollte, welches diesem auch glückte. Aber nicht so glücklich war ein andrer Vertrauter und Liebling des Prinzen, der Lieutenant von Katte, der thätigen Antheil an dem Plan zur Entweichung genommen hatte. Er war der Verabredung gemäß in Berlin zurück geblieben, und sollte dem Prinzen erst nachreisen,

reisen, wenn er schon zu Wesel angekommen seyn würde. Den Abend vor der Nacht, da er von Berlin abreisen wollte, brachte ein Kourier den Befehl zu seiner Gefangennehmung. Der Oberst von Pannewitz, welcher den Befehl vollziehen sollte, wünschte, daß der unglückliche Katte entkommen möchte, und verschob also die Arretirung bis zum folgenden Morgen. Allein mancherlei Umstände hatten seine Abreise in dieser Nacht verhindert, und so wurde er denn gefangen genommen und nach Küstrin geführt, wohin man auch den Prinzen brachte. Andre, die theils um die Flucht gewußt, aber doch nichts zu ihrer Beförderung beigetragen hatten, theils auch nur durch ihre Anhänglichkeit an den Prinzen sich auszeichneten, erfuhren die Ungnade des erzürnten Königs auf verschiedene Weise. Die älteste Prinzessin, Friederike Sophie, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, soll er deshalb sogar mit Faustschlägen gemißhandelt haben.

Man hat diese tragische Begebenheit in dem Leben Friedrichs durch allerlei, zum Theil sich widersprechende Sagen falsch vorgestellt. Am unwahrscheinlichsten ist wohl die Erzählung, welche Wien als das Ziel seiner Flucht, und als Zweck derselben eine Vermählung mit Maria Theresia angiebt. Der Ort, von wo aus er seine Entweichung projektirt hatte, und unverwerfliche Zeugnisse der dabei interessirt gewesenen Personen setzen es außer allem Zweifel, daß er nach England gehen wollte. Und über die Absicht seines Vorhabens können wir kein sichreres Zeug-

niß haben, als seine eigne Aussage. Denn als er auf königlichen Befehl im Gefängniß zur Bereuung seines Fehltritts ermahnt wurde, entschuldigte er sich damit: Weil sein Vater ihn nicht leiden könne, so hätte er seinem Mißfallen entgehen, und einen Hof besuchen wollen, mit welchem sein Vater in Freundschaft und Verwandtschaft stände *). Auch die vorher angeführten Beweise von dem traurigen Verhältnisse, worin Vater und Sohn gegen einander standen, bestätigen dies. Hiermit konnte aber noch eine andre Nebenabsicht, eine Heirath mit der Englischen Prinzessin Amalia, welche in den meisten Nachrichten als Zweck der vorgehabten Flucht angegeben wird, gar wohl bestehen. Diese diente indeß dem Prinzen vermuthlich nur als ein Mittel, seine Hauptabsicht zu erreichen: einen ruhigen Aufenthalt am Englischen Hofe, und gewissern Schutz gegen die Wirkungen des väterlichen Zorns, vornämlich gegen die zu befürchtende Ausschließung von der Thronfolge, zu finden. Daß die Königin, seine Mutter, hauptsächlich um dieser Vermählung willen die Entweichung begünstigt habe, dürfte mehr als wahrscheinlich seyn; aber von Seiten des Prinzen kann man, seiner ganzen Lage und Denkart nach zu urtheilen, keinen andern als den von ihm selbst eingestandenen Zweck annehmen.

Der König ließ nun in Berlin eine Art von Kriegsrecht, welches aus Generalen und Stabsofficieren bestand, versammeln, worin er selbst präsidirte.

*) Anekdoten von K. Friedrich II., herausgegeben von Nikolai, Sechst. Heft. S. 183.

te. Er trug den Fall vor, und behauptete mit großer Heftigkeit, sein Sohn habe den Tod verdient. Mehrere Anwesende fielen dieser Meinung bei; aber auch nicht wenige widersprachen derselben, namentlich der Feldmarschall v. Natzmer, der Generalmajor v. Buddenbrock und Fürst Leopold von Dessau. Die Standhaftigkeit dieser Männer, und die eifrigen Interceßionen verschiedener Europäischen Höfe brachten den König endlich von dem Gedanken einer Todesstrafe zurück. Dagegen schärfte er die Sentenz über den Lieutenant von Katte, welchen das Kriegesgericht nicht zum Tode verdammt hatte, und sprach das Urtheil über ihn, daß er geköpft werden sollte. Dies geschah auch auf dem Walle der Festung Küstrin am 5ten November, und zwar vor den Augen des Prinzen, der auf Befehl des Königs genöthigt wurde, der Hinrichtung aus seinem Fenster zuzusehen, bei welchem Anblick ihn eine Ohnmacht überfiel.

Anfangs ward der Prinz in seinem Arrest sehr hart behandelt. Er hatte einen schlechten blauen Ueberrock an ohne Stern, und war aller andern Kleider beraubt, mußte auf hölzernen Schemeln sitzen, und beim Essen durfte ihm weder Messer noch Gabel gegeben werden, sondern er bekam die Speisen geschnitten; auch durfte ihn keiner von seiner Lakaien bedienen. Der damalige Präsident von Münchow verschaffte ihm zuerst einige Bequemlichkeit. Er ließ durch den Boden über seinem Arrestzimmer ein Loch machen, durch welches er mit dem Prinzen sprach, ihm sein Mitleiden bezeugte, und ihm seine Dienste

anbot. Der Prinz klagte über das schlechte Essen, Geschirr, Tischzeug u. s. w. Münchow versprach, ihm besseres zu verschaffen, und ließ ihm letzteres auch in einem neuen Nachtstuhl zubringen, damit es die Schildwache nicht bemerkte. Der König hatte dem lutherischen Feldprediger Müller befohlen, den Herrn v. Katte nach Küstrin zu begleiten, und daselbst auch den Prinzen im Gefängnisse zu besuchen, ihn zur Reue über seinen Fehltritt zu bewegen, und besonders, ihn von der reformirten Dordrechtschen Lehre von der Prädestination, vom Partikularismus und von der absoluten Gnadenwahl, abzubringen, und ihm dagegen die lutherische Lehre von der allgemeinen Gnadenwahl einzuschärfen *). Müller mußte seine Wohnung über des Prinzen Gefängniß nehmen, da denn dieser ihm täglich, oft schon des Morgens um 6 Uhr, durch Klopfen ein Zeichen gab, daß er zu ihm kommen sollte. Alsdann disputirte er mit ihm über verschiedene Meinungen der christlichen Sekten, die er zum Theil bis auf die kleinsten Distinktionen inne hatte. Die absolute Gnadenwahl vertheidigte er lange und hartnäckig mit sehr sinnreichen Gründen. Ueberhaupt zeigte er nicht nur eine feine Religionskenntniß, sondern auch Gottesfurcht, indem er mehrmals mit dem Feldprediger knieend betete. Da ihm dieser häufig Beweissprüche aus der Bibel anführte, so fragte er ihn einst,

*) Es ist dies ein merkwürdiger Zug in Friedrich Wilhelms Charakter. Ob er gleich reformirt war, so hielt er sich doch eben so viel zu lutherischen als reformirten Predigern, und hatte auch noch auf seinem Toobette von jeder Konfession einen bei sich.

einst, wie er die Zahlen der Kapitel und Verse so genau behalten könne. Müller wies ihm darauf eine kleine Handkonkordanz, welche er in seiner Tasche hatte, als ein Hülfsmittel, und der Prinz bat sich dieselbe auf einige Zeit aus. Als der Prediger sie wieder bekam, fand er inwendig auf dem Deckel mit Bleistift einen Mann auf den Knieen liegend gezeichnet, über dessen Haupt zwei Schwerter kreuzweis hingen, und darunter die Worte Assaphs, Ps. LXXIII. V. 25 und 26. „Herr, wenn ich nur dich habe ꝛc.“ mit Lateinischen Buchstaben geschrieben. Wie sehr sich Friedrich in diesem Punkte nachher geändert hat, ist bekannt.

Als endlich der Zorn des Königs besänftigt war, und er seinem Sohne Vergebung wiederfahren lassen wollte; so schickte er eine Kommission von Generalen und Staabsofficieren nebst dem Geheimen Rath v. Thulemeier nach Küstrin, welche am 25ten Nov. (1730) dem Prinzen einen vom Könige vorgeschriebnen Eid abnehmen mußte, worauf ihm sein Degen und der Orden wieder gegeben ward. Der Instruktion gemäß begab sich der Prinz den folgenden Tag, welcher ein Sonntag war, unmittelbar aus seinem Arrest in die Kirche zum Gottesdienst, wo er eine auf die gegenwärtigen Umstände passende Predigt hörte. Nach der Predigt beurlaubte sich Müller bei ihm, und fragte, ob er ihm noch irgend einen Auftrag an seinen Herrn Vater anzubefehlen hätte. Der Prinz antwortete: Sagt ihm, ich wäre sehr gerührt über meines Vaters Gnade, und bäte ihn, daß er mir an

meinem Degen noch ein Port = d'epee zukommen lassen möchte. Müller hatte Befehl zum Könige nach Wusterhausen zu reisen. Dieser empfing ihn sehr gnädig, und erkundigte sich genau sowohl nach dem Herrn von Katte, als nach den Gesinnungen des Kronprinzen, desgleichen nach der vor ihm gehaltnen Predigt des Hofpredigers. Zuletzt fügte Müller hinzu: Der Kronprinz habe noch eine Bitte an Se. Majestät; er habe kein Port = d'epee an seinem Degen erhalten. Hierauf schrie der König laut auf: Ist denn Fritze auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut.

Der Kronprinz mußte auf Befehl des Königs noch ungefähr ein Jahr in Küstrin bleiben, um sich in den Finanz = und Polizeisachen zu unterrichten, und bei der dortigen Kammer als wirklicher Rath zu arbeiten. Er that dies auch mit vielem Eifer, und erwarb sich dadurch einen Schatz von Kenntnissen, welche auf seine nachherige Regierung den gesegnetsten Einfluß hatten.

Die völlige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, und die Zurückberufung des letztern an den Hof, geschah bei Gelegenheit der Vermählung der ältesten Prinzessin, Friederike Sophie, mit dem Erbprinzen Friedrich von Bayreuth. Der König wollte insbesondere seiner Gemahlin dadurch eine große Freude machen, und wünschte, daß sie vorher nichts davon erfahren möchte. Da man ihm aber vorstellte, daß die ganz unerwartete Erscheinung des Prinzen sie in eine allzu heftige und gefährliche Gemüthsbewegung setzen könnte; so ließ er sie von fern darauf vorbereiten.

ten. Die Vermählung wurde am 20ten Nov. 1731 vollzogen. Der König setzte sich nicht mit an die Tafel, sondern ging ab und zu, und munterte die Gäste zum Essen und Trinken auf. Nach einer Weile trat er mit dem Prinzen in den Saal, und führte ihn hinauf an die Stelle, wo die Königin saß, die ihn nicht eher zu bemerken schien, als bis er vor ihr stand. Sie sprang sodann erstaunt von ihrem Sitz auf, erhob die Hände, und rief: Ach mein Sohn! Der König aber sagte ihr: Sehet, Madame, da ist nun der Fritz wieder! — Die ganze Gesellschaft war bei dieser Scene bis zu Thränen gerührt.

Der König fing nun an, mit Ernst an einer Vermählung des Kronprinzen zu arbeiten. Schon längst hatte er sein Augenmerk in dieser Hinsicht auf das Haus Braunschweig gerichtet, und jetzt trat er deshalb in wirkliche Unterhandlungen mit demselben. Die Wahl fiel auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, eine Nichte der Gemahlin Kaiser Carls VI; die Verbindung kam glücklich zu Stande, und der Vermählungstag wurde auf den 12ten Junius 1733 festgesetzt. Der Prinz verhielt sich bei der ganzen Sache leidentlich; denn es fand hier nicht eigne Wahl noch persönliche Neigung Statt, auch mochten ihm die Bande der Ehe wohl überhaupt nicht gefallen. Indeß dachte er zu edel, als daß er den Tugenden dieser vortrefflichen Prinzessin nicht hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Er begegnete ihr stets mit gebührender Achtung, und gedachte

ihrer noch in seinem Testament auf eine Art, die seinem und ihrem Herzen Ehre macht.

Nach der Vermählung wurde der Hofstaat des Prinzen eingerichtet. Sein Vater schenkte ihm die Grafschaft Ruppin, und ließ ihn dann ungestört nach seiner Weise leben, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Er nahm also zuerst seinen Sitz in Ruppin, zog aber bald darauf nach Rheinsberg, einem andern kleinen Städtchen dieser Grafschaft, wo er das Schloß durch den Baron von Knobelsdorf nach seinem eignen Geschmack ausbauen und verschönern ließ. Die Inschrift, die er selbst angab *), nöthigte den König, als er sie vernahm, doch wieder zu einigen Aeußerungen des Unwillens. — Hier nun brachte Friedrich die schönsten Tage seines Lebens zu, an welche er sich noch im spätesten Alter mit Entzücken erinnerte. Seine Zeit war zwischen Vergnügen und Studieren weislich vertheilt; er opferte den Grazien, wie den Musen. Ein Zirkel von ausgesuchten literarischen und jovialischen Freunden, die er um sich her versammelte, die Lektüre geistreicher Schriften und der Briefwechsel mit den besten Köpfen des Auslandes, den er jetzt anspann, vollendeten seine Bildung. Zu seiner täglichen Gesellschaft gehörte sein alter Jugendlehrer Herr v. Senning; ferner der Graf Chazot, Frh. von Bielefeld, v. Kaiserling, v. Fouqué, Hofprediger des Champs, Algarotti, v. Knobelsdorf, der Maler Pesne, die Musiker Graun und Benda. Durch diese Männer wurde sein Geschmack an den schönen Künsten

*) Friederico tranquillitatem colenti.

sten und Wissenschaften geweckt, unterhalten und verfeinert. Einen sehr wichtigen Einfluß auf die Bildung seines Geistes und Herzens hatte Jordan, der das Predigtamt, welches er zu Prenzlow bekleidete, niederlegte, eine gelehrte Reise durch Frankreich, England und Holland machte, und sodann nach Berlin zurückkehrte, um daselbst in philosophischer Muße zu leben. Der Kronprinz berief ihn aber im Jahr 1736 an seinen Hof, und nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf. Jordan verband eine feine Lebensart mit den tiefsten philosophischen Kenntnissen, und er war es hauptsächlich, welcher Friedrichs Denkungsart in philosophischen Dingen einen neuen Schwung gab, und die Religionsbegriffe, die noch von seiner Erziehung her zum Theil sehr orthodox waren, läuterte.

Allein ehe der Prinz die reitzende Lage, die er sich hier zu bereiten anfing, genießen konnte, wurde seine den Musen gewidmete Ruhe noch einmal gestört. Die Polnischen Succeßionsstreitigkeiten hatten einen Krieg angezündet, woran Friedrich Wilhelm als Bundesgenosse des Kaisers Theil nehmen mußte. Er ließ daher im Julius 1734 zehn tausend Mann zu der kaiserlichen Armee am Rhein stoßen, und ging mit seinem Sohne selbst dahin ab, um dessen militärische Talente unter dem großen Feldherrn Eugen v. Savoyen, welcher das Oberkommando über die ganze Armee führte, sich entwickeln zu sehen. Obgleich der König schon unterweges kränkelte, so schonte er sich doch im Lager nicht; er schlief unter bloßen Zelten mitten unter seinen Soldaten u. s. w. Aber die Krankheit nahm

zu, und es zeigten sich bei ihm Spuren der Wassersucht, weshalb er im August wieder zurückkehrte. Auch war dieser Feldzug für den Prinzen wenig lehrreich; denn der alte Eugen führte den Krieg sehr schläfrig, und vermied ein entscheidendes Treffen, weil er seinen Ruhm nicht gern aufs Spiel setzen wollte. Im October führte der Prinz seines Vaters Truppen nach Frankfurt am Mayn zurück, ohne daß sie Gelegenheit gehabt hatten, sich hervor zu thun. Er selbst reisete sodann nach Potsdam, wo er seinen Vater so krank fand, daß er die Befehle nicht mehr unterschreiben konnte, welches der Prinz an dessen Stelle that. Dieser heftige Anfall ging jedoch bald vorüber; der König erholte sich, und schickte hierauf den Prinzen nach Stettin zur Besichtigung der Festungswerke. Als er dies Geschäft beendigt hatte, eilte er nach seinem geliebten Rheinsberg *), und blieb von jetzt an — einzelne kleine Reisen ausgenommen — bis zur Thronbesteigung beständig da.

Man kann das Götterleben des Prinzen in diesem Elisium nicht besser schildern, als er es selbst in einigen seiner Briefe gethan hat; z. B. an Suhm **): „Ich flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolf wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin

*) In Briefen nannte er es gewöhnlich Remusberg. Den Grund hiervon s. im achten B. der hinterl. Werk. Fr. (neue Ausgabe) S. 58.

**) Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Friedrich II. und U. F. von Suhm. S. 58.

lin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit den Göttern der Ruhe und Stille gewidmet seyn. Ein gewisser Dichter Gresset, von dem Sie gehört oder etwas gelesen haben werden, kommt zu mir, und mit ihm Jordan, Kaiserling, Fouque und der Major Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsre Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!

Unter einem heitern Himmel, sitzend am Fuße der Buchen
Forschen wir hier im Wolf, zum Trotz unsern Priestern.
Grazien und Scherze besuchen uns hier;
Doch haben auch andre Götter noch Zutritt.
Ergreift uns dann poetische Begeisterung,
Besingen wir Mars und Minerva;
Dann ehren wir Bachus, das Glas in der Hand.

So lautet das Bekenntniß, das ich Ihnen über das Leben ablege, das wir in diesem beglückten Aufenthalt führen, worin uns der Himmel lange erhalten möge."

In einem andern Briefe schreibt er *): „Ich fürchte nicht, Ihnen zu mißfallen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte von unserm ländlichen Zeitvertreibe sage; denn wen man liebt, den möchte man auch gern das allerunbedeutendste wissen lassen. Wir haben unsre Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und in angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich

*) S. 12.

ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und die Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns bloß als Erholungen und zu Milderung der Finsterheit und des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bringen können." Und an seinen ehemaligen Lehrer Dühan *): „Wir sind hier unser ein funfzehn

*) Briefwechsel S. 56. Dühan war im J. 1727, da man die Erziehung des Prinzen für geendigt ansah, als Rath bei dem Kammer- und Französischen Obergericht angestellt worden, welches Amt er bis zum J. 1730 bekleidete. Der Sturm, der in diesem Jahre über mehrere dem Prinzen ergebene Personen hereinbrach, traf auch ihn; er wurde nach Memel verwiesen, wo er über zwei Jahre blieb, bis er auf Empfehlung des Prinzen an den Hof des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel kam. Der Prinz empfand das Unrecht, welches durch die Verweisung diesem rechtschaffnen Manne widerfuhr, sehr tief, sprach doch aber nie unehrerbietig von seinem Vater. „Die Bande des Bluts (schreibt er an ihn) legen mir Stillschweigen bei einer Sache auf, über die ich mich sonst stärker erklären, bei der ich aber den feinen Unterschied zwischen Haß einer üblen Handlung, und Liebe gegen den, der sie begeht, leicht vergessen könnte. Es gibt Fälle, in denen die Ehrfurcht uns gebietet, schlimmen Dingen eine Wendung zu geben, durch die sie weniger verhaßt werden, und in denen die Menschenliebe will, daß wir die Fehler unsers Nächsten mit den besten Farben, mit denen wir nur können, ver-

zehn' Freunde, die in der Stille das Vergnügen der Freundschaft und die Annehmlichkeit der Ruhe genießen. — — Wir wissen nichts von heftigen Leidenschaften, und befleißigen uns einzig und allein, das Leben zu nutzen." Friedrich übt die Philosophie der Grazien aus;

Sein Element ist heitre sanfte Freude,
Und alles zeigt sich ihm in rosenfarbnem Licht.

Daß er während dieser Zeit ernsthafte Studien mit Eifer trieb, beweiset nicht nur seine eigne Aussage, sondern auch sein gelehrter Briefwechsel mit Voltaire, Rollin, Maupertuis u. a.; vorzüglich auch sein Antimachiaveli, das erste Werk, womit er als Schriftsteller auftrat, und welches eine Frucht der Muße zu Rheinsberg war. Er konnte in der That keinen würdigern Gegenstand seines Fleißes wählen, als eben diesen, ob er gleich die Absicht des Autors, den er widerlegt, verkannte, oder vielleicht nur zu verkennen schien. Denn es ist wohl jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Machiavell eine Satire auf die bösen Fürsten schrieb, mit denen Italien damals geplagt war, und daß Lorenz von Medicis, dem er sein Werk zueignete, ihn verstand. Wenn aber

verstecken sollen." Er tröstet ihn damit, daß, wenn eine gewisse Anzahl von Handlungen gethan seyn werde (wie er per euphemismum den Tod seines Vaters bezeichnet), er ihn für seine Leiden schadlos halten wolle Es war auch beim Antritt seiner Regierung eine seiner ersten Handlungen, daß er Herrn Dühan zurückberief, und ihm die Würde eines Geheimen Raths bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ertheilte.

aber Friedrich die von Machiavell aufgestellten Grundsätze für baaren Ernst annimmt, so erhält er einen desto natürlichern Anlaß, bei Widerlegung derselben seine eignen vortrefflichen Principia mit Wärme vorzutragen. Die Wahrheit und Stärke der Gedanken im Antimachiavell kann uns für die Unvollkommenheiten der Komposition und des Styls, welche man darin finden will, hinlänglich entschädigen. —

Seit dem Anfange des J. 1740 verschlimmerte sich der Gesundheitszustand Friedrich Wilhelms, und man fürchtete seinen Tod, welcher sich jedoch bis zu Ende des Maimonats verzögerte. Auf die Nachricht von der Annäherung desselben, eilte der Kronprinz nach Potsdam. Er fand daselbst seinen Vater mit den Vorbereitungen zum Uebergang in die Ewigkeit beschäftigt, wobei zwei Geistliche ihm Beistand leisten mußten. Ein sonderbarer, aber sehr charakteristischer Trostgrund, womit sich Friedrich Wilhelm aufrichtete, war auch der: Gott werde ihm hoffentlich wohl gnädig seyn, weil er seine Diener, die Prediger, immer in Ehren gehalten habe. Er starb den 31sten Mai, Morgens um drei Uhr, nachdem er einige Stunden zuvor von seiner Familie und dem Erben seiner Krone besonders den zärtlichsten Abschied genommen hatte *).

Als er todt war, begab sich Friedrich sogleich nach Charlottenburg, hielt sich etliche Tage lang in seinen Zimmern, und unterrichtete sich im Stillen

von

*) Hierüber verdient noch die eigne Nachricht Friedrichs (Hinterl. W. B. IX S. 8.) nachgelesen zu werden.

von der gegenwärtigen Verfassung des Staats und dessen Angelegenheiten. Einer seiner Minister, welcher den Neigungen des Königs zu schmeicheln gedachte, überreichte ihm einen Plan zur Vergrößerung des Hofstaats; der König nahm ihn an, und schwieg. Er fuhr fort, seine neue Rolle ernstlich zu studieren, um sie mit Würde spielen zu können, änderte aber vor der Hand nichts Wichtiges in den Einrichtungen seines Vaters. Seine Empfindungen in dieser Lage zeigt ein Brief, den er sechs Tage nach dem Antritt der Regierung an Voltaire schrieb *): „Mein theurer Freund, mein Loos hat sich geändert, und ich bin bei den letzten Stunden, dem Todeskampf und dem Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der That brauchte ich bei meinem Regierungsantritt diese Lektion nicht, um Ekel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu bekommen. — — Halten Sie mich, ich bitte Sie, für weiter nichts, als für einen eifrigen Patrioten und einen etwas skeptischen Philosophen, aber für einen wahrhaft treuen Freund. Um des Himmels willen! schreiben Sie an mich, wie an einen Menschen, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz. Bis jetzt bleibt mir kaum so viel Zeit übrig, daß ich zu mir selber kommen kann. Ich habe unendlich viele Geschäfte, und mache mir noch mehr dazu," u. s. w.

Abermals sechs Tage darnach an eben denselben **):

Nein,

*) Hinterl. W. (neue Aufl.) neunter Band S. 3.
**) S. 4.

„Nein, nicht im stillen Aufenthalt
Der Wissenschaft, in Rheinsberg, mehr,
Von wo du Verse sonst bekamst,
Sing' ich dies Liedchen ohne Kunst.
Denn, wisse jetzt verflößen sich
Der Dichter und der Fürst in mir.
Von nun an dien' ich keinem Gott,
Als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik,
Und alle Freuden, Voltair' selbst.
Mein höchster Gott ist meine Pflicht!
Wie manche Sorgen bringt sie mit!
Wie lastend ist ein Diadem!

Wenn dieser Gott befriedigt ist,
Dann, theurer Voltair', flieg ich schnell,
So wie ein Pfeil, in deinen Arm,
Und lerne dann im Unterricht,
Den mir mein lautrer Freund ertheilt,
Wie heilig Königspflichten sind."

„Sie sehen, mein lieber Freund, daß die Veränderung meines Schicksals mich ganz und gar nicht von der Metromanie geheilt hat, und daß ich vielleicht nie davon genesen werde. — — Ich gestehe Ihnen, daß ein Mann, der nur für das Denken und für sich selbst lebt, mir unendlich glücklicher scheint, als ein Andrer, der sich bloß damit beschäftigen muß, seine Nebenmenschen glücklich zu machen. — — Ich arbeite mit beiden Händen: auf der einen Seite für die Armee, auf der andern für das Volk und für die schönen Wissenschaften."

Welch eine Energie der Seele! Lieblingsneigungen von so edler Art den Pflichten seines Amtes aufopfern, wenn man es ungehindert und ungeahndet thun darf, das vermag nur ein Friedrich; und nur der erkennt die Größe eines solchen Opfers, der einen ähnlichen Kampf zwischen Vergnügen und Pflicht gekämpft hat. — Vorher waren ihm die Geschäfte, welche ihn von dem Umgange mit den Musen und seinen gelehrten Freunden abzogen, äußerst zuwider. An Suhm schrieb er einmal noch als Kronprinz *): Tantalus hat gewiß nicht mehr gelitten, da er mitten im Fluß nicht trinken konnte, als ich, da ich Ihre Hefte von Wolf empfing, und sie nicht zu lesen im Stande war. Ich glaube, alle mögliche Hindernisse und alle überlästige Menschen, die es nur geben kann, haben sich verschworen, mich daran zu hindern. Eine Reise nach Potsdam, tägliches Exerciren und die Ankunft meines Bruders mit den Herren von Hacke und von Rittberg sind diese Hindernisse gewesen.

Denken Sie, lieber Diaphanes **), ich sehe diese Karavane ankommen, ohne mir weiter etwas dabei träumen zu lassen; und diese Herren, die mir, wie alles, jetzt eine schwere Bürde sind, verlassen mich nicht einen Augenblick, so daß ich mich allen

Teu

*) Freundschaftl. Briefwechsel zwischen Friedrich II u. U. F. v. Suhm. S. 38.

**) Diesen Namen hatte er im Scherz Suhm beigelegt.

Teufeln ergeben möchte. Ein Gespräch vom Wuchs, Maaß und Zollen, wie bald ist das erschöpft! Ist es aus, so bin ich auf dem Trocknen, ꝛc.

Bei diesem Enthusiasmus für die Wissenschaften war es zu bewundern, daß er sie nun denjenigen Beschäftigungen, die er sonst wohl kindische Kleinigkeiten zu nennen pflegte, nachsetzte. —

Das erste merkwürdige Edikt, welches den Geist seiner Regierung verrieth, und der Nation zeigte, was sie von ihm zu erwarten habe, erschien d. 3ten Julius. In demselben erlaubte er den lutherischen Predigern, ihre ehemaligen Kirchenkleidungen und Ceremonien wieder zu gebrauchen, wenn sie wollten. Sein Vater hatte nämlich vier Jahre zuvor durch eine Kabinetsordre befohlen, daß die Chorröcke, Meßgewande und dergleichen aus dem Papstthum herrührende Trachten, so wie auch das Absingen der Kirchengebete, der Einsetzungsworte des Abendmahls und des Segens abgeschafft werden solten. Mehrere Prediger und Gemeinen machten Vorstellungen dagegen; aber der König blieb bei seinem Befehl, und sagte, daß er den Predigern, welche eine Gewissenssache daraus machen wollten, den Abschied geben würde. Dies geschah auch wirklich mit dreien, und so wurde denn zwar die Ordre überall befolgt, jedoch nicht ohne Unzufriedenheit und fortdauerndes Murren. Friedrich hingegen hatte den weisen Grundsatz, daß ein Regent seine Macht auf Dinge, welche die Religion — sey es auch Vorurtheil und Aberglauben — betreffen, nicht ausdehnen müsse, und daß Befehle in dieser

Hinsicht

Hinsicht nie positiv seyn dürfen. Beförderung der Aufklärung hielt er für weit wirksamer zum Vortheil der Religion, als Kabinetsordern und Edikte. Dies war und blieb sein Princip, so lange er regierte, und die Nation segnet ihn noch im Grabe dafür.

Eben so hob er auch die durch Pfafferei vermehrten Eheverbote auf, und schränkte sie bloß auf die Grade ein, welche ausdrücklich in der Bibel verboten sind.

Uebrigens gibt er von seinen öffentlichen Handlungen und von der Lebensweise, die er als König führte, am Ende des ersten Monats seiner Regierung einen kurzen Bericht an Voltaire in folgenden Worten *): Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören; und bei dieser Gesinnung habe ich nach allen meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Fürs erste habe ich die Macht des Staats mit 15 Bataillonen, 5 Schwadronen Husaren und einer Schwadron Gardes du corps vermehrt, und den Grund zu unsrer neuen Akademie gelegt **). Wolf, Maupertuis,

*) Hinterl. W. B. IX. S. 9.

**) König Friedrich I hatte seiner Gemahlin zu Gefallen durch Leibnitz eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin gestiftet. Friedrich Wilhelm I, ein Feind aller Gelehrsamkeit, verachtete diese Gesellschaft so, daß er seinen Hofnarren zum Präsidenten derselben machte, den sie aus ihrer Kasse besolden mußte. Friedrich II aber erhob sie zu einer Akademie der Wissenschaften, und interessirte sich aufs wärmste für ihren Flor.

Vaucanson und Algarotti habe ich schon; von 'S Gravesand und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Manufaktur-Departement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer, und reise nach Preußen, um mir da, ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien, huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat, und welche nun von dem Herkommen begünstigt werden. Meine Art zu leben ist für jetzt noch nicht recht im Gange; denn die Fakultät hat es für gut gefunden, mir ex officio Pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis um 8 Uhr den Brunnen, schreibe bis 10, lasse bis Mittags Regimenter exerciren, schreibe bis 5 Uhr, und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sind, so soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte, und überdies noch neue Einrichtungen; bei dem allen muß ich auch viele unnütze Komplimente machen, Cirkulare ergehen lassen u. s. w. Die meiste Mühe macht mir die Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich seyn sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getreide für das ganze Land enthalten."

Unter solchen Anstalten und Reisen verflossen die ersten Monate. Als er nach Westphalen reisete, um die Huldigung einzunehmen, besuchte er auch Straßburg unter dem Namen eines Grafen v. Dufour. Ein Preußischer Deserteur erkannte ihn aber dort, und

breitete die Nachricht von seiner Ankunft aus. Sobald der König Beweise von dieser Entdeckung erhielt, kehrte er in seine Staaten zurück, ohne Paris (wie er Willens gewesen seyn soll) gesehen zu haben. Eine ihm interessante Bekanntschaft machte er noch auf dieser Reise in Wesel, wohin er Voltairen beschieden hatte, den er hier zum erstenmale sprach. Durch eben denselben ließ er auch ein Manifest für sich gegen den Bischof von Lüttich, mit dem über die Baronie Herstall Streit entstanden war, aufsetzen. Die Sache wurde so beigelegt, daß der König sein Recht auf diese Baronie für 150000 Rthlr. abtrat.

Friedrichs Thronbesteigung hatte seine Feinde mit Schrecken und seine Freunde mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt; beide täuschten sich aber in ihrem Urtheil über dessen Charakter. Er rächte sich an jenen nicht, und erhob diese nicht über Verdienst. Die Personen, welche in der zu seiner Verurtheilung niedergesetzten Kriegs-Commission gegen ihn gesprochen hatten, kannte er; allein er ließ sie nie empfinden, daß er es wußte. Zu diesen gehörte unter andern der Oberste v. Derschau, den er nachher zum Generalmajor beförderte, und dessen Sohn im J. 1769 Staats- und Finanzminister ward. Auf der andern Seite betrogen sich auch seine Jugendfreunde in ihren süßen Träumen von einem glänzenden Glück. Zwar wurden mehrere derselben angestellt, jedoch in Aemtern, wo sie ihren Unterhalt, wie andre ehrliche Männer, verdienen mußten, und denen sie nach ihren Eigenschaften und ihrer Geschicklichkeit wohl

vorstehen konnten. Bielefeld z. B. ward Legationssekretär; und wie weit diese Beförderung unter seiner Erwartung war, verrieth er selbst, indem er sagte: Ich gestehe aufrichtig, das heißt einen kleinen Anfang machen. Am niedergeschlagensten gingen die windigen Franzosen einher, welche dem Könige mehr zur Belustigung und zum Gegenstand des Witzes gedient, als durch solide Kentnisse seine Hochachtung gewonnen hatten. — Es ist immer ein Zeichen eines schwachen Geistes, wenn ein Regent seine Günstlinge bloß darum, weil sie Günstlinge sind, nicht nur mit Geschenken (welches verzeihlich wäre), sondern auch mit Ehrenstellen, für die sie gar nicht passen, überhäuft, und sie so auf Kosten und zum Schaden des Staats für die ihm persönlich geleisteten Dienste belohnt.

In der Verfassung des Militärs änderte Friedrich nichts, außer daß er das Regiment der großen Potsdammer Garde, deren Unterhaltung allzu kostbar war, abschaffte. Die übertriebene Sorgfalt für Putz fiel nach und nach von selbst weg, da sie keine Aufmunterung mehr fand. Hiermit war es unter der vorigen Regierung so weit gekommen, daß, wie er selbst in seinen Beiträgen zur Brandenburgischen Geschichte sagt, man nahe daran war, sich zu schminken und Schönpflästerchen aufzulegen. Schon wurden bei der Cavallerie die Hufe der Pferde geschwärzt und die Mähnen mit Band durchflochten, und der Infanterist brachte seine Zeit mit Firnissen, mit Poliren und

Anstreichen

Anstreichen zu *). Dergleichen Tändeleien unterblieben nun; dagegen erhielt Friedrich die vortreffliche innere Disciplin der Armee und die Taktik im Einzelnen, wodurch Preußens Krieger sich damals vor allen Europäischen Truppen auszeichneten. Auch vermehrte er das Heer, welches bei dem Anfange seiner Regierung etliche und siebzig tausend Mann stark war, bis auf achtzig tausend, und führte sie zu großen Uebungen an. Er verdoppelte die Artillerie und den Vorrath in den Zeughäusern, er zog fremde Officier von Verdiensten an sich, und setzte durch diesen ausnehmenden Eifer für das Kriegeswesen die Welt in Erstaunen, die in ihm bisher bloß einen müßigen Gelehrten und schönen Geist zu sehen geglaubt hatte.

Unterdeß erscholl plötzlich das Gerücht von Kaiser Karls VI Tode, welcher im October dieses Jahrs gestorben war. Der König lag gerade um diese Zeit zu Rheinsberg am Fieber krank; er nahm aber auf diese Nachricht, selbst wider Willen der Aerzte, Chinarinde, und ward gesund: denn er hatte jetzt, wie er sich ausdrückt, wichtigere Dinge vor, als sein Fieber abzuwarten. Er entschloß sich, die gegenwärtige Gelegenheit zu benutzen, um die rechtmäßigen Ansprüche seines Hauses auf einige Schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, wozu ihn ein Schatz von beinahe neun Millionen und sein vortrefflich geübtes Kriegesheer in Stand setzten. Die übrigen

*) Guiberts Lobschrift auf Friedrich II übersetzt v. Zöllner S. 36.

Beweggründe zu diesem Unternehmen lese man bei ihm selbst nach *); sie sind von der Art, daß, wenn je ein offensiver Krieg entschuldigt werden, oder gerecht heißen kann, ohne Zweifel dieser in die Klasse der gerechten gehört. Friedrich fing weder leichtsinnig, noch aus eitler Ruhmsucht Kriege an; er wußte den hohen Werth von Menschenblut zu schätzen: allein die böse Politik fremder Höfe zwang ihn, als König Manches zu thun, was er als Mensch und als Philosoph mißbilligte.

Ich übergehe die einzelnen Begebenheiten dieses Krieges, worin Friedrich die Laufbahn eines Helden so rühmlich begann. Nach fünf merkwürdigen Schlachten wurde der Friede zu Breslau den 28sten Jul. 1742 geschlossen, und durch denselben erhielt er mehr, als er anfangs begehrt und erwartet hatte: den Besitz des größten Theils von Schlesien. Er eilte sodann, seine neuen protestantischen Unterthanen mit der sehnlichst gewünschten Gewissensfreiheit zu beglücken, welche Verfügung ihm sogar die Herzen der Katholiken gewann; denn diese fürchteten vorher, unter einem protestantischen Oberherrn nach ihren eignen Grundsätzen der Toleranz behandelt zu werden.

Der Krieg allein, so rasch er auch geführt wurde, schien dem lebhaften Geiste des Königs nicht Beschäftigung genug zu geben; er besorgte während desselben nicht nur die innern Staatsgeschäfte, ließ neue Gebäude in der Residenz aufführen, seine Schlösser verschönern ꝛc., sondern er studierte auch im Felde,

wie

*) In der Geschichte meiner Zeit.

wie in seinem Tuskulan, er machte Verse, spielte die Flöte, und schrieb fast täglich Briefe an seine Freunde, voll Munterkeit, Witz und Laune.

Nach dem Frieden gab er neue Verordnungen zum Besten der Handlung und Manufakturen, ermunterte zum Seidenbau, vermehrte die Truppen, stiftete eine gelehrte Gesellschaft in Potsdam und Königsberg, und beförderte den Flor der Akademie zu Berlin.

Jedoch die Ruhe dauerte nicht lange. Die Intriguen feindlich gesinnter Mächte nöthigten ihn, im August des Jahres 1744 abermals die Waffen zu ergreifen. Dieser Krieg war hartnäckiger, blutiger und eine Zeitlang mißlicher für den König, als der erste; aber er wurde eben dadurch auch lehrreicher, und endigte sich desto rühmlicher für Preußens Helden. Mit der Schlacht bei Hohenfriedberg neigte sich die Wage auf Friedrichs Seite, und der glänzende Winterfeldzug im Jahre 1745 führte den Frieden herbei, der im December dieses Jahres zu Dresden geschlossen ward. Er enthielt der Hauptsache nach nur eine Erneuerung und Bestätigung des Breslauer Friedens.

Die Armee des Königs betrug jetzt hundert und dreißig tausend Mann; er verstärkte sie aber aufs neue, und fuhr fort, an ihrer Bildung zu arbeiten. Nicht weniger suchte er den Wohlstand seiner Länder auf alle Weise zu erhöhen, von welcher Sorge vornämlich Schlesien die wohlthätigsten Folgen empfand. Auch schrieb er um diese Zeit die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg, ein Werk, das seinen Na-

men als Schriftsteller auf die Nachwelt gebracht haben würde, wenn er auch sonst nichts weiter geschrieben hätte.

Das Schicksal fügte es, daß er nach einem zehnjährigen Frieden den Schauplatz des Krieges noch einmal betreten mußte. Einige unbedeutende Grenzstreitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern in Canada waren die entfernte Veranlassung; sie rückte dem Könige aber näher und wurde dringender, als die Ehrsucht jener Mächte den kleinen Funken zu einem gewaltigen Feuer anblies, dessen Flammen auch Deutschland zu ergreifen droheten. Er trat mit England in Bündniß, und glaubte durch diese Verbindung am sichersten den Krieg von seinem Vaterlande abzuhalten. Allein Frankreich, welches ebenfalls Preußens Allianz gewünscht hatte, und sich jetzt getäuscht sah, entrüstete sich darüber, schloß sich aus Rache an Oestreich an, und nun wurde Wien der Mittelpunkt eines mächtigen Gegenbündnisses gegen den König. Der Wiener Hof konnte den Verlust von Schlesien noch nicht verschmerzen, und hielt die gegenwärtige Gelegenheit für bequem, es wieder zu erobern. Er zog in dieser Absicht Rußland und Sachsen mit in sein Interesse, welche leicht zu bewegen waren; denn Rußlands Beherrscherin, Elisabeth, hatte wegen eines beißenden Einfalls des Königs über ihre Galanterie, einen persönlichen Haß gegen denselben, und Sachsen sahe mit neidischem Auge auf Preußens anwachsende Macht. Schweden ließ sich nachher durch Französisches Geld verleiten, dem großen

Bünd-

Bündnisse beizutreten, und die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage zu Regensburg wurde, wie gewöhnlich, vom Kaiserlichen Hof durch erregte Furcht und Hoffnung gewonnen, daß die Privatsache desselben für eine Angelegenheit des Deutschen Reiches erklärt, und folglich ein Reichskrieg beschlossen werden mußte. So stand denn also fast ganz Europa gegen Friedrich auf, und dieser hatte keinen Alliirten, als sein Genie und seinen Muth; denn England gab zwar Geld, handelte aber überhaupt nicht immer als ein treuer Bundesgenosse gegen ihn. — Zum Glück erfuhr er die gegen ihn geschmiedete Kabale zeitig genug, so daß er seinen Feinden zuvorkommen konnte. Er überfiel daher im September 1756 Sachsen mit zwei Armeen, und nahm es in Besitz.

In diesem schrecklichen, sieben Jahre dauernden Kriege, der mit gränzenloser Erbitterung geführt wurde, zeigte Friedrich eine Größe des Geistes, welche selbst seine Feinde in Erstaunen setzte. Er glich einem Löwen, den eine Menge wüthiger Hunde anfällt, und der von ihnen zerkratzt, zerbissen und endlich niedergerissen, doch auch liegend noch sie durch seine furchtbaren Blicke in Respekt hält, von Zeit zu Zeit wieder aufspringt, mit gesammelten Kräften hier einige zu Boden schlägt, dort andere ergreift und zerreißt, und die bellende Schaar vor sich her treibt.

Gegen das Ende, da seine Hülfsquellen zu versiegen anfingen, gab er fast die Hoffnung auf, der Uebermacht seiner Feinde auf die Länge widerstehn, und sie zu einem rühmlichen Frieden nöthigen zu können.

nen. Aber er war fest entschlossen, lieber ganz zu Grunde zu gehen, als in einen schimpflichen Frieden zu willigen. Seinen vertrautesten Freunden theilte er den Kummer, welchen der Gedanke an den ungewissen Ausgang des Krieges ihm machte, öfters mit. An d'Argens schrieb er im Mai 1759 *): „Gesundheit und Zufriedenheit des Herzens — daran denke ich nicht, und beide sind mir sehr gleichgültig. Ich sehe wohl, lieber Marquis, daß sie eben so verblendet sind, wie das Publikum. In der Ferne mag meine Lage vielleicht einen gewissen Glanz von sich werfen; kämen Sie ihr aber näher, so würden Sie nichts als dicken undurchdringlichen Rauch finden. Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sey, wie er wolle — der Name gehört nicht mehr für mich. Kurz, lieber Marquis, ich bin alt, traurig und melancholisch. Von Zeit zu Zeit blicken noch einige Funken von meiner ehemaligen guten Laune auf; aber sie erlöschen geschwind, weil sie von keiner Gluth unterhalten werden. Es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem erkennen, was ich ehemals war, sondern einen alten Mann erblicken, der schon grau wird, die Hälfte seiner Zähne verloren hat, und dem es an Frohsinn, an Feuer und Imagination fehlt — — Das, mein Lieber, sind die Wirkungen, nicht so wohl der Jahre, als der Sorgen, und die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst

*) Hinterl. W. B. X. S. 241.

Herbst unsers Lebens unfehlbar mitbringt. Diese Betrachtungen machen mich sehr gleichgültig gegen das Leben, und geben mir gerade die Stimmung, in der ein Mensch seyn muß, der das Geschick hat, sich auf Leben und Tod schlagen zu müssen. Mit einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man muthiger, und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern."

Von dieser traurigen Gemüthsstimmung ließ aber der König nichts, weder vor dem Heere, noch sonst öffentlich, an sich blicken; auch hinderte sie ihn nicht an seiner gewohnten Thätigkeit, und lähmte nicht die Spannkraft seines Geistes. Mitten unter den fürchterlichsten Stürmen des Schicksals, denen er bloß gestellt war, behielt er noch immer so viel Seelenruhe, daß er mit Musik und Dichtkunst sich erheitern, und öfters scherzhafte Briefe an seine Freunde schreiben konnte. Nur einmal übermannte ihn die Schwermuth auf kurze Zeit, und da vermochte ers nicht, die Ausbrüche derselben ganz zu unterdrücken. Dies war die schreckliche Periode gegen das Ende des Jahres 1761, wo er eine Hiobspost nach der andern erfuhr, und durch mehrere auf einander folgende Unfälle alle zuvor mühsam errungenen Vortheile verloren schienen. Der Gedanke an einen freiwilligen, selbst gewählten Tod, womit er sich schon längst vertraut gemacht hatte, wurde lebhafter, und er schien sich gern dabei zu verweilen, und seinen einzigen Trost darin zu finden. Es ist bekannt, daß er bald nach dem Anfange dieses grausamen Krieges sich mit Gift

versah, um im äußersten Nothfall Gebrauch davon zu machen; man fand es nach seinem Tode noch ganz eingepackt, so wie er es bei sich getragen hatte. Auch äußert er in verschiednen Gedichten und Briefen seinen Vorsatz unverholen, unter andern an d'Argens *):

„Nennen Sie meine Gesinnungen, wie Sie wollen, lieber Marquis. Ich sehe, daß wir in unsern Begriffen nie übereinstimmen werden, und daß wir von sehr verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben, wie ein Sybarit; und ich? — ich betrachte den Tod wie ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigt, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; keine Bewegungsgründe, keine Beredsamkeit können mich dahin bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben; oder, sollte dieser Trost dem Geschicke, das mich verfolgt, noch zu süß scheinen, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich unmöglich länger ertragen läßt. Ich handelte stets der innern Ueberzeugung und jenem Gefühl von Ehre gemäß, die stets meine Schritte leiten, und thue es auch noch jetzt; mein Betragen wird allezeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Die Jugend opferte ich meinem Vater, und die männlichen Jahre meinem Vaterlande auf; nun glaube ich berechtigt zu seyn, über mein Alter zu gebieten. Ich habe es Ihnen gesagt,

*) Hinterl. W. B. X. S. 292. Der Brief ist vom 28sten Octbr. 1760.

sagt, und wiederhole es noch einmal: nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge alles zu wagen, und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden. — — Es gibt Leute, die dem Geschick folgsam sind; ich bin nicht dazu geboren. Habe ich für andre gelebt, so will ich für mich sterben. Was man davon sagen wird, ist mir sehr gleichgültig, und ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. — — Man endigt ein unglückliches Leben nicht aus Schwachheit, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns Niemand schaden und nichts unsre Ruhe stören kann, der glücklichste für uns ist. Wie viele Gründe hat man nicht in einem Alter von funfzig Jahren, das Leben zu verachten! Mir bleibt keine Aussicht übrig, als daß ich ein kraftloses schmerzhaftes Alter, Kummer, Betrübniß über ehemaliges Glück, Schande und Beschimpfungen haben werde. In der That, wenn Sie sich in meine Lage hinein denken, so werden Sie meinen Vorsatz weniger tadeln, als jetzt. Ich habe alle meine Freunde, meine geliebtesten Verwandten verloren; mich trifft jede nur mögliche Art von Unglück; mir bleibt gar keine Hoffnung übrig; ich sehe mich von meinen Feinden verspottet, und ihr Stolz trifft Anstalten, mich unter die Füße zu treten. Ach! Marquis,

Wenn alles uns verläßt, die Hofnung selbst uns flieht;

Dann

Dann wird das Leben Schmach, und eine Pflicht der Tod.“

Einige Tage nach diesem Schreiben wurde die blutige Schlacht bei Torgau gewonnen. So wichtig dieser Sieg auch für den König in seiner damaligen Lage war: so wenig fand er sich dadurch gebessert. „Wir haben die Oestreicher geschlagen (schrieb er an eben denselben); von ihnen und von uns sind außerordentlich viel Leute geblieben. Dieser Sieg verschafft uns vielleicht den Winter hindurch einige Ruhe; aber das ist auch alles. Mit dem künftigen Jahre wird es von neuem angehen. — — Uebrigens bleibt meine Art zu denken so, wie ich sie Ihnen vor acht Tagen (in dem eben angeführten Briefe) zu erkennen gab. — — Wie ich es auch anfangen mag, ich erliege unter der Menge meiner Feinde. Darin besteht mein Unglück, und das ist die eigentliche Ursache von so vielen Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, die ich nicht habe vermeiden können. — — Durch die Schlacht am 3ten (Novembr., bei Torgau) haben wir unsre Ehre gerettet; indeß glauben Sie nicht, unsre Feinde wären dadurch so sehr zu Boden geschlagen, daß sie Frieden machen müßten. — — Leben Sie wohl, lieber Marquis; schreiben Sie mir bisweilen, und vergessen Sie einen armen Teufel nicht, der täglich zehnmal sein unglückliches Daseyn verflucht, und schon in den Gegenden zu seyn wünscht, aus denen Niemand mit Nachrichten zurück kommt.“

So melancholisch ging er dem folgenden Feldzuge entgegen, in welchem noch härtere Schläge des Schicksals

seiner warteten; aber immer hielt er sich aufrecht, ja, sein natürlicher Frohsinn zeigt sich in den Gedichten und Briefen von diesem Jahre wieder häufiger, als zuvor. Er las während dieses Feldzuges zu seiner Erholung ein weitläuftiges philosophisches Werk *), und korrespondirte mit d'Argens über spekulative Philosophie. Nach dem Verlust von Schweidnitz, der alle seine Plane zerrüttete, schrieb er eine poetische Epistel an d'Argens **), worin er die Empfindungen seines Herzens eben so rührend als erhaben schildert.

„Verloren sind so theure Stunden oft
Mit manchem eitlen Plan. Kaum athmet noch
Mein Muth, indeß die Last mich niederbeugt.
Und ungelehrig, strebt mein Sinn auch jetzt
Noch, Hülfe zu verleihn. — —
Ach! wie so fest die stärkste Seel' auch sey —
Ein Strom von Unglück reißt zuletzt sie fort.
Wenn keine Hoffnung bleibt, dann stirbt der Muth;
Die Fesseln trägt der Geist, ob sträubend auch.
Die Unglücksmacht des Schicksals, das mich drückt,
Vergiftet meinen Geist mit Menschenhaß — —
Du kennst mein Herz; du weißt, daß es den Prunk
Gekrönter Despotie verschmäht; du sah'st,
Wie oftmals ich, von dieser eitlen Pracht
Umringt, weit minder Fürst, als Bürger, war.
Doch trägt mein Gleichmuth, meine Weisheit nicht
Gewalt der fest verschwornen Könige,

Die

*) Des Bernier abregé de la philosophie de Gassendi, welches aus acht Bändchen besteht.

**) Den 8ten Nov. 1761.

Die, ungerecht, und nie zurückgeschreckt,
Vom Thron mich stürzen will, der schon erbebt.—
— — — Beleidigung erträgt,
Mein theurer Freund, die feige Seele nur.
Dem Falle nah stieg, ich von diesem Thron,
Der Neid mir weckt, ganz ohne Schmerz hinab;
Doch niemals stürzt von ihm mich fremde Kraft.

In den folgenden Versen wirft er die Frage auf: „was ihn noch an dies mühselige Leben kette, und warum er es nicht lieber jetzt endige;“ beantwortet sie aber sogleich selbst:

Gewissenhaft bin ich ein Sclav der Pflicht,
Die mich gefesselt hat; ein stolzes Joch —
Es lastet! — knüpft mich an mein Vaterland.
Vernichtet seh' ich seinen Ruhm mit Schmerz;
Von raubbegier'gen Feinden überströmt
So manches Land; aufs neu' eröffnet stets
Die Quelle der Gefahr, die ewig rinnt;
Der Feinde Sieg; das Volk ganz rettungslos;
Verwüstung und Verderben rings umher.
O theurer Name: Vaterland! Mein Herz,
Mein trauernd Herz gelobt und opfert dir
In deiner Noth den matten Ueberrest
Von meinem unglücksvollen Leben gern.
Vergebne Sorge zehre mich nicht auf!
Ich breche zu dem Felde der Gefahr
Nun schnell hervor. Die Tugend giebt mir Kraft;
Mir glänzt ein neues Licht; ich gebe bald
Dem Staate Rache, Lind'rung seiner Noth.
Hinweg die Sorg'! ich denke nichts als ihn,
Und dieses Armes Kraft gewähr' ihm Schutz!
Ich folge, weil ich muß, dem Strome, ob er

Von Felsen stürzt; ich sterbe für mein Volk,
Vermag ich nicht, das was es hofft, zu thun.

So hielt also der Gedanke an seine Pflicht, die Liebe zum Vaterlande den edlen Dulder von dem kühnen Schritt zu den Pforten des Todes zurück. Immer war es nur das Aeußerste, das Letzte, wozu er seine Zuflucht nehmen wollte. Diese äußerste Gränzlinie, über welche hinaus er die Bürde des Lebens nicht mehr tragen zu dürfen glaubte, blieb ihm aber so unbestimmt oder so weit entfernt, daß er sie nie berührte. Mit einem Wort: er philosophirte bloß über die Zulässigkeit des Selbstmordes in gewissen gegebnen Fällen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die beiden poetischen Stücke, die er in dem trüben December d. J. aufsetzte, betrachten. Das erste ist eine Anrede des Kaisers Otho an seine Freunde vor seinem Tode, das andre eine Anrede des zum Tode entschloßnen Cato von Utika an seinen Sohn und seine Freunde. Man sieht wohl, daß seine damalige Situation ihn auf die Wahl dieser Gegenstände geführt hat, und es sind Stellen in diesen Aufsätzen, die auf seinen Zustand vollkommen passen. Auch brachte er den December und Januar in Breslau traurig und einsam zu; er ging nicht mehr, wie gewöhnlich, auf die Parade; die Flöte ruhete, und alles um ihn her war in banger Erwartung. Dennoch finden sich aus dieser Zeit ein paar launigte Gedichte von ihm, welche philosophischen Gleichmuth und Heiterkeit des Geistes verrathen.

Endlich klärte sich der finstre Horizont vor ihm etwas auf. Seine gefährlichste Feindin, Elisabeth, starb (den 5ten Jan. 1762), und ihr Nachfolger, Peter III, ein enthusiastischer Verehrer und Freund des Königs, machte nicht nur sogleich Frieden mit ihm, sondern ließ sogar ein Korps Hülfstruppen zu ihm stoßen. Schweden nöthigte er ebenfalls zum Frieden. Ob nun gleich bald darnach die Scene in Rußland sich noch einmal änderte, Peter vom Throne ins Grab gestürzt, und das Freundschafts-Bündniß in Neutralität verwandelt wurde: so benutzte der König doch selbst auch diese Umstände so vortheilhaft, daß er in diesem Feldzuge die Oberhand über seine Feinde gewann, und sie dadurch zum Frieden geneigt machte, der mit Anfang des folgenden Jahres zu Hubertsburg zu Stande kam.

Er meldete dies d. 1ten März 1763 seinem Freunde d'Argens in folgendem Briefe:

„Endlich ist in ganzem Ernst Friede, mein lieber Marquis; diesmal werden Sie mit Recht Postillione und den ganzen Zug bekommen, der sie begleitet. Da wäre denn, Gott sei gedankt, das Ende meiner militärischen Thaten!"

„Sie fragen mich, was ich hier thue? Täglich hält Cicero Reden vor mir; die gegen Verres habe ich schon lange geendigt, und jetzt bin ich bei seiner Rede für den Muräna. Außerdem habe ich den Batteux ganz ausgelesen. Sie sehen also, daß ich nicht träge bin. Sie selbst, mein Lieber? — Sie müssen nicht ungeduldig werden; der Strom ist schon schiffbar,

bar, und Sie werden Zeit genug haben, Ihre Sachen nach Potsdam zu schaffen, ehe ich dort ankomme. Bis zum 1sten werde ich hier (in Dahlen), oder in Torgau bleiben. Meine Reise nach Schlesien wird 15 oder 17 Tage erfordern, und so kann ich erst d. 21sten dieses Monats, oder d. 2ten April in Berlin seyn *). Den ersten des künftigen Monats will ich nicht zu Ihnen kommen; die Spaßvögel könnten sich über mich lustig machen, und mich in den April schicken."

„Der Friede macht also den Berlinern Freude? — Hier bei den Sachsen ist es ganz anders. Kaum verlassen wir die Städte, kaum räumen wir das Land, so erscheint sogleich die Sächsische Exekution: Bezahlt, bezahlt, heißt es; der König von Polen braucht Geld. Das Volk fühlt das Unmenschliche in diesem Verfahren; es ist im Elend, und man beschleunigt sein Verderben, anstatt Erleichterung zu verschaffen. Hier, mein Lieber, haben Sie ein Gemälde von Sachsen, das nach der Natur gezeichnet ist. Alle diese Exekutionen sehe ich für mein

*) Der König kam schon den 30sten März nach Berlin. Die Einwohner hatten zur Einholung desselben große Anstalten gemacht; als er dies aber durch d'Argens (der selbst mit dabei seyn wollte) erfuhr, untersagte er es. Indeß ließen sich die Berliner nicht abhalten, ihrer Seits die Feierlichkeit ins Werk zu setzen. Allein da die Hauptperson, der König, der sich auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf verweilt hatte, erst Abends um 8 Uhr ankam; so wurde die Absicht und die Freude der Einholenden größtentheils vereitelt.

Theil als ein gleichgültiger Zuschauer an; aber als Weltbürger kann ich sie nicht billigen.“

„Ich arbeite hier im Stillen an der innern Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armeen sind bereits getroffen. Die Franzosen haben den Frieden fünf Tage früher, als wir, unterzeichnet. Gestehn Sie nur, daß wir ihnen sehr nahe auf dem Fuß gefolgt sind, und daß man ein so großes Werk wohl kaum artiger zu Stande bringen konnte, als wir. Se. Majestät von Polen sind noch nicht wieder hergestellt; Dero Gesundheit ist noch schwankend. In den Augen der Sachsen ist die Rückkehr ihres Königs ein allgemeines Unglück, eine noch grausamere Landplage, als Krieg und Hungersnoth. Aber was bekümmert Sie und mich Sachsen, sein König, sein Minister, und die ganze Bande! Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften still sind, über mich selbst nachzudenken, in dem Innern meiner Seele verschlossen zu seyn, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird.“

Friedrich gewann durch diesen Krieg einen unsterblichen Namen, und erhob Preußens Macht auf eine Stufe des Ruhms, wo sie noch nie gestanden hatte. Die Achtung, in welche er sich und seine Nation bei den Völkern Europens gesetzt hatte, gewährte ihm außer andern wichtigen Vortheilen auch den, daß es Niemand mehr wagte, ihn anzutasten und seine Ru-

he zu stören. Von seinen Besitzungen verlor er keine Handbreit Land; aber freilich waren es auch große Opfer, womit er den so glorreichen Frieden erkaufte. Alle seine Sorge ging daher jetzt auf die Vertilgung der Spuren des schrecklichen Krieges und auf die Wiederherstellung und Erhöhung des vorigen Wohlstandes in seinen Ländern *). Man weiß, welche Summen er jährlich zu diesem Zweck verwendet hat; und selbst die kostbaren Baue, die er gleich nach dem Kriege unternahm, sollten nicht sowol, wie man öfters gesagt hat, der Welt zeigen, daß sein Schatz nicht erschöpft sei, als vielmehr zur Unterstützung der nahrungslosen Gewerbe und Künste dienen. Was er mit der einen Hand von den Unterthanen empfing, das gab er ihnen mit der andern wieder. Da er übrigens wohl wußte, welch ein mächtiges Palladium für den Staat eine gut gefüllte Schatzkammer ist, da er in den drei Kriegen selbst erfahren hatte, daß der baare Vorrath an Gelde ihm ein großes Uebergewicht über seine Feinde verschaffte: so richtete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Verbesserung des Finanzzustandes. Der gute oder üble Zustand der Finanzen, sagt er, sind gleichsam der Puls eines Staats, und haben in politischen und Kriegsgeschäften mehr Einfluß, als man glaubt und weiß. Seine genaue Oekonomie, die ihm von vielen aus Unverstand zum Vorwurf gemacht wurde, war nicht etwa bloß Temperaments-

*) Der König selbst hat darüber eine lesenswerthe Nachricht aufgesetzt. S. dessen hinterl. W. B. V. S. 109. ꝛc.

Tugend, noch weniger floß sie aus der unreinen Quelle des Geitzes. Von Natur war er eher zur Verschwendung, als zur Sparsamkeit oder zum Geitz geneigt. Sein sanguinisches Temperament verleitete ihn in jüngern Jahren zu einem größern Aufwand, als er bestreiten konnte, und dies war eine der vornehmsten Ursachen der Unzufriedenheit seines Vaters mit ihm, welcher fürchtete, er möchte auch als König eine solche Lebensart fortsetzen, und den mühsam erworbnen Schatz verschwenden. Als Kronprinz befand sich Friedrich des Geldmangels wegen oft in der äußersten Verlegenheit, aus welcher ihn dann die Dienstfertigkeit seiner vertrautesten Freunde reißen mußte. Zu diesen gehörte insbesondere der kursächsische geheime Rath von Suhm, mit dem er in einem gelehrten und freundschaftlichen Briefwechsel stand, der bekanntlich nach seinem Tode gedruckt worden ist. In demselben finden sich mehrere Stellen, welche auf Geld = Negotia anspielen, z. B. Th. II. S. 67, schreibt der Prinz: „Die Nachrichten, welche Sie mir gegeben haben, sind eben so gut als angenehm, und kommen mir in meiner jetzigen Lage gerade gelegen. Ein Mensch, der in den Händen der Seeräuber gewesen ist, kann sich in keiner üblern Lage befinden, als ich. Dies vervielfacht meine Erkentlichkeit für die Bemühungen, die Sie sich meinetwegen gegeben haben.“ Damit diese Geheimnisse nicht verrathen werden könnten, so hatten die Korrespondenten die Wörter „Bibliothek und Bücherliebhaberei“

rei“ als Finanzsymbole unter sich festgesetzt. S. in diesem Briefwechsel Th. II. S. 4.

So wie sich aber sein Vater in dem Urtheil über die militärischen Talente des Prinzen geirrt hatte; so auch in Ansehung der Besorgniß wegen dieses jugendlichen Fehlers. Friedrich ward nachher aus Grundsätzen, was er, seinen Neigungen zu Folge, nicht schien werden zu können oder zu wollen: er ward Krieger und Held und ein Muster kluger Sparsamkeit. —

In der Absicht, seine Einkünfte auf einen festen Fuß zu setzen und zu vermehren, faßte der König bald nach dem siebenjährigen Kriege den Entschluß, die sogenannte Regie oder Französische Finanz-Verwaltung in seinen Staaten einzuführen. Auf diesen Gedanken soll ihn einer seiner Gesellschafter, der Gen. Lieut. v. Krockow, zuerst — wiewohl nicht absichtlich, sondern durch zufällige Unterredungen — gebracht haben. Er hatte sich an dreißig Jahre in Frankreich aufgehalten, kannte diesen Theil der Französischen Staats-Einrichtung genau, und bemerkte, daß solche Gespräche den König interessirten, daher er sich oft darauf einließ. Der König korrespondirte sodann über diesen Gegenstand mit dem berühmten Französischen General-Pachter Helvetius, der auch im Jahre 1764 selbst nach Berlin kam. Dieser gab dem Könige zu verstehen, daß die Auflagen in seinem Lande viel zu niedrig wären, und daß dies bloß von dem Mangel der Kentnisse der Finanzkunst herrühre; er überredete ihn, Frankreichs Finanzsystem anzunehmen,

und empfahl ihm zu dem Ende die Anstellung Französischer Finanziers. Dies geschah; man verschrieb Regisseurs aus Frankreich; die General-Acciseadministration wurde eingeführt, von allen Landeskollegien unabhängig gemacht, und diese erhob von dem ersten Junius 1766 an die Einkünfte, welche bisher durch die Kammern mittelst Zoll und Accise erhoben worden waren. Obgleich diese Einrichtung manches Gute hatte, so war sie doch auch für das Land sehr drückend, welches aber nicht dem Könige, sondern dem Despotismus der Provinzial-Direktoren und Unterbedienten zuzuschreiben ist. Indeß erreichte der König seine Absicht; die Einkünfte wurden seit der Zeit jährlich um ein beträchtliches vermehrt, und betrugen gegen das Ende der Regierung beinahe doppelt so viel, als sie im J. 1765 betragen hatten. Dabei blüheten Manufakturen und Fabriken, und das Land nahm an Wohlstand und an Bevölkerung sichtbar zu: ein Beweis von der Güte der Staatsverwaltung und der ächten und zugleich menschenfreundlichen Politik des Regenten.

Zehn Jahre lang hatte nun Friedrich in der Stille wieder an dem innern Flor seiner Staaten gearbeitet, als der böse Dämon der ehrsüchtigen Politik eines fremden Hofs ihn zu beunruhigen anfing. Sein einziger Zweck war: „in Frieden zu leben und Frieden um sich her zu behaupten.“ Zu diesem Ende mußte er seine Macht in dem Verhältnisse gegen seine Nachbarn erhalten, bis zu welchem er sich empor geschwungen hatte; wenn diese sich nicht vergrößerten,

so bedurfte auch er keinen Zuwachs; wollten sie sich aber ausbreiten, so mußte er sich ihnen widersetzen, oder sich gleichfalls in eben dem Maße vergrößern; sein Auge war daher beständig offen, und wachte über ihre Bewegungen. So überlegen und furchtbar, wie er sich in aller Absicht gemacht hatte, war er sicher, daß man es nicht wagen würde, irgend etwas mit Gewalt auszuführen, oder auch nur einen Plan zu machen, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, oder zu fürchten. Die Kaiserin von Rußland schaltete über den Polnischen Thron; unter dem Vorwande, den König, den sie auf denselben gesetzt hatte, darauf zu behaupten, und die Unruhen zu dämpfen, richtete sie diese unglückliche Nation zu Grunde, und würdigte sie herab; und nun wollte sie sich mit eigner Hand für das bezahlt machen, was sie gleichsam zum Spott ihren Schutz und ihre Freundschaftsdienste nannte: sie forderte verschiedne Provinzen an ihrer Gränze, aber sie sah wohl, daß Oestreich und Preußen diese Vergrößerung nicht zugeben würden, und that ihnen den Vorschlag, Theil an der Beute der unglücklichen Republik zu nehmen. Der Wiener Hof vergaß, daß Polen, ein Jahrhundert zuvor, Wien und das Reich gerettet hatte; er überließ sich der Begierde nach einem vortrefflichen und ausgedehnten Lande jenseits des Karpathischen Gebirges, welches ihm zum Antheil bestimmt war. Warum sollte Friedrich, dem die Polen keine Hauptstadt gerettet haben, und der gegen einen König, welcher nicht sein Geschöpf war, keine Verpflichtung zur Schonung hatte, warum sollte er

sich

sich mehr Bedenklichkeiten machen, als die beiden Kaiserinnen? Was er für seinen Theil forderte, war ihm noch weit erheblicher, als was seine Nachbarn gewannen; es war ein vor Alters von Preußen abgerißnes Stück, eine von den reichsten und bevölkertsten Provinzen Polens und zugleich der Schlüssel von der Weichsel und von Danzig, welches früh oder spät ihm in die Hände fallen mußte; und dieser Zuwachs gibt ihm von dieser Seite eine unschätzbare Festigkeit und Ründung. Sobald die drei Höfe unter sich einig waren, bewiesen sie ihre Ansprüche, erfanden Rechte, ließen Manifeste ausgehen, brachten die Theilung zu Stande, und ganz Europa, stumm vor Erstaunen und Ohnmacht, mußte im Stillen froh seyn, daß sie, da sie doch alle Vorurtheile bei Seite gesetzt, und alles verschlingen konnten, nicht alles getheilt hatten. In der That läßt sich dies auch nicht anders erklären, als daß die Menschen überhaupt, und selbst die Regenten, fast immer bei den Ungerechtigkeiten, die sie begehen, noch eine Regung von Scham fühlen; vielleicht fanden es auch die drei Höfe ihrem gegenseitigen Vortheil gemäß, zwischen ihren Gränzen ein großes Land zu lassen, welches sie von einander sondert, und über welches sie immer schalten können, ohne daß sie jemals etwas davon zu befürchten hätten *)."

Einige

*) Diese ganze Stelle ist genommen aus Guiberts Lobschrift auf Friedrich II, übers. v. Zöllner, S. 215 Hiermit vergl. Hinterl. W. B. V. Vorbericht. S. 8.

Einige Jahre nachher (1778) ereignete sich ein Fall, wo sich Friedrich der Vergrößrungssucht eines andern Hofs mit gewaffneter Hand entgegen setzen mußte. Kaiser Joseph II wollte sich einer der schönsten Provinzen Deutschlands bemächtigen, und es würde ihm wahrscheinlich gelungen seyn, wenn er nicht von Preußens Macht einen so kräftigen Widerstand erfahren hätte. Diese Begebenheit und der nachmalige Versuch des Kaisers, seine Absicht durch Tausch und Unterhandlungen zu erreichen, brachten den König auf den Gedanken zur Stiftung eines Deutschen Fürstenbundes. Den Entwurf dazu machte er selbst; und dieses herrliche Denkmal seines Patriotismus wird gewiß jeder Leser hier mit Vergnügen sehen.

Entwurf zu dem Deutschen Fürstenbunde, von dem Könige im Jahre 1784 eigenhändig aufgesetzt.

Da dieses Bündniß nicht offensiv seyn soll, so muß es in der einzigen Absicht geschlossen werden, die Rechte und Freiheiten der Deutschen Fürsten, und zwar ohne Unterschied der Religion, unverletzt zu erhalten. Es versteht sich, daß Alles nur auf die Rechte und Privilegien ankommen wird, die theils durch das alte Herkommen, theils durch die goldne Bulle festgesetzt sind. Ich darf nicht an die alte Fabel erinnern, worin es heißt, man könne einem Pferde die Haare leicht ausreißen, wenn man eins nach dem

andern nehme; man sei es aber nicht im Stande, wenn man den ganzen Schwanz auf einmal fasse. — Ein solches Bündniß, wie ich es vorschlage, hat nur den Endzweck, einem jeden seine Besitzungen zu sichern, und zu verhindern, daß es einem ehrsüchtigen und unternehmenden Kaiser nicht gelingen soll, die Deutsche Konstitution dadurch umzustoßen, daß er sie stück- und theilweise zerstört. Wenn man nicht bei Zeiten Maßregeln nimmt, so wird der Kaiser alle seine Neffen mit den sämtlichen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien in Deutschlano versorgen; bald wird er sie dann säkularisiren, und durch die Stimme seiner Neffen auf dem Reichstage beständig das Uebergewicht gewinnen. Das beträfe denn die katholischen geistlichen Fürsten, die wir, unserer Konstitution gemäß, in ihren Rechten beschützen müssen. Was nun die weltlichen Fürsten von beiden Konfessionen betrifft, so haben sie gleiches Interesse, die Länder, die sie besitzen, zu behaupten; und dieses Bündniß hindert und beschränkt den Kaiser in allen den Ansprüchen, die er etwa auf ihre Staaten machen könnte, wie wir an dem, was in Baiern vorgegangen ist, ganz neuerlich ein Beispiel davon gehabt haben. Nicht minder kommen der Regensburger Reichstag und die Wezlarsche Justiz als wichtig in Anschlag. Wenn man nicht bei Zeiten gute Maßregeln nimmt, diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser es benutzen, um in ganz Deutschland seinen Despotismus zu gründen. Das sind, roh hingeworfen, die wichtigen

Punkte,

Punkte, welche alle Fürsten zu diesem Bündnisse vereinigen müssen, weil sie einerlei Interesse haben, und weil, wenn sie einige ihres Gleichen unterdrücken lassen, die Reihe ganz gewiß auch an sie kommen, und ihnen weiter nichts bleiben wird, als das Vorrecht von Polyphems Grotte: zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil dieses Bundes besteht darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen will, die vereinigte Stimme aller Deutschen Fürsten ihm Ehrfurcht und Mäßigung einflößen wird; oder daß er, wenn er widerspänstig ist, eine hinlänglich starke Parthei findet, die ihre Kräfte den seinigen entgegen stellen kann: die Alliirten nicht einmal mit in Anschlag gebracht, welche das Deutsche Reich bewegen könnte, auf seine Seite zu treten. Das sind, glaube ich, Gedanken, die reiflich erwogen zu werden verdienen. Ich habe mich nur bei den hauptsächlichsten Punkten aufgehalten; aber man könnte mehr Specielleres hinzufügen, und dies noch mehr erläutern. Beides thue ich nicht, weil es mich zu weit führen würde; allein was in einem nur stizzirten Plane unbedeutend ist, wird, wenn man es mit Kenntniß der Sache behandelt, wichtig: und ich glaube, daß Herr von Herzberg sehr geschickt dazu wäre, diese Ideen auszuführen und ihnen die letzte Sanction zu geben.

Friedrich.

Es ist mir lieb, daß ich Euch hiermit den beiliegenden, eigenhändig von mir geschriebenen Plan zu einem Bunde zwischen den Deutschen Fürsten mittheilen

len kann. Ihr werdet daraus meine Ideen über diesen Gegenstand kennen lernen. Ich bin überzeugt, daß er, auseinander gesetzt und ein wenig erweitert, Früchte bringen, und auf die Reichsfürsten seine Wirkung thun muß. Und hiermit ꝛc. Potsdam, den 24ten October 1784.

Friedrich.

An die Staats- und Kabinetsminister, Grafen von Finkenstein und Herrn von Herzberg.

Brief
des Königs an seine Kabinetsminister.

Ich habe Ihre Vorstellungen unter dem gestrigen Datum erhalten. Wenn Sie, Herr von Herzberg, mir das Vergnügen machen wollen, auf einige Tage hieher zu kommen, so kann ich ihnen meine Ideen über die bewußte Sache einzeln auseinander setzen. Damit müßte man wohl anfangen, daß man sich mündlich gegen die Reichsfürsten erklärte, um ihnen zu zeigen, in welcher Lage sie sind, oder in welche sie eines Tages noch kommen können. Erinnern Sie Sich, daß es, als der Schmalkaldische Bund geschlossen ward, schreckliche Verwirrungen gab, ehe man die Fürsten, die unter einander nicht einig waren, vereinigen konnte. Da gab es einen Herzog von Braunschweig, den man in den damaligen kleinen Kriegen in Verhaft genommen hatte. Der Kur-

fürst

fürst von Brandenburg wollte nicht eher von dem Bunde reden hören, als bis jener Herzog in Freiheit wäre. Der Kuhrfürst von Sachsen wollte sich in keine Verbindung mit dem Könige von England, mit Frankreich, ja nicht einmal mit den Schweizern einlassen, weil er sich ein Gewissen daraus machte, sich mit Heinrich VIII. zu alliiren, dessen Religion nicht ganz der Lutherischen entsprach; ferner nicht mit Franz I, der die Protestanten in seinem Lande verfolgte, und nicht mit den Schweizern, weil sie Kalvinisten waren. Der Landgraf von Hessen bestritt alle diese Punkte; aber nie konnte er den Kuhrfürsten von Sachsen überzeugen, der sich auch nicht eher auf diese Maßregeln einließ, als bis Karl V. sich auf dem Regensburger Reichstage mit vielem Uebermuth ausgedrückt hatte. Diese Rede vereinigte die Fürsten, und machte, daß sie aus einem hohen Tone sprachen und Truppen zusammen zogen. Bei der gegenwärtigen Angelegenheit kommt es nicht darauf an, die Stände wieder zu vereinigen, sondern sie nur zu ermuntern, daß sie ihre Verfassung aufrecht erhalten, und über ihr eignes Interesse nicht einschlafen. Eben so wenig ist die Rede von einem Kriege, wenn anders nicht Usurpationen oder ungesetzmäßige Handlungen des Kaisers die Reichsfürsten nöthigen, ihre Kräfte zu vereinigen, um sich seinen Gewaltthätigkeiten und Anmaßungen zu widersetzen. Aber damit man zu dem Allen gelangte, müßte man sich, dächte ich, nur mündlich über den Plan eines solchen Bündnisses erklären, um zu hören, was jeder dazu sagen,

und ob er Schwierigkeiten machen, oder die Sache befördern zu wollen scheinen wird. Alle katholische Bischöfe müssen diesem Plane nothwendig wegen ihres eignen Vortheils beistimmen; und wenn der Kuhrfürst von der Pfalz todt ist, so können wir auf Baiern und Sachsen rechnen, vielleicht auch auf Kuhrbraunschweig, auf Trier, Bamberg, Würzburg und Fulda; und wenn Frankreich sich mit dem Hause Oestreich entzweiet, kämen vielleicht auch noch der Herzog von Wirtemberg, und die Schwäbischen Reichsstädte hinzu. Bleibt Frankreich mit dem Wiener Hof in Verbindung, so müssen wir freilich Wirtemberg, Baaden, die Pfalz, den Kuhrfürsten von Trier und andre abrechnen. Wenn wir nichts thun, und die Arme über einander legen, so ist es gewiß, wie zwei mal zwei ist vier, daß niemand an eine solche Allianz denken, und daß man dem Kaiser den Zügel schießen lassen wird, so daß er Alles thun kann, was er will. Wenn wir aber das Terrain durch unsere Minister sondiren, so wird man ja hören, was sie sagen; und es ist völlig gewiß, daß, wenn der Kaiser hinterher etwas Widriges thun sollte, Alles mit Einer Stimme Vorstellungen machen wird. Ich erwarte, daß Sie hieher kommen, Herr von Herzberg, um darüber ausführlicher mit Ihnen zu reden.

Und hiermit bitte ich Gott ꝛc.

Potsdam, den 1. November, 1784.

Friedrich.

Zu eben der Zeit, da der König beschäftigt war, die Rechte Deutscher Fürsten zu vertheidigen, dachte er auch auf eine gänzliche Justizreform in seinen Staaten. Schon im Jahre 1745 hatte er dem Minister von Cocceji befohlen, um den häufigen Klagen über den Gang der Prozesse abzuhelfen, eine verbesserte Prozeßordnung zu entwerfen, welche sodann unter dem Titel: **Corpus iuris Fridericianum**, gedruckt wurde, und bis dahin die Stelle eines wirklichen Gesetzbuchs vertrat, wiewohl es nie eigentlich gesetzliche Kraft erhielt. Es hatte auch den gewünschten Erfolg nicht; denn der König sah sich noch immer mit Bittschriften um Höchsteigne Entscheidung der Prozesse behelligt, weil man öfters entweder über die lange Dauer derselben, oder über die richterliche Sentenz sich zu beschweren Ursache fand. Er gab deshalb dem ersten Justizminister, von dem er die Abstellung aller Mängel im Justizwesen und aller Klagen glaubte fordern zu können, sein Mißvergnügen wiederholentlich zu erkennen. Endlich nahm er von dem hierdurch berühmt gewordenen Prozesse des Müllers Arnold (1779) eine Veranlassung her, selbst Hand an die Justizreform zu legen, und ein neues Gesetzbuch verfertigen zu lassen. Die Härte, mit welcher er bei dieser Gelegenheit gegen mehrere unschuldige und verdienstvolle Männer verfuhr, läßt sich aus verschiednen, zum Theil nicht ganz ungegründeten Meinungen desselben erklären. Es hatte sich bei ihm nach und nach die Idee festgesetzt, daß die Juristen eine Verbesserung der Justiz, worauf er bisher so oft gedrungen hatte,

nicht ernstlich wünschten, vielmehr derselben mancherlei Hindernisse in den Weg legten; daß der Adel in Prozessen vor dem Bürger und Bauern begünstigt werde; daß bei Rekursen an höhere Gerichte, diese die niedern nicht fallen ließen, nach dem Sprichwort: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, u. d. m. Nun wurde der König zwar in diesem besondern Falle ungerecht aus Liebe zur Gerechtigkeit; aber das große Verdienst der Einführung einer bessern Justizpflege und des darauf sich beziehenden neuen Gesetzbuchs bleibt ihm dennoch, und setzt ihn in die Reihe der vergötterten Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Dies waren die letzten öffentlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit, mit deren Leitung er sein ruhmvolles Leben bekrönte. Allein in seinem gewöhnlichen Geschäftskreise sah man ihn bis zwei Tage vor seinem Ende thätig, ungeachtet er von körperlichen Schmerzen nicht wenig litt. Diese fingen vornämlich um die Mitte des Jahres 1735 mit einer merklichen Abnahme der Kräfte an, und wurden anhaltender und bedenklicher, als sie je zuvor gewesen waren. Denn gichtische Anfälle und andre Folgen einer vernachläßigten Lebensordnung beschwerten ihn bereits seit vielen Jahren; doch jetzt zeigten sich Spuren einer tödtlichen Wassersucht. Im August 1785 reisete er noch zur Revüe nach Schlesien, hielt die Musterung bei sehr üblem Wetter, und zog sich dadurch ein Fieber zu. Er kehrte unter anscheinender Besserung zurück, sah aber diese Provinz nie wieder. Auch hinderte

ihn

ihn das Podagra, den Kriegesübungen bei Potsdam beizuwohnen. In den ersten Monaten des folgenden Jahres traten die nähern Symptome seiner Krankheit ein: die Füße schwollen bei Tage stark an, und er konnte nicht mehr liegen, sondern mußte fast immer vorwärts gebückt sitzen. Am 17ten April verließ er Potsdam, und fuhr nach Sanssouci. Die Beschwerden mehrten sich, und er brachte die Nächte größtentheils auf seinem Lehnstuhl zu. Dennoch besorgte er die nothwendigen Staatsgeschäfte selbst, und war täglich, so gut es die Umstände erlaubten, angekleidet. Ein fremder Officier, welcher in der Absicht, den König zu sehen, in den Garten vor Sanssouci ging, erblickte ihn durch eine Hecke, einsam sitzend auf den Stufen vor dem Schlosse, in Uniform, halb mit einem Mantel bedeckt, einen großen Federhut auf dem Kopf, an dem einen Fuß einen Stiefel, den andern, woran er zu leiden schien, ohne diese Bekleidung und ausgestreckt; er liebkosete einen Hund, und erquickte sich an den Strahlen der Morgensonne. Dies war etliche Tage vor seinem Tode. Auch seine litterarischen Unterhaltungen vergaß er während der Krankheit nicht. Die letzten Bücher, die er sich vorlesen ließ, waren das Leben Heinrichs IV und der zwölf ersten Kaiser.

Gegen die Mitte des Augusts näherte er sich seinem Ende. So wie er stets die Einsamkeit geliebt hatte, so wollte er auch in den letzten Augenblicken des Lebens sich selbst überlassen bleiben. Zwei Kammerhusaren vertraten die Stelle aller pomphaften Zu-

rüstungen, womit Eitelkeit und Vorurtheil das Sterbelager der Fürsten zu umringen pflegt. Am 15ten verfügte er zum letztenmale in Regierungssachen. Er fing nun an, abwechselnd Sprache und Bewußtseyn zu verlieren. In der folgenden Nacht kämpfte er den schweren Todeskampf, der um Mitternacht vollendet zu seyn schien; denn als man ihm sein gesunkenes Haupt mit Kissen in die Höhe richtete, erwachte er aus einer Art von Betäubung, und sagte: Das geht gut; wir sind über den Berg. Bald aber fiel er in den Zustand der Bewußtlosigkeit zurück, und starb früh nach zwei Uhr (d. 17ten Aug.) an einem Stickfluß, sitzend in seinem Lehnstuhl *).

Arbeitsvoll war sein Leben;
Kein Tag ohne Thaten;
Kein Jahr ohne Lorbeer;
Nie sah vor ihm die Welt Seines Gleichen.

Wir

*) Der Verstorbne hatte auf einem offnen Platze, gerade dem Fenster seines Studierzimmers gegen über, schon im Jahre 1744 und also ehe noch der Grund des Schlosses gelegt war, in der Stille eine Gruft graben, und das Gewölbe mit Marmor bekleiden lassen. Diese Gruft bestimmte er zu seinem Grabe, und sagte deshalb einst zu seinem Freunde d'Argens, mit dem er hier spazieren ging (indem er auf die Gruft zeigte): Wenn ich da seyn werde, so werde ich ohne Sorge seyn (je serai sans souci), welches die Benennung des nachher erbaueten Schlosses Sanssouck veranlaßt haben soll. Sein Lieblingshund, Biche, war hier beigesetzt, und noch in seinem Testament hatte er verordnet, daß er eben daselbst ruhen wolle; allein er wurde auf Befehl des jetzt regierenden Königs nach Potsdam in die Garnisonkirche gebracht, und daselbst unter der Kanzel neben seinem Vater beigesetzt.

Wir dürfen diesen großen Mann noch nicht verlassen, ohne einige einzelne Züge aus seinem Leben und Charakter ausgehoben zu haben, welche zur nähern Kenntniß desselben beitragen können.

Nicht leicht hatte wohl ein König eine einfachere Art zu leben, als Friedrich. Wenn er des Morgens erwachte, zog er sich gleich auf dem Bette Beinkleider, Strümpfe und Stiefeln selbst an, trat dann vor den Kamin, wechselte das Hemde, und setzte sich, nachdem er sein Kasaquin angezogen, an den Tisch, worauf die in der Nacht angekommenen Briefe lagen. Während er diese ansah, wurde ihm der Haarzopf zu recht gemacht. Briefe von bekannter Hand und die ihm etwas Angenehmes zu enthalten schienen, las er durch, und behielt sie an sich; die übrigen schickte er an den Kabinetsrath, der einen Auszug daraus machen mußte. Sodann stand er auf, wusch sich, setzte seine Haartour auf, und frisirte sein Haar stehend selbst, wobei ihm ein Spiegel vorgehalten wurde. Nun setzte er den Hut auf, und ging in das Vorzimmer, um dem Adjutanten den Rapport abzunehmen. Hierauf trank er erst kaltes Wasser, hernach Kaffee, und dann ergriff er die Flöte, und blies auswendig gelernte Stücke, aus einem Zimmer in das andre spazierend; meistens aber fantasirte er, und meditirte dabei über allerlei Sachen. Er sagte einst zu d'Alembert, daß er oft nicht daran denke, was er spiele, daß ihm aber während des Fantasirens schon mehrmals die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären. Um zehn Uhr legte er

die Flöte weg, und las den ihm von dem Kabinetsrath eingeschickten Auszug aus den Briefen und Bittschriften, gab dem Kommandanten die Parole, und ließ die Kabinetsräthe, welche den mündlichen Vortrag bei ihm hatten, einen nach dem andern zu sich kommen, und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden solle. Nachdem dies geschehen war, zog er sein Kasaquin aus, bestrich die Haare mit Pomade, ließ Puder darauf schütten, wischte das Gesicht mit einer Serviette ab, und legte die Uniform an. Nun schrieb er entweder Briefe, oder las mit lauter Stimme in einem Buche, oder blies noch etwas auf der Flöte, bis zwölf Uhr, wo er zur Tafel ging. Diese dauerte zuweilen bis vier Uhr und länger; gewöhnlich aber nur bis gegen drei Uhr. Nach Tische blies er wieder etwa eine halbe Stunde die Flöte, unterschrieb alsdann die im Kabinet abgefaßten Briefe, und trank Kaffee. Um vier Uhr, wo dies vorbei zu seyn pflegte, las er eine Stunde; dann kam sein Vorleser, mit dem er sich bis 6 Uhr unterhielt, und nun ging das Concert an. Darnach sprach und disputirte er noch mit gelehrten Gesellschaftern, gab auch wohl ein Abendessen, und ging mehrentheils gegen zehn Uhr zu Bette. Beim Auskleiden und Anlegen der Nachtkleider bedurfte er der Hülfe seines Kammerdieners wenig. Im Schlafzimmer blieb, außer dem Favorithund, der mit im Bette schlief, Niemand bei ihm; auch brannte kein Nachtlicht darin. Nur im Vorzimmer wachten zwei gemeine Bediente. In den vier Wintermonaten stand er

zwischen fünf und sechs Uhr auf, aber vom März an alle Wochen etwas früher, und zur Zeit der Musterung wohl vor drei Uhr.

Von dieser Lebensordnung wich er nur im Nothfall ab. Die Revüen, die Reisen, die Karnevalslustbarkeiten verursachten einige Aenderungen. In den Stunden, die er zum Lesen bestimmt hatte, arbeitete er auch seine Schriften aus.

Die Simplicität des Königs erstreckte sich auch besonders auf seine Kleidung. Als Prinz liebte er in dieser Hinsicht Bequemlichkeit und Schönheit, und er trug oft bürgerliche Kleidung; aber nach Antritt der Regierung hatte er weder Schlafrock noch Pantoffeln; seine tägliche Kleidung war die Uniform seines Garderegiments zu Fuß, und nur bei großen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an. Mit dem Alter nahm die Gleichgültigkeit gegen seinen Anzug zu. Er achtete es nicht, wenn der Hut ganz kahl, die Uniform abgetragen und geflickt, und die Wäsche zerrissen war. Der starke Gebrauch des Schnupftabacks, wovon er beständig zwei Dosen voll in den Taschen trug, und die wenige Reinlichkeit, die er bei Tafel beobachtete, brachten Schmutz und Flecke auf seine Kleider. Die Stiefeln ließ er nie schwärzen. Wie schlecht überhaupt seine Garderobe bestellt war, kann man schon daraus sehen, daß nach seinem Tode der ganze Vorrath für vierhundert Thaler an einen Juden verkauft wurde, und daß man unter seinen Hemden kein einziges ganzes fand, um seinen Leichnam

anständig darin zu kleiden, zu welchem Zweck sein Kammerdiener eins von den seinigen hingab.

Mit dieser fast cynischen Sorglosigkeit in Ansehung der Bedeckung und Reinlichkeit des Körpers kontrastirte sein Geschmack an prächtigen Juwelen auf eine seltsame Weise. Hierin machte er vielleicht einen größern Aufwand, als irgend ein Monarch seiner Zeit. Er hatte während seiner langen Regierung eine Menge kostbarer, reich mit Brillanten besetzter Dosen gelegentlich verschenkt, und hinterließ dennoch an dreihundert Stück, deren Werth über anderthalb Millionen Rthaler geschätzt wurde. Es war dies eine eigne Art von Liebhaberei, daß er in Stunden der Einsamkeit, wenn Kränklichkeit oder andre Hindernisse ihn von ernsthaften Geschäften abhielten, seine Dosen besah, und sich an dem Feuer der Diamanten und der künstlichen Arbeit ergötzte. Er nahm zu dem Ende auch eine große Anzahl derselben auf seinen Reisen mit, und wenn er nach Berlin zum Karneval abging, mußte sie (in früheren Zeiten) ein Kameel in zwei Kasten nach tragen. Noch in seiner letzten Krankheit diente ihm dieser unschuldige Zeitvertreib zur Aufheiterung.

Große Talente sind nie ohne verhältnißmäßige Stärke der Sinnlichkeit. Die Natur scheint Feinheit und Reitzbarkeit des Empfindungsvermögens unzertrennlich an Vollkommenheit der geistigen Kräfte zu knüpfen. Auch Friedrich war für den Genuß sinnlicher Freuden aller Art äußerst empfindlich. Den Zauberbecher, den Venus ihm darreichte, leerte er in seiner Jugend mit vollen Zügen aus; daher verließ

er

er im männlichen Alter den Dienst jener Göttin, und suchte noch einige Zeit Ersatz dafür in der griechisch-platonischen Liebe. Am längsten blieben ihm die Vergnügungen der Tafel, die er nicht weniger schätzte, und im reichen Maße genoß. Zwar klagt er schon um die Zeit des siebenjährigen Krieges in Briefen an seine Freunde, daß er den reitzenden Soupers entsagen müsse, weil sein Magen nicht mehr so gut verdaue, wie sonst; aber des Mittags befriedigte er seinen Appetit mit desto weniger Zurückhaltung. Es ist aus der Geschichte seiner letzten Krankheit bekannt, wie sehr er durch diese Unenthaltsamkeit seine Zufälle verschlimmerte. Nicht von der Menge der Speisen — denn er aß nicht unmäßig —, sondern von der Art derselben und ihrer Zubereitung rührten die Beschwerden her, die er sich durch seine Mahlzeiten öfters zuzog. Schwerverdauliche, fette und stark gewürzte Speisen waren seine Lieblingsgerichte. Den Küchenzettel, der ihm allemal des Abends für den Mittag des folgenden Tages gebracht wurde, änderte er öfters selbst ab, und wenn Speisen darauf angezeigt waren, die er gern aß, so besah er ihn des Morgens mehrmals mit geheimen Wohlgefallen, und konnte die Mittagszeit kaum erwarten, indem er alsdann wohl eine Viertelstunde früher anrichten ließ. Besonders hielt er auch viel auf feines Obst, und wandte beträchtliche Summen an, um es beständig und zur ungewöhnlichen Jahreszeit zu haben. Er trank bei Tische viel, gewöhnlich Bergerak mit Wasser vermischt, zuweilen Champagner oder Ungarischen Wein. Seine

Tisch-

Tischgesellschaft bestand — in der Regel — aus sieben bis zehn Personen, die er selbst täglich bestimmte. In diesem Zirkel und in dieser Lage war er ungemein aufgeräumt; er unterhielt die Gesellschaft fast ganz allein, erzählte allerlei scherzhafte Anekdoten, und wenn ihn der Wein gegen das Ende in einen exaltirten Zustand gesetzt hatte, so ward sein Witz oft faunenartig und dann nannte er gewisse natürliche Dinge, auf gut soldatisch, bei ihren eigentlichen Namen. Aber nie sah man ihn wirklich trunken, auch sprach er stets Französisch, und hütete sich, seine Gäste zu beleidigen, ob er sich gleich über einen und den andern, der Gelegenheit dazu gab, gern lustig machte. Als er die Soupers nicht mehr mit halten konte, und doch den Genuß des damit verbundnen geselligen Vergnügens zu haben wünschte: bat er, vorzüglich im Winter, manchmal eine kleine Gesellschaft zusammen, setzte sich in einiger Entfernung von der Tafel, und divertirte sich und die Gäste, während diese aßen, mit muntern Gesprächen.

Ein Herz, das jeder Freude so offen stand, konnte unmöglich der Freundschaft verschlossen seyn. Friedrich hatte das Glück, welches Königen selten zu Theil wird, seines liebenswürdigen Charakters wegen aufrichtig geliebt zu werden; aber bei weitem liebten ihn nicht alle, denen er sein Vertrauen schenkte, und die er in den engern Kreis seiner Bekanntschaft aufnahm. Wen er aber einmal als wahren Freund erkannt hatte, dem war er mit einer Zärtlichkeit zugethan, wie man sie unter Personen gleiches Standes kaum findet. Ich

kann

kann mich nicht enthalten, hiervon ein Beispiel vorzulegen, da es den Charakter des Königs von einer nicht allgemein bekannten Seite so treu als vortheilhaft darstellt. Der alte General Fouqué war einer seiner Jugendfreunde, und gehörte zu den wenigen, die des Prinzen Freundschaft — nicht aus Eigennutz, nicht um sich dadurch bei andern geltend zu machen, sondern — aus inniger Zuneigung kultivirten. Friedrichs Gegenliebe entsprach diesen Gesinnungen vollkommen, wovon sein Briefwechsel mit ihm ein schönes Denkmahl ist. Hier sind ein paar seiner Briefe aus den spätern Jahren:

den 30ten Jul. 1763.

Das, was ich Ihnen geschickt habe *), ist Ihnen angenehm gewesen? Nun, das wünschte ich ja, und es war meine Absicht, mein Lieber.

Sie wundern sich darüber, daß ich Sie liebe? — Das sollten Sie vielmehr dann thun, wenn ich einen Officier, der sich Ruhm erworben hat, einen redlichen Mann, der über dies mein alter Freund ist, nicht liebte.

Ich wünschte, daß Ihre Gesundheit ganz wieder hergestellt würde, und gestehe Ihnen, daß ich die Hoffnung dazu noch nicht aufgebe. Sie müssen sich pflegen, und sich das Leben bequem machen. Durch Ruhe, China und Kräuter werden Sie Ihre Kräfte schon wieder erlangen.

Sie

*) Es war ein Porzellan-Service.

Sie können in Brandenburg bleiben, so lange Sie wollen; indeß müssen Sie mich bisweilen besuchen. Es ist ja nicht weit; und wenn Sie mich nur wissen lassen, daß Sie kommen wollen, so werde ich Ihnen meine Pferde auf den halben Weg entgegen schicken.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Von ganzer Seele der Ihrige.

den 4ten October 1763.

Ich schicke Ihnen, mein lieber Freund, ein grosses Glas aus dem Nachlaß meines Vaters, das ich noch in Berlin gefunden habe, und wünsche, daß Sie sich einen Augenblick darüber freuen mögen.

Nur von Fremden, die durch Brandenburg gehen, höre ich noch etwas von Ihnen. Haben Sie mich vergessen? oder werden Sie mir das Vergnügen machen zu mir zu kommen, wenn es Ihnen nicht beschwerlich ist?

Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Ich umarme Sie.

den 2ten December 1763.

Ich schicke Ihnen, mein lieber Freund, türkischen Kaffee, den mir ein Mamamuschi *) gegeben hat. Sie würden mich ganz vergessen, wenn ich Sie nicht bisweilen an mich erinnerte! Dazu werde ich bald eine neue Gelegenheit haben, und sie mit Begierde ergreifen.

Le-

*) Achmet Effendi, den die Pforte als Gesandten an den König schickte.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und erhalten Sie für mich einen Platz in Ihrem Herzen.

den 1ten Jun. 1764.

Ich schreibe Ihnen deshalb nicht eigenhändig, mein lieber Freund, weil ich die Gicht in der linken Hand habe. Vielleicht sagen Sie: ich könne ja die Feder recht gut mit der rechten führen; aber das Papier würde sich verschieben, und ich will Ihren Augen nicht mit einem Krähengekritzel beschwerlich seyn.

Dieser sehr ungelegne Zufall hat mich verhindert, die Regimenter in Pommern und der Neumark zu sehen, und mich genöthigt, die Revüe über die Magdeburgischen zwei Tage aufzuschieben.

Ich werde, wenn ich durch Brandenburg gehe, ohne Umstände als ein alter Freund bei Ihnen einkehren. Den 4ten Mittags bin ich da. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, der Ihrer Freundschaft und Achtung würdig ist; und also werden wir, wenn Sie es für gut finden, nur unsrer drei seyn. Um mich satt zu machen, braucht es nicht viel. Ich verlange nur eine gute Suppe, eine Schüssel Spinat, ein freundliches Gesicht von dem Wirth, und diesen bei guter Gesundheit. Den letzten Punkt empfehle ich Ihnen von allen am meisten.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Ich hoffe Sie bald meiner gänzlichen Achtung versichern zu können.

den 22ten Dezember 1768.

Hier schicke ich Ihnen ein kleines Andenken, mein lieber Freund. Es ist Gebrauch, daß man in Familien einander zu Weihnachten Geschenke macht; und ich sehe Sie so an, als gehörten Sie zu der meinigen, theils weil Sie ein rechtschaffner Mann, ein biedrer Ritter ohne Furcht und Makel, theils weil Sie mein alter Freund sind.

Sorgen Sie gehörig für Ihre Gesundheit, damit ich meinen guten und alten Freund so lange als möglich erhalte, und noch oft das Vergnügen habe, Sie mündlich versichern zu können, wie sehr ich Sie liebe und achte.“

Doch man kommt in Versuchung, alle diese Briefe abzuschreiben, wenn man Beweise von seinem zärtlichen, ganz für Freundschaft gestimmten Herzen geben will. Rührend ist es, zu sehen, wie der König mit seinem alten kranken Freunde so zu sagen den letzten Bissen theilt. Er schickt ihm „ein Stück von einer Perigorder Pastete,“ die er alle Jahr nur einmal für sich selbst kommen ließ; „ein Fläschchen Balsam von Mekka“ das ihm der türkische Gesandte Effendi geschenkt hatte; „die letzte Flasche ungarischen Wein,“ die man noch von seinem Grosvater her im Keller fand; „das Neue vom Jahre“ einige Vorkost; „Weintrauben und andre Früchte aus seinem Garten,“ und dergl. m.

Freundschaft und Geselligkeit waren Bedürfniß für ihn, und so wie er in Rheinsberg einen Zirkel

von

von Auserwählten um sich gehabt hatte; so brachte er auch als König wieder eine Gesellschaft zusammen, in deren Umgang er Nahrung für Geist und Herz zu finden hoffte. Es gehörten aber, wie schon gesagt, nicht alle diese Gesellschafter, zu den Freunden des Königs im engern Sinn. Dies gilt vornehmlich von den Ausländern, welche er in den ersten Jahren der Regierung an sich zog. Der unwürdigste unter allen, obgleich talentvolleste, und deshalb vom Könige sehr geschätzte, war Voltaire. Die niederträchtigen Streiche, die er während seines Aufenthalts in Potsdam beging, sind bekant; sie verwickelten ihn zum Theil in gerichtliche Streitigkeiten, wovon man ein Beispiel in Kleins Annalen der Preussischen Gesetzgebung, B. V., lesen kann. Der König entwarf im J. 1756 eine treue Schilderung von ihm, die hier in einer Anmerkung schon einen Platz verdient *). — Wahrscheinlich hatte d'Argens unter diesen

Schilderung des Herrn von Voltaire.

*) Herr von Voltaire ist sehr behender und eher mittler, als großer Statur; bei einem heftigen und cholerischen Temperamente hat er ein hageres Gesicht, einen feurigen durchdringenden Blick, und ein lebendiges schalkhaftes Auge. Seine Handlungen, die oft wegen seiner großen Lebhaftigkeit ungereimt und sonderbar scheinen, belebt eben das Feuer, das in seinen Schriften glüht. Gleich einem Meteor, das in einem Augenblick erscheint und wieder verschwindet, blendet er uns durch seinen Glanz. Ein Mensch mit einem solchen Temperament muß durchaus kränklich seyn. Der Degen verzehrt die Scheide. Fröhlich aus Gewohnheit, ernsthaft wegen seiner Diät, offen ohne Frei-

diesen Ausländern allein die Liebe des Königs, wie dessen Briefe an ihn beweisen, welche ziemlich auf den

Freimüthigkeit, und politisch ohne Feinheit, kennt er die Welt, und vernachlässigt sie; ist wechselsweise Aristipp und Diogenes; liebt den Prunk, und verachtet die Großen; genirt sich gegen seine Obern nicht, und ist zurückhaltend gegen Seinesgleichen. So höflich er sich ankündigt, so kalt und frostig wird er bei genauerer Bekanntschaft. Er lebt gern am Hofe, wird aber dessen bald überdrüßig Bei einer großen Sensibilität geht er doch nur wenige Verbindungen ein, und entbehrt nur, weil er keine Leidenschaften hat. Er attachirt sich mehr aus Leichtsinn, als aus Wahl. Er vernünftelt ohne Grundsätze, und hat eben darum, so gut wie jeder andre, seine Paroxysmen von Unvernunft. Mit einem offnen Kopfe verbindet er ein verdorbenes Herz; er denkt über alles, und macht alles lächerlich. Als Libertin ohne Temperament, moralisirt er, ohne selbst Sitten zu haben. Im höchsten Grade eitel, aber noch geitziger als eitel, schreibt er weniger um Ruhm, als um Geld, und arbeitet gleichsam immer nur aus Hunger; obgleich zum Genusse geschaffen, sammelt er unaufhörlich.

Das ist der Mensch; — nun zum Schriftsteller!

Kein Poet macht Verse mit größerer Leichtigkeit; aber diese Leichtigkeit verdirbt ihn, denn er mißbraucht sie. Keins seiner Werke ist vollendet; denn er denkt nicht daran, mit Aufmerksamkeit nachzufeilen. Seine Verse sind reichhaltig, elegant und voll Witz; aber als Geschichtschreiber würde er vorzüglich Glück machen, wenn er nicht so verschwenderisch mit seinen Bemerkungen, und glücklicher in der Wahl seiner Gleichnisse wäre, von denen aber doch einige Beifall verdienen. In seinem letzten Werke, in welchem er Baylen beurtheilt und verbessert, hat er ihn kopirt und nachgeahmt.

Ein Schriftsteller, der ohne Leidenschaft und Vorurtheil schreiben will, muß, wie man sagt, weder Religion noch Vaterland haben. Dies ist beinahe der Fall mit dem Herrn von Voltaire. Niemand kann ihm mit Recht Partheilichkeit für seine Nation

denselben herzlichen traulichen Ton gestimmt sind, der die Briefe an Fouqué so anziehend macht. Auch war d'Argens bei allen seinen kleinen Schwachheiten ein liebenswürdiger Mann, und dem Könige aus wahrer Zuneigung ergeben. Der berufene de la Mettrie diente in der Gesellschaft nur als Lustigmacher; er besaß aber wirklich viel Witz und Geistesgegenwart, wodurch er sich mehrentheils auf eine gute Art aus der Verlegenheit zu ziehen wußte, in welche ihn des Königs muthwillige Laune so gern zu se-

on Schuld geben; im Gegentheil klebt ihm die Laune der alten Radotörs an, die immer das Vergangene auf Kosten des Gegenwärtigen loben. Voltaire rühmt unaufhörlich alle verschiedene Länder von Europa; nur über sein eignes beklagt er sich. Ein Religionssystem hat er nicht; und ohne die anti-jansenistische Mischung, die aus verschiedenen Stellen seiner Schriften hervorleuchtet, könnte man ihm ohne Widerrede jene Gleichgültigkeit und Unpartheilichkeit beimessen, die zur Bildung des Schriftstellers so nothwendig ist. Eben so gut mit der ausländischen, als mit der französischen Litteratur bekannt, kann er sich auch der gemischten superficiellen Kenntniß rühmen, die in unsern Tagen so im Schwange geht. Er ist Politiker, Physiker, Geometer, kurz alles, was er will; nur fehlt es ihm an Kraft, in diese Wissenschaften tief einzudringen; er streift nur ihre Oberfläche: und ohne seinen großen Witz würde er in keiner einzigen glänzen. Sein Geschmack ist eher delikat, als richtig. Er ist satirisch, angenehm, sinnreich, ein schlechter Kritiker, und liebt die abstrakten Wissenschaften. Er hat eine sehr lebhafte Imagination, aber fast gar keine Erbildungskraft, so seltsam dies auch klingen mag. Man wirft ihm vor, daß er immer von Einem Extrem zum andern springe, und bald Menschenfreund, bald Cyniker, bald ein ungeheurer Lobredner, bald übertriebner Satiriker sey. Mit Einem Worte: Voltaire möchte gern ein außerordentlicher Mensch seyn, und ist es auch ganz gewiß.

ten suchte. Eine Probe seines Witzes, und des Tons, der bei den freundschaftlichen Soupers in dieser Gesellschaft herrschte, führe ich aus dem sechsten Heft der von Nicolai herausgegebnen Anekdoten an *).

Vielleicht

*) Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schraubte er la Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als Er sichs merken ließ. Das Gespräch ward zwischen beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen; der König ergriff ihn dabei, und rief aus: „Hört, la Mettrie, Ihr seid ein Arzt, und ein gewaltig gelehrter Mann dazu; aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht eure Sache, (elle n'est pas de votre ressort,) bleibt bei dem was eure Sache ist. — „Da seht!“ — sagte er halblaut, und neigte sich vertraulich zu la Mettrie. — „wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Fricassees gegessen. Ihr wißt ja, als ein erfahrner Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das alles so sehr verwandeln kann, und welchen Theil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doktor!“ —

La Mettrie mit angenommener ernsthafter Miene, antwortete schnell: „Parbleu Sire! c'est bien aussi une affaire de politique; je soutiens donc, qu'elle est du ressort de V. M.

„Comment!“ rief der König, vous êres un fou! — une affaire de politique? C'est une affaire de **, Je soutiens, qu'elle est de votre ressort, et que vous devez nous l'expliquer; par ès donc.“

Gut, sagte la Mettrie, weil Ew. Maj. es befehlen; so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst, der Magen ist der König“ —

Der König unterbrach ihn: „Da seht nur einmal den Narren an! Warum soll der Magen König seyn?“

Ich

Vielleicht fand Friedrichs feuriger Geist selbst in der Liebe seiner Vertrautesten nicht Wärme genug und nicht den Grad von Enthusiasmus, mit dem Er

 liebte

Ich bitte um Verzeihung, — c'est parcequ'on lui donne tout — und weil er als ein guter König das wenigste für sich braucht, sondern das meiste weiter aus vendet; und wenn er nun dies gehörig thut, und sonst ist, wie er seyn soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militairstand: die vertheidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen, oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen — c'est la cervelle, qui pense, comme V. M. le sait — mais la cervelle n'ose penser, qu'autant que sa très gracieuse Majesté, l'estomac, le lui permettra; car si cette Majesté se trouve mal, adieu la pensée! Im Gekröse sitzen die Handwerker und die Manufakturisten; da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben." —

Nun, unterbrach ihn der König, und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doktor; was ist jene Masse?" —

„Das ist der Schatz des Königs" sagte la Mettrie, und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen, als möglich.

„Nun," rief der König aus „sieht man da nicht den fou fieffé? Sagt doch, Doktor, ob ein Sinn in eurem Geschwätze ist?"

„O ja!" rief la Mettrie, „und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Ueberschuß dessen, wovon sich alle Bürger des Staats genährt haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, circuliren die Säfte nicht so wie sie sollen; so wird kein Theil gehörig ernähret; alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz, c'est parceque l'état est constipé; oder es kommt zuviel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte haben sollen, c'est qu'alors l'état a une diarrhée colliquative. Endlich der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohlthätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiter leben könne."

liebte, und also wieder geliebt seyn wollte. So sehr er auch bei seinen Freunden darauf drang, daß sie ohne alle Rücksicht auf seinen Stand ihm begegnen möchten; so viel Mühe er sich auch gab, seiner Seits die Hindernisse einer solchen Gleichheit aus dem Wege zu räumen: so scheint doch die Natur der Verhältnisse zwischen Monarchen und Unterthanen, die letztern zu nöthigen, immer in eine gewisse Entfernung zurück zu treten, wenn erstere sich ihnen auch nähern. Friedrich wandte daher seine innigste Zärtlichkeit Geschöpfen einer andern Gattung zu, welche dieselbe lebhafter erwiederten; die wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit an unser Geschlecht von jeher unsre Lieblinge waren, die Stand und Rang nicht achten, und dem dürftigen Irus für sein trocknes Brot eben so dankbar sind, als dem reichen Crösus für seine Leckerbissen. Die Liebe, welche der König zu seinen Hunden hatte, übertrift alle Vorstellung, und man kann sagen — wofern eine Vergleichung hier nicht unschicklich ist — daß er wohl nie einen Freund so liebte, wie seinen Favorithund. Die Schmeicheleien und Liebkosungen dieser Gespielen seiner Einsamkeit thaten seinem gefühlvollen Herzen wohl, und ersetzten ihm den Mangel der süßen Familienfreuden. — Aus einer Pflanzschule von vierzig bis funfzig Windspielen, welche auf dem Jägerhof unter besonderer Aufsicht gehalten wurden, waren drei oder vier der niedlichsten auserwählt, seine beständigen Gesellschafter zu seyn. Diese hatten in seinen Zimmern alle Freiheit und Bequemlichkeit, und der König sorgte für ihr Vergnügen, für

ihre

ihre Pflege und Gesundheit. Sie lagen nach Gefallen auf den kostbarsten Kanapees und Stühlen, wenn diese gleich dadurch beschmutzt und zerrissen wurden; zu ihrem Zeitvertreibe fanden sie in den Zimmern kleine lederne Bälle, womit sie spielen konnten; ein Bedienter hatte das Geschäft, sie zur gehörigen Zeit zu futtern, und nach der Mahlzeit bei gutem Wetter spazieren zu führen. Man sagt, daß dieser seine Pflegbefohlnen nicht anders als per Sie angeredet, und wenn sie zur Karnevalszeit in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren wurden, sich allemal auf den Rücksitz gesetzt, und jenen den Vordersitz überlassen habe. Während des Krieges ließ sie der König gemeiniglich in die Winterquartiere zu sich kommen. Am Ende des schweren Feldzuges 1760, nahm er bekanntlich sein Winterquartier zu Leipzig, wo auch d'Argens auf seinen Befehl sich eingefunden hatte, mit welchem er durch freundschaftliche Abendgespräche sich aufzuheitern wünschte. Eines Abends, als d'Argens ins Zimmer trat, fand er den König auf dem platten Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Frikassee, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt, und dem Favorithunde die besten Bissen zuschob. Der Marquis trat einen Schritt zurück, schlug die Hände voll Verwunderung zusammen, und rief aus: Wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den **Marquis de Brandebourg** verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt

thut? Sie werden etwa glauben: er macht einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge; er sammelt die Fonds, um dazu Geld genug zu haben; oder besorgt die Magazine für Mann und Pferd; oder er entwirft Negociationen, um seine Feinde zu trennen, und sich neue Alliirte zu schaffen. Nichts von dem allen! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer, und füttert seine Hunde *).

Der jedesmalige Favorithund genoß vor den andern viele Vorzüge, und diese schienen ihm nur zur Gesellschaft beigegeben zu seyn. Er lag bei Tage allezeit da, wo der König saß, an der Seite desselben, auf einem besondern Stuhl, den zwei Kissen bedeckten, und des Nachts schlief er bei ihm im Bette; indeß die andern des Abends weggebracht wurden, und des Morgens wieder zu ihm kamen. Eben so empfing auch jener bei der Tafel meistens sein Essen aus der Hand des Königs selbst, und diese wurden von dem Bedienten besorgt. Einer der Lieblinge, Namens Biche, ist dadurch merkwürdig geworden, daß er 1745 in der Schlacht bei Soor mit des Königs Gepäcke in die Hände der Oesterreicher gerieth; denn der König hatte ihn in den ersten Feldzügen beständig bei sich. Die Generalin Nadasti nahm ihn zu sich, und mußte verschiedenemal darum ersucht werden, ehe sie sich entschließen konnte, ihn wieder heraus zu geben. Der König saß eben und schrieb, als Biche wieder ankam. General Rothenburg ließ sie leise, ohne daß es der König bemerkte, in die Thür hinein, und mit einem-

*) Nicolai Anekdoten, Heft I, S. 46.

einemmal stand sie auf dem Tische vor dem König, und legte die Vorderpfötchen um seinen Hals. Der König freute sich so sehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Eine andre Favoritin, Alkmene, starb zu Sanssouci, als der König eben in Schlesien war. Es wurde ihm gemeldet, und er befahl, daß man ihren todten Körper in dem Sarge, in welchen sie war gelegt worden, in sein Bibliothekzimmer setzen sollte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich dahin, betrachtete sie lange mit stiller Wehmuth, und ließ sie sodann in die ausgemauerte Gruft, die er für seinen eignen Leichnam bestimmt hatte, hinbringen. Dies war aber auch der einzige von seinen Lieblingen, der hier seine Ruhestäte fand; für die übrigen hatte er einen besondern Platz bei Sanssouci angewiesen, wo sie in Särgen begraben, und ihre Grabmäler mit Leichensteinen, die den Namen eines jeden anzeigten, bedeckt werden mußten. — Wie sehr die Sorge für diese geliebten Thiere dem Könige am Herzen lag, sieht man auch daraus, daß er wenige Stunden vor seinem Tode, als ihm alles andre schon gleichgültig war, und das Bewußtseyn von Zeit zu Zeit ausblieb, doch noch hierauf seine Aufmerksamkeit richtete. Um Mitternacht bemerkte er, daß sein Hund von dem Stuhle gesprungen war, fragte, wo er sei, und befahl, ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken; nach zwei Uhr verschied er *).

*) Büschings Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, Th. V. S. 277.

Die Stärke der Leidenschaft, womit Friedrich alles, was er liebte, zu umfassen pflegte, die Heftigkeit seines Temperaments überhaupt zeigte sich aber auch im Gegentheil da, wo er Abscheu und Unwillen äußerte. Der erste Ausbruch seines Zorns, dessen Wirkungen seine Domestiken am häufigsten und nachdrücklichsten erfuhren, war fürchterlich. Nicht immer die Größe der Vergehungen, sondern mehr noch die Gemüthsstimmung und Laune des Königs, auch wohl vorgefaßte Meinungen, bestimmten die Schwere der Strafe. Man weiß Beispiele, daß er bei wirklich ahndungswürdigen Fehlern sich über alle Erwartung sanftmüthig bezeigt, und sie entweder gar nicht, oder doch sehr gelinde bestraft hat *). Dagegen war er aber auch zuweilen über leichte Versehen, oder gar über Fehler, die nur in seiner Einbildung bestanden, äußerst aufgebracht. Ein Strohm von Scheltworten ergoß sich dann über den Unglücklichen, und Faust- und Stockschläge folgten nicht selten hinter drein.

Kein Psychologe, kein Kenner des menschlichen Herzens wird sich hierüber wundern, oder deshalb von dem in andrer Hinsicht wahrhaft großen und edlen Charakter des Königs geringschätziger denken. Es liegt dies in der Natur der Sache: wo viel Licht ist, da

*) So betrug er sich unter andern gegen den Bedienten, der durch Nachlässigkeit an der Verbrennung des schon ganz fertigen Manuscripts der Geschichte des siebenjährigen Krieges schuld war. Er zürnte nicht, ob er gleich vier Monate Zeit brauchte, um es wieder her zu stellen.

da ist viel Schatten; Größe des Geistes findet sich nie ohne heftige Leidenschaften, und ohne die davon abhangenden Fehler*); wo viel gewirkt werden soll, da muß viel Kraft seyn, und wo diese ist, da wirkt sie stark und mächtig nach allen Seiten hin, und — je nach dem es trifft — hier zum Schaden und dort zum Nutzen. Das sanfte Bächlein, das die blumige Wiese bewässert, reißt nicht Häuser um; aber es treibt auch weder Mühlen, noch trägt es auf seinem Rücken reich beladne Schiffe.

Allein wahr ist es, daß Friedrich nicht nur in seinem Hause (und welcher Hausvater glaubt da nicht ein gleiches Recht zu haben?) so leidenschaftlich handelte; sondern auch öfters als Regent, wodurch er sich den jetzt mehr als jemals verhaßten Namen eines Despoten zuzog. Er begegnete den Staatsbedienten, die — schuldig oder unschuldig — in seine Ungnade gefallen waren, mit Worten nicht viel besser, als den Domestiken; er hob ein auf Billigkeit gegründetes Herkommen auf, ohne auch nur eine Scheinursache davon anzugeben**); er setzte den mit Gründen unterstützten

*) Versteht sich, der natürlichen Anlage nach; denn Erziehung (sowol fremde, als die, welche wir uns selbst geben) kann sie modeln und richten. Aber den Fürstensöhnen wird eine solche Erziehung seltner als andern zu Theil.

**) Archenholz erzählt in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs, daß der König mit Anfange des letzten Feldzugs, als die für ihn günstige Veränderung in Rußland vorgefallen war, den Officieren die gewöhnlichen sogenannten Winter-Douceurs, welche sie bisher alle Jahre erhalten hatten, nicht habe auszahlen lassen.

stützten Vorstellungen seiner Räthe und Minister zuweilen nichts als seinen absoluten Willen entgegen; ja, sein Wille galt mehr, als rechtliche Entscheidung und Gesetz (z. B. in dem Arnoldschen Prozeß). Um alles zusammen zu fassen: er regierte den Staat meistens durch Kabinetsbefehle; und wie leicht diese zum Despotismus führen, ist bekannt.

Wie läßt sich nun Friedrich hier entschuldigen? Etwa mit dem poetischen Einfall des Herrn von Birkenstock?

„Er war ein Despot,
Aber auch würdig es zu seyn."

Oder sollen wir von ihm, wie Herder von Kaiser Joseph II, sagen: „Er wollte zwar das Gute, aber er wollte es als Despot?" Damit würden wir der Wahrheit etwas näher kommen, jedoch die eigentliche Quelle des Uebels noch nicht gefunden haben. Auf diese deutet Guibert hin, indem er spricht: „Man muß die Preußischen Staaten, die durch Friedrichs Vorfahren an eine weit despotischere Regierung gewöhnt waren, nicht mit den zarten Begriffen von Freiheit und Menschenrechten ansehn, welche etwa ein Engländer oder Amerikaner haben könnte." — Unsre Staatsverfassungen sind es, welche die Regenten zu Despoten machen. Diese haben in so fern keine Schuld auf sich, als jeder von uns in ihrer Lage eben so handeln würde — müßte. Die Staatsverfassungen sind schuld, daß ein Regent Despot seyn kann, so bald er will; sie sind schuld, daß er es ist, ohne es zu wissen; daß er es zuweilen seyn muß,

muß, wenn er den Ruhm eines Selbstregierers behaupten will.

Friedrich machte von der ihm zustehenden Gewalt, im Ganzen genommen, immer noch einen mäßigen und rühmlichen Gebrauch *). Seine Absicht bei willkührlichen Einrichtungen und Befehlen, wenn sie auch die Rechte einiger oder mehrerer Personen beschränkten, war gewiß allemal gut. Er hatte ein so natürliches Gefühl von Billigkeit, daß er auch nicht selten dergleichen Befehle wieder zurück nahm, falls es ohne Aufopferung eines höhern Zwecks geschehen durfte. Es war seinen Unterthanen erlaubt, gegen ihn ins Recht zu gehen, und er selbst hatte verordnet, daß man wider ihn entscheiden sollte, wenn er sein Recht nicht ganz unwiderleglich beweisen könnte. Was uns aber vollends alle jene seltneren Anomalien in der Regierungsart des Königs vergessen läßt, was ihn selbst ehrwürdig und groß macht, und von seinen vielen Verdiensten eins

*) Der Recensent des Entwurfs eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten im 2ten St. des 74ten B. der allgem. Deutschen Bibliothek sagt S. 329: Besonders aufrichtend für den Menschenfreund ist diese Bemerkung bei der dritten Abtheilung, wo die Rechte und Verbindlichkeiten zwischen dem Oberhaupte des Staats und den Bürgern bestimmt werden. Hier herrscht ganz der Geist des erhabnen Mannes der, da ihn von außen nichts hinderte, der unumschränkteste Despot zu seyn, einen Antimachiavell schrieb, und durch scharfsinnige philosophische Untersuchungen, so wie durch sein Beispiel, die Fürsten lehrte, daß die Quelle ihrer Rechte nicht ihre Macht, sondern ihre Pflicht sey.

eins der vorzüglichsten ist: Er duldete nicht den dreimal schwerern und unerträglichen Despotismus der Minister, der Günstlinge und der Priester. Wehe dem Staatsdiener, den er auf dem Wege der Ungerechtigkeit und der Bedrückung fand! Und er überließ die Entdeckung solcher Despotieen nicht bloß dem Zufall; er forschte selbst nach, vornehmlich auf seinen Reisen in die Provinzen, und merkte auf die Klagen des geringsten seiner Unterthanen. Ueber diesen Punkt schreibt er an Voltaire:

„Ich für mein Theil suche bloß in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen nicht unterdrücke, und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu streng scheinen. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise. Jedermann hat Zutritt zu mir; alle Klagen werden entweder von mir selbst, oder von andern untersucht, und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Existenz ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam, und verhütet zu harte und strenge Proceduren.*)“

Günstlinge hatte er zwar, gestattete ihnen aber auch nicht den entferntesten Einfluß auf Regierungssachen. Ueberdies waren es nur Leute von niederm Stande, die oft nicht einmal lesen und schreiben konnten, Bediente und rohe Soldaten, welche er um ihres schönen Wuchses willen zu Lieblingen wählte. Er bewies sich gegen sie ungemein liebreich und freigebig,

*) Hinterl. W. B. X. S. 114.

gebig, strafte sie jedoch auch mit unerbittlicher Strenge, wenn sie sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließen und seine Gnade mißbrauchten, wovon die beiden Kammerhusaren Deesen und Glasow traurige Erfahrungen machten.

Am wenigsten gab Friedrich dem herrschsüchtigen intoleranten Priestergeist Raum. Er hatte gesehen, wie dieser böse Geist während der Regierung seines Vaters spukte; hatte über Tafel mit verbißnem Grimm die frommen Verläumdungen gehört, womit der Hallische Theologe den Weltweisen Wolf beschmitzte; hatte leiden müssen, daß dieser von ihm so hochgeachtete Mann gleich einem Verbrecher durch einen Kabinetsbefehl des Landes verwiesen wurde *). Was Wunder

*) Friedrich war anfangs ein großer Verehrer der Wolfischen Philosophie. Die erste Liebe zu derselben flößte ihm sein Jugendfreund, Herr von Suhm, ein, der ihm die Schriften jenes Weltweisen ins Französische übersetzte, und mit ihm darüber korrespondirte. Der Briefwechsel, den er als Prinz mit diesem gelehrten Staatsmanne führte, ist ein Beweis von seinem enthusiastischen Eifer, für diese Philosophie; auch sieht man daraus, daß er mehr ein praktischer als spekulativer Philosoph zu seyn strebte. Ich excerpire aus diesen Briefen einige hieher gehörige Stellen. (Geschr. im J. 1736.)

— — „ich halte mich an Wolf, und wenn mir nur dieser beweis't, daß mein untheilbares Wesen unsterblich ist, so will ich zufrieden und ruhig seyn. Der Nutzen, den Sie von Ihren Bemühungen ziehen können, mein lieber Suhm, ist der, daß die wahre Freundschaft, welche ich für Sie habe, anstatt mit meinem Leben aufzuhören, unsterblich wie meine Seele seyn, und daß diese Seele, voll des Gefühls, nächst Gott Ihnen ihr Daseyn schuldig zu seyn, nie aufhören wird, Ihnen Beweise meiner Freundschaft

zu

der also, daß er in der Folge, als er das Ruder des Staats selbst in die Hände bekam, in seinem Betragen zu geben, die auf Achtung, Neigung und die vollkommenste Dankbarkeit gegründet ist." —

„Die Stärke von Wolfs Art zu schließen, bezaubert mich, und jetzt, da ich anfange, mit seiner Art zu räsonniren bekannt zu werden, entdecke ich ihre Kraft und Schönheit." —

„Jetzt benutze ich einen Augenblick Muße, Ihnen für die unsägliche Mühe zu danken, die Sie sich bei der Uebersetzung vom Wolf geben. Ich bin nun im Stande, die letzten Hefte, die Sie mir geschickt haben, mehrere male zu überlesen. Ich fange an, mich an seine Schlüsse zu gewöhnen, und verstehe gegenwärtig seine Sätze weit besser als vor einigen Monaten." —

„Ich fahre fort, den Wolf mit dem größten Eifer zu lesen, und suche mir seine Sätze so tief als möglich einzudrücken. Es ist gut, dergleichen oft zu lesen; denn diese Lektüre hat doppelten Nutzen: sie belehrt und erniedrigt, und ich fühle mich nie kleiner, als wenn ich den Satz vom einfachen Wesen gelesen habe." —

Als der König eine eigne Kommission zur Untersuchung der Wolfischen Schriften niedergesetzt hatte, und diese von derselben für unschädlich erklärt worden waren; schrieb Friedrich an seinen Freund:

„Nun endlich einmal, mein Lieber, darf man sich auch mit freier Stirn zur Philosophie bekennen, ohne weder die Bannstrahlen des Pädagogen, noch das Hirngespinnst der Irreligion weiter zu fürchten."

Bald aber siegten die Feinde des Lichts wieder, und er schrieb:

„In Absicht der Wolfischen Philosophie werden Sie sich wundern zu erfahren, daß ihr Schicksal wie das Wetter ist, so, daß wer kein Hof-Thermometer hat, unmöglich wissen kann, in welchem Kredit sie jetzt steht. Dies aber kümmert mich nicht mehr; denn wer die Veränderlichkeit und Ungewißheit der Witterung kennt, forscht nicht mehr nach Ursachen von Dingen, die ihren Grund bloß in willkührlichem

Eigen-

gen gegen Theologen nicht immer die gehörige Mäßigung beobachtete. Die Priester zur Zeit Friedrich Wilhelms I. mochten sich wohl herzlich freuen, daß dem Könige die Macht zustand, willkührliche Kabinetsorders auszufertigen, weil sie diese Bannstrahlen nach ihren Absichten gebrauchen und lenken konnten, um durch sie gewisse Zwecke zu erreichen, welche auf gesetzlichem Wege nicht zu erreichen waren. Sie dachten wohl nicht daran, daß sie bei veränderter Regierung mit eben den Waffen geschlagen werden dürften; und als es geschah, da war ihnen Friedrich ein Tyrann, ein Atheist. Sein Zorn traf freilich oft den Unschuldigen, und äußerte sich mit tadelnswürdiger Heftigkeit. Als im Jahre 1745 die Universität Halle darauf angetragen hatte, daß wegen vorgefallner Unordnungen keine Komödianten mehr in der Stadt geduldet werden möchten, antwortete der König auf ihre Vorstellung:

„Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran. Sie sollen spielen, und Herr Franke, oder wie der Schurke heißt, soll dabei seyn, um

Eigensinn, vermischt mit hartnäckiger Widerspänstigkeit, haben. Uebersehen Sie mir diese Ausdrücke, wenn Sie finden sollten, daß ich zu viel sage.“

Im reifern Alter befriedigte den König die strenge Wolfische Methode nicht mehr, und er neigte sich zum Skepticismus, worin ihn vornehmlich Baylens Schriften bestärkten. Hiermit verband er zuletzt die Grundsätze des Epikur, die er aus der fleißigen Lesung des Lucrez geschöpft hatte, und dies war und blieb sodann seine Hauptphilosophie, wenn man die Philosophie des Lebens so nennen darf.

um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll der Attest vom Komödianten geschickt werden, daß er da gewesen ist.“

Mit genauer Noth wurde noch der ehrliche Franke (der Stifter des berühmten Waisenhauses) von der Befolgung dieses harten Befehls losgesprochen, mußte aber doch eine Strafe von zwanzig Rthalern an die Armenkasse zahlen.

Der Professor und Diakonus Moldenhauer in Königsberg in Preußen hatte um seine Dimission angehalten, und sie war ihm vom Könige bewilligt worden. Er besann sich aber nachher wieder, und wünschte in seinem Posten zu bleiben. Der König schrieb an den Rand des Rescripts:

„Der verfluchte Pfaffe weiß selber nicht, was er will; hol' ihn der Teufel!“

Dergleichen Antworten — sie waren aber bei weitem nicht alle von der Art; einige vielmehr sehr gnädig — mußten nothwendig dem gemeinen Haufen der Geistlichkeit, der die (wahrlich nicht unreine!) Quelle solcher leidenschaftlichen Ausbrüche nicht kannte, oder nicht kennen wollte, äußerst anstößig seyn. Es ermangelten daher diese Herren nicht, in Schriften, in Predigten und in gesellschaftlichen Zirkeln auf den großen Antichrist zu schelten, und alle Waffen, die ihnen zu Gebote standen, wider ihn zu gebrauchen. Die freiere Denkart des Königs in der Religion,

gion, seine Spöttereien über dogmatische und kirchliche Lehrsätze gaben ihnen den besten Stoff dazu. Er wußte dies sehr gut, er wußte, daß er bei ihnen in schlechtem Kredit stand, und daß sie zum Theil sehnlich auf seinen Tod hofften. In einer Epistel an d'Argens (vom Jahr 1768) sagt er:

Marquis, wie neidest du mich jetzt!
Du bist nicht länger es allein,
Dem Atropos im Lande droht;
Auch ich war ganz so krank, wie Du.
Ein mächtiger Katharr hat mich
Mit seinem Uebel so gedrückt,
Daß in Berlin das Frömmlingsvolk
Schon ganz von Herzen fröhlich war *).

Die Frömmlinge thaten aber wirklich unrecht daran; sie hatten gar nicht Ursache, sich über ihn zu beschweren, denn er gebrauchte keine Repressalien, wie er wohl hätte thun können; er ließ sie nicht durch Philosophen und so genannte Aufklärer verfolgen oder drücken (wenn auch Verfolgung dem Charakter derselben gemäß wäre, wie sie es nicht ist), obgleich vorher jene von ihnen verfolgt worden waren. Es ist bekannt, daß er alle Religionspartheien ohne Unterschied tolerirte, und keiner vor der andern einen Vorzug gab, den sie nicht schon nach den Landesgesetzen hatte. Eben so wenig begünstigte er durch Anwendung unedler Mittel diejenige Sekte, zu welcher er selbst sich bekannte, und die er in einem Briefe an d'Alembert so schildert: „Die erste Sekte für mich

*) Hinterl. W. B. VII, S. 61.

wird immer die seyn, die am mächtigsten auf die Sitten wirkt, und das gesellschaftliche Leben sichrer, sanfter, tugendhafter macht. So denke ich; und mein einziger Gesichtspunkt ist die Wohlfarth der Menschheit, und der Vortheil der gesellschaftlichen Verbindungen *)." Vergleicht man hiermit noch andre Aeußerungen über Religion, die in seinen Schriften häufig vorkommen, vorzüglich aber die herrliche Ode an Gott, die er in seinen frühern Jahren verfertigte **): so dürfte wohl daraus ein System gebildet werden können, dessen sich kein ehrlicher Mann zu schämen Ursache hätte. — Gleim singt von ihm:

War wenig nur in Worten Christ;
In Thaten desto mehr.

Diese Sekte nun — welche nicht eigentlich Sekte genannt seyn will —, deren Religion weder in Opfern, noch Tempelbesuchen, sondern in Ausübung der Menschenliebe und Rechtschaffenheit besteht, suchte er nicht durch Edikte, nicht durch unmittelbaren Einfluß seiner Macht auszubreiten, so vortheilhaft ers auch für sein Vaterland halten mochte, die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Bei Besetzung der Lehrstellen, die von ihm abhingen, fragte er nicht, ob die vorgeschlagenen Subjekte orthodox oder heterodox gesinnt, sondern nur ob sie gute Menschen wären, und die nöthige Geschicklichkeit zu dem Amte besaßen. Folgende Kabinetsorder an den Konsistorialrath Reinbeck liefert unter mehrern andern einen Beweis hiervon:

Wür-

*) Hinterl. W. B. XI, S. 23.

**) Sie ist hier am Ende S. 111 abgedruckt.

„Würdiger, lieber Getreuer! Da der Generalmajor von Jeetz in des zu Anklam verstorbnen Präpositi Platz den Feldprediger seines unterhabenden Regiments, Namens Schaukirch, in Vorschlag bringet: so sollt ihr Mir melden, ob dieser Mensch gut ist, und die zu diesem Amt erforderliche Fähigkeit besitzt, indem ich nicht gewillet bin, aus schlechten Leuten Pröpste zu machen. Ich bin ꝛc.“

Hing die Wahl der Prediger von den Gemeinden oder sogenannten Kirchen-Patronen ab; so bekümmerte er sich gar nicht darum, und bestätigte die Wahl, wenn sie auch — seiner Meinung nach — auf Mucker und Pietisten, die er sonst durchaus nicht leiden konnte, gefallen war. Ein Beispiel von seinem Verhalten in solchen Fällen gibt der berüchtigte Streit, welchen die Vokation des Herrn Pr. Eberhard (Verfassers der Apologie des Sokrates) zur Predigerstelle in Charlottenburg veranlaßte. Diese Geschichte ist verschiedentlich falsch erzählt worden, und man hat sodann daraus, wie aus einigen andern grundlosen oder gemißdeuteten Anekdoten, beweisen wollen, der König habe den Gemeinden öfters heterodoxe Lehrer aufgedrungen. Ich will sie hier nach der aktenmäßigen Berichtigung des Herrn Nicolai (Heft V, S. 110 ꝛc.) kürzlich darstellen.

Da das Predigtamt in Charlottenburg vakant geworden war, empfahl der Generallieutenant von Wedell dem Magistrate, welcher Patron der dortigen

Kirche ist, und auch dem geistlichen Departemente, den damaligen Prediger des Invalidenhauses zu der vakanten Stelle; allein der Magistrat wählte Herrn Eberhard durch die meisten Stimmen. Hierwider protestirten ein Prokonsul emeritus und zwei Rathmänner, welche vermittelst ihres Einflusses bei der Bürgerschaft eine starke Parthei für den Invalidenprediger unter den Bürgern anwarben. Der Magistrat, auf sein Wahlrecht sich stützend, fertigte dennoch die Vokation aus, und übergab sie dem Konsistorium zur Bestätigung. Nun ging eine Deputation von Bürgern den König in Potsdam persönlich an, und verlangte den Invalidenprediger von ihm. Der König befahl der Kurmärkischen Kammer, diese streitige Predigerwahlsache zu vergleichen, und fügte hinzu:

„Wenn nur die Gemeine zu Charlottenburg mit einem geschickten und seinem Stande sich gemäß aufführenden Prediger wieder versorgt wird, so ist es Sr. K. M. gleichgültig, welcher von diesen Predigern zu dieser Stelle gelangen möchte.“

Hierauf ward eine Kommission von der Kammer nach Charlottenburg geschickt, welche jeden Bürger einzeln mündlich vernahm, und sie unter einander und mit dem Magistrat zu vergleichen suchte; aber vergeblich. Die Einwendungen einiger Bürger gegen Eberhard waren seltsam. Sie gaben vor, er sei in Glaubenssachen irrig, konnten jedoch keinen speciellen Beweis

weis davon führen; ferner: er habe bei der ersten Predigt nicht laut genug, und bei der zweiten zu laut gesprochen. Der König gab der Kammer zur Resolution:

„Es solle der Gemeinde derjenige zum Prediger bewilligt werden, zu welchem sie das meiste Vertrauen hätte.“

Nun wurde der Streit immer verwickelter; der Magistrat berief sich auf sein Patronat und Wahlrecht; die Gemeinde aber suchte ihren Zweck durch mündlichen und schriftlichen Regreß an den König zu erreichen. Dieser erkundigte sich daher etwas genauer nach dem Charakter der beiden Subjekte, bekam jedoch nicht den richtigsten Begriff von ihnen. In Beziehung auf diesen Bericht sagte er sodann scherzend bei Tafel, nachdem er die noch nicht beigelegten Unruhen in Charlottenburg auf eine komische Weise erzählt hatte: „Die Leute zanken sich um einen Atheisten und um einen Pietisten. Mir ist es einerlei, welchen sie nehmen wollen. Aber sie werden wohl den Pietisten nehmen, und der wird auch wohl am besten für sie seyn.“

Hiervon nahm ein Prinz, der Herrn Eberhard kannte, Gelegenheit, dem Könige diesen würdigen Gelehrten nach Verdienst zu schildern, und als nicht lange darnach der Magistrat abermals um Protektion bei seinem Wahlrecht ansuchte; so erließ der König an den Minister von Zedlitz eine Kabinetsorder, und befahl, „ohne weitere Rücksicht auf die Einwendun-

gen der Bürgerschaft zu nehmen, das Nöthige zu verfügen.“ Allein die Bürger überliefen den König aufs neue, und übertäubten ihn einmal mit ihren ungestümen Bitten so, daß er, um sie los zu werden, alles versprach, was sie wollten. Er widerrief jedoch seine schon gegebne Kabinetsorder nicht. So verging noch einige Zeit, ohne daß etwas in der Sache geschehen konnte, weil sich der Magistrat auf die Kabinetsorder, die Bürgerschaft aber auf das mündliche Versprechen des Königs berief. Endlich traten die Bürger den König, als er zum Karneval nach Berlin reisete, unterweges nochmals an, und übergaben ihm eine Bittschrift. Der König ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und fragte: Was sie wider den Eberhard einzuwenden hätten, ob sein Lebenswandel und seine Predigten nicht gut wären? Die Bürger stockten, und konnten dawider nichts einwenden; sie sagten aber, er würde ihre Kinder nicht nach der reinen Lehre unterrichten. Der König fragte: Woher wißt ihr das? Die Bürger stockten abermals, und sagten, sie glaubten es, nach dem, was ihnen von demselben wäre erzählt worden. Der König erwiederte aber sehr ernstlich: Ei was! das ist kein Grund. Wenn er eure Kinder nicht recht lehrt, so ist dafür das Konsistorium da, bei demselben könnt ihr euch alsdann beschweren. Ich sehe aber wohl, daß ihr nur widerspänstig seyd, und eurem Magistrat nicht gehorsamen wollt. Ihr sollt ihn zum Prediger haben! — Nun wurde auch sogleich der Befehl zu seiner Introduktion ausgefertigt; und kaum hatte Herr

Eber-

Eberhard sein Amt angetreten, so besaß er auch schon die allgemeine Liebe und Achtung der Gemeine.

Die Entscheidung des Königs in dieser Streitsache wird gewiß vor dem strengsten Richterstuhle der Gerechtigkeit für gesetzmäßig erkannt werden, und wenn aus der Klage ein förmlicher Prozeß instruirt worden wäre, so hätte ihn die Gemeine verlieren müssen, so wie sie ihre Sache durch einen scheinbaren Machtspruch verlor. Daß aber der König gar nicht geneigt war, in dergleichen, die Religion betreffenden Angelegenheiten Machtsprüche zu thun, erhellet klar aus seinem Benehmen in dem gegenwärtigen Fall, wo er es bis aufs äußerste kommen ließ, ehe er zu diesem — immer einer Seits invidiösen, aber durch unsre mangelhaften Gesetzbücher oft nothwendigen — Mittel der Entscheidung schritt. Hätte er sogenannte Heterodoxen begünstigen wollen, so müßte er sich hierbei gleich anfangs wirksamer gezeigt haben. — Ein andres Beispiel seines weisen Verhaltens bei Streitigkeiten der Art liefert die bekannte Geschichte der Einführung des Berliner Gesangbuchs. Der Dichter Gleim zeichnet dies in wenig Worten sehr richtig:

Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit — dumm zu seyn.

Vortrefflich sind die Grundsätze, die er in dieser Hinsicht seinem ehemaligen Mündel, dem Herzog Karl Eugen von Wirtemberg, als einen väterlichen Rath empfahl: „Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Recht-

schaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit, zu befördern, welches die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfs ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir alle blind, und irren auf verschiednen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte? Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Können elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen, so thun sie es durch Wohlthaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewaltthätigkeiten, die sie an hartnäckigen Köpfen ausüben. Ja, wenn auch die wahre Religion, d. h. die Menschlichkeit, Sie nicht zu diesem Verfahren verbände, so muß es doch die Politik thun ꝛc. " *).

So wie er selbst Niemanden seine Privatmeinungen in Ansehung der Religion aufdrang, so litt er es auch nicht von irgend einer Religionsparthei, daß sie der andern mit ihrem Bekehrungseifer lästig fiel. Aber Denkfreiheit, in der wahren vollesten Bedeutung des Worts, verstattete er ohne alle Einschränkung, und wenn man dies eine Begünstigung seiner Sekte, d. i. der Kinder des Lichts, nennen will, so gestehe man auch, daß eingeschränkte Denkfreiheit darauf abzwecke, die Kinder der Finsterniß zu begünstigen.

Zwar

*) Hinterl. W. B. XII. S. 46.

Zwar brüstet sich manche Regierung damit, daß sie ja keinen Menschen hindere, zu denken und zu glauben, was er wolle, und daß sie also Denkfreiheit nicht unterdrücke; allein wie tief sie in diesem Betracht unter Friedrich stehe, wird aus folgender Vorstellung eines Deutschen Patrioten klar, die jetzt bald Satire scheinen dürfte:

„Daß Freiheit zu denken nicht die Erlaubniß bedeutet, unsre innern Gedanken zu beschäftigen, womit wir wollen, bedarf wohl keiner Erinnerung. Diese hat uns noch kein Großvezier und kein Mufti streitig gemacht, oder streitig machen können. Und hoffentlich wird unter den großen Entdeckungen unsers Jahrhunderts, wie man zweimal hunderttausend Mann mit einem Wink befehligen, ein Schiff in der Entfernung von hundert Meilen sehen, oder den Keim künftiger Helden oder Heldinnen nach Willkühr entwickeln soll; hoffentlich, sage ich, wird unter allen jenen Entdeckungen keine seyn, die uns um das große Vorrecht bringt, unsre Gedanken für uns zu haben. Aber desto mehr machten Menschen einander das Recht streitig, das, was sie gedacht hatten, zu sagen und andern mitzutheilen. Und dennoch beruht auf dieser Freiheit der ganze Fortgang der Menschen zur Vollkommenheit. Denn ist diese Mittheilung einmal verboten, so hängt es bloß von dem Mächtigern ab, was gesagt oder nicht gesagt werden soll. Und ist dieser Mächtige unwissend, oder wenigstens von beschränkter Einsicht: so wird er alles, was ihm neu und fremd ist, verwerfen; so

wird

wird er höchst wahrscheinlich gerade das Wahrste, das Beste, das Gemeinnützigste verhindern, in Umlauf zu kommen. Die Geschichte liefert tausend und aber tausend Belage zu dieser traurigen Wahrheit. Warum weiß Portugal, Spanien, Italien, Konstantinopel von tausend Wahrheiten nichts, deren wesentlicher Vortheil für die Menschheit in andern Ländern seit Jahrhunderten anerkannt ist? Auch Deutschland ist von diesem Elend noch nicht ganz frei; und wie viele, wie traurige Beweise davon hat das unglückliche Bayern nur seit einem Jahre geliefert? Unsre nördlichen Provinzen genießen zwar längst schon eines mildern Schicksals; aber dennoch, wenn wir die Zeiten, die der König bei dem Antritt seiner Regierung fand, (wo Lange und Konsorten gehauset hatten), mit den gegenwärtigen Zeiten *) vergleichen: welcher Unterschied! Wem ist das Schicksal des Hallischen Philosophen unbekannt, dem die unschuldigste Wahrheit Zorn und Exilium zuzog? Das halbe Land müßte, nach jenen Grundsätzen, jetzt Landes verwiesen werden! — — Friedrichs Werk ist es, daß Freiheit gilt, und daß sie nicht einmal mehr als bloße Gütigkeit des Monarchen, sondern als Recht und Glück der Menschheit angesehen wird. Wo war, seit einem halben Jahrhundert, Zuflucht für die, die durch Unduldsamkeit irgendwo gedrückt worden, als in England, oder — Berlin? „Philosoph und verfolgt zu seyn, mehr war bei Ihm nicht zur Empfehlung nöthig," hat, ich weiß nicht wer, und das mit Recht,

von

*) Geschrieben im Januar 1786.

von unserm König (Friedrich II.) gesagt. Wie gelinde, wie bloß durch die unvermeidlichsten Bestimmungen eingeschränkt, sind unsre Censurgesetze? Und wie vielen Schriftstellern gab er völlige Freiheit ohne alle Einschränkung? — Bei uns, dies danken wir Gott und Friedrich! hat jede Wahrheit freien Lauf; nur der scheitert an dem Gesetz, als an einer Klippe, der die Freiheit zur Störung bürgerlicher Ordnung, und zu Beleidigung seiner Mitbürger mißbraucht. — — Wer nichts für die Wissenschaften gethan hat, und gab ihnen Freiheit: der hat alles für sie gethan! Behaltet, o Fürsten, eure Pensionen für euch; behaltet eure goldne Dosen und Ehrenzeichen und Namen und Würden: und laßt uns nur Freiheit. Laßt uns dies Eine nur; alles übrige wollen wir ohne euch werden! — —

„Mit dieser Freiheit waren auch noch andre Begünstigungen, welche die Litteratur unter Friedrich II. genoß, verbunden. Dahin gehören die schon erwähnten weisen Censurgesetze. Sie sind bloß durch die Nothwendigkeit, die in der Natur der Sache selbst liegt, und durch die Grundsätze der öffentlichen Sicherheit und Ruhe (nicht der Pfafferei!) beschränkt. Ihre Früchte aber liegen vor Jedermanns Augen offen da. Zweitens rechne ich die ganze Freiheit des Buchhandels hieher. Daß kein Mensch — mit oder ohne Kapuze, das ist gleich — kommen, und die Wahl der Bücher prüfen darf, die ich zu haben für gut befinde, das versteht sich von selbst; auch gehöret Portugiesische und Spanische Barbarei dazu, um einen solchen

solchen Einfall zu haben. Aber man könnte doch die Contrebande auf der Gränze anhalten, das ist, die Buchläden, die Buchdruckereien, die ankommenden Bücherballen fleißig durchstören lassen, und dem Büchercensor und Inquisitor Zeit gönnen, die Schriften erst durchzulesen und reiflich zu prüfen, damit nützliche Wahrheit wenigstens nicht zu geschwind in Umlauf käme. Gott Lob! von dem allen wissen wir nichts." *)

Ganz vorzüglich beförderte Friedrich die Denkfreiheit auch durch sein eignes Beispiel. Kühn gedachte Wahrheiten sagte er laut und ohne Scheu, und ermunterte dadurch seine Gesellschafter zu einer gleichen Freimüthigkeit. Sein Hof war nicht, wie andre Höfe, der Sitz der Verstellung, der Falschheit, der scheinheiligen Gleißnerei, denn er hatte Offenherzigkeit, Geradheit und eine edle freie Denkart herrschend gemacht. Noch mehr wirkte er zum Vortheil einer solchen Freiheit in Mittheilung der Gedanken durch seine Schriften, die jetzt der Welt vor Augen liegen. In diesen findet sich ein reicher Schatz von Wahrheiten, mit einer Freimüthigkeit vorgetragen, die, spräche nicht ein König vom Thron herab, dem Bann der heiligen Büchergerichte schwerlich entgangen wäre. Groß sind die Verdienste, welche Friedrich als Held, als Staatsmann, als Vater des Vaterlandes erwarb; aber größer noch ist das Verdienst des unvergleichbaren königlichen Schriftstellers. Die Wir-

*) Friedrich, der Beschützer der Wissenschaften. Eine Vorlesung von G. N. Fischer. S. 12 ꝛc.

Wirkungen seiner Thaten werden vom Strom der Zeit unsern Blicken entzogen, und zum Theil durch entgegen wirkende Kräfte geschwächt und gehemmt; aber nichts vermag dem mächtigen Geist, der in seinen Schriften lebt, zu dämpfen: durch sie wirkt er unaufhaltsam fort auf kommende Geschlechter.

Dieser Geist umschwebe, als ein Licht- und Friedenbringender Genius, die Völker, denen jetzt Finsterniß und Verderben droht! Er hauche ihnen reinen Eifer fürs Wohl der Menschheit und ächte Vaterlandsliebe ein!

Ode an Gott.

Beilage zu S. 100.

Du, dessen Weisheit werth der Anbetung,
faßte den Plan der Weltenerschaffung,
du, dessen unermeßliche Allmacht
aus dem Nichts mit einem Wort sie hervor zog!
Der Natur göttlicher Bildner
erlaube, daß von reinem Feuer erfüllt
ich überall wagen darf zu verkünden,
wie freundlich, wie gütig du bist,
und daß die Stimme des Dankes
sich erhebe bis zu den Himmeln.

Du bists, es ist deine unendliche Gnade,
die nach ewig gefaßten Rathschlüssen
mich des Daseyns würdig nun achtend,
mich in die Reihe der Sterblichen setzte.

Dir

Dir verdankt es mein Auge,
daß es sich öffnet den Stralen des Lichts;
ohne dich hätte in ewiger Nacht
ich ohne Körper und ohne Bewußtseyn
nie das Daseyn erhalten,
nie mich die Liebe hervorgebracht.
Die gesunde Vernunft, die mich erleuchtet,
Das kostbarste deiner Geschenke,
hebt von dem Kothe der Erde
meinen Geist zu den Himmeln.
In dem kleinsten deiner Werke
zeigt sie mir Spuren
eines Gottes, eines Schöpfers.
der Wurm, der auf der Erde kriecht,
lehrt mehr als Donner und Blitze
mich deine Größe anbeten.
Die Welt, dies prachtvolle Gebäude,
die all' unsre Bedürfnisse befriedigt;
all' die Güter, deren Gebrauch du verleihest,
die wir durch deine Fürsorge genießen;
all' die Süßigkeiten des Lebens,
die Wohlthaten, die du darein gelegt hast —
Alles ist geschehen um uns zu vergnügen;
deine unendliche Weisheit
beut mir ohn' Unterlaß dar
alles, was ich mir wünschen kann.
Sieh, wie aus dem Schooße des Ueberflusses
dort alle die schönen Künste hervorgehen.
Wie, von der Wissenschaft angeführt
und unter ihre Fahne gereihet,
sie sich einen Tempel errichten;
wie die Kunst der Farben
abwechselnde Gegenstände mir malet;
wie die erhabne Dichtkunst

Hand in Hand mit ihrer Schwester der Tonkunst
zugleich meine Sinne bezaubern.
Gott! deiner unaussprechlichen Gaben
wer vermag deren Menge zu zählen?
Deine Hand über die Elendesten
breitet sie reichlich ihre Güte aus.
Selbst wenn der verschlingende Tod
mit einem Hieb seiner zerstörenden Sichel
uns in der Blüthe unsrer schönen Tage abmäht,
dann ist es nicht die wüthende Grausamkeit,
nein, deine Vatergüte ist es,
die unsrer Leiden Reihe endigt.
Der Mensch, aus Erdenstaube gebildet,
mit Organen und Sinnen begabt,
ist von Natur zu zerbrechlich,
um der Sieger der Zeit zu werden.
Das Feuer seiner vergänglichen Jugend,
gleich dem Froste des Alters,
alles beschleunigt seine Schritte.
Wie ein leicht verfliegender Dunst,
so schwindet sein flüchtiges Daseyn
zu den Schatten des Todes.
Selbst wenn meine niedergebeugte Seele
auch des Körpers Schicksal erlitte
und zernichtet hinabstiege
in das düstre Todtenreich,
würde, Gott, deine unendliche Güte
sich in keinem Sinne verleugnen,
würde, zu ew'gem Nichts mich verdammend,
deine Güte noch kennbar seyn.
Wäre Nichtseyn wohl ein Unglück?
Ach wer nicht ist, kann nicht mehr leiden.
Aber wenn meine Seele fortdauert,
wenn Atropos ihren Faden nicht zerschneidet;

wenn ihr gereinigtes Wesen
des Grabes Schrecknisse überlebt:
dann ist die Zukunft reizend;
ich fühle Freuden ohne Störung,
seh' einen Gott voll Gütigkeit,
einen Gott, der wohlthuend gnädig
meine vergängliche Seele vereint
mit seiner ewigen Gottheit.

Schon seh' ich die Himmel sich öffnen!
Schon seh' ich meinen Wohlthäter!
Die dunkeln Wolken, die ihn umhüllen,
bergen ihn meinem Herzen nicht mehr.
Gütigkeit ist sein Wesen
und von den Strahlen seines Lichtes
fühle ich mein Herz erleuchtet.
Gott liebt jedes seiner Geschöpfe,
jedes, dessen reine Seele
ohne Murren stets sich unterwirft.
Mag der gallsüchtige Schulmonarch
nicht Liebe, nicht Duldung kennen,
voll von falschem blutgierigen Eifer
Gott als einen Tyrannen sich malen,
Sein beschränkter Geist
von der bittern Galle
alle Farben entlehnen!
Der Gift seines unreinen Mundes,
der lästernde Schmähungen ausspeit,
zeigt sein abscheuliches Herz.

Auszug aus den

Werken Friedrichs II.;

oder Gedanken desselben über Gegenstände der Politik, der Philosophe, der Religion und über vermischte Materien.

Mit Zusätzen und Anmerkungen.

Friedrich ist nicht mehr durch seine Thaten, als durch die Werke seines Geistes unsterblich. Die Nachwelt wird den größten der Könige nicht bloß durch die Erzählungen Andrer von seinen Thaten und Reden, sie wird ihn durch sich selbst kennen. Diese Schriften, die das unverkennbare Gepräge seines Geistes tragen, werden, so lange man lesen wird, das Vergnügen der Weisen und die Lehre der Fürsten seyn.

Friedrich, der Beschützer der Wissenschaften. Eine Vorlesung von C. M. Fischer. S. 42.

I.

Gedanken über verschiedene politische Gegenstände.

I.

Regierungsformen.

Hinterl. W. B. VI. S. 50.

Jener allgemeine Instinkt, der die Menschen antreibt, sich das größtmögliche Glück zu verschaffen, gab Gelegenheit zur Einführung der verschiedenen Regierungsformen. Einige glaubten, sie würden glücklich seyn, wenn sie sich der Leitung einiger klugen Menschen überließen; daher die aristokratische Regierungsform! Andre zogen die Oligarchie vor. Athen und die meisten Griechischen Republiken erwählten die Demokratie. Persien und der Orient beugten sich unter den Despotismus. Die Römer hatten eine Zeitlang Könige; aber der Gewaltthätigkeiten Tarquins müde, verwandelten sie ihre Regierungs-

form in eine Aristokratie. Bald ward das Volk auch der Härte der Patrizier, die es durch ihren Wucher unterdrückten, überdrüßig, verließ die Stadt, und kehrte nicht eher wieder nach Rom zurück, als bis der Senat die Tribunen bestätigt hatte, die sich das Volk erwählte, damit sie es gegen die Gewaltthätigkeiten der Großen beschützten. Seitdem hatte das Volk die höchste Gewalt beinahe allein in Händen. Man nannte diejenigen Tyrannen, die sich eigenmächtig die Regierung anmaßten, und bloß auf Antrieb ihrer Leidenschaften und ihres Eigensinnes die Gesetze und die ersten Grundsätze umstießen, welche die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung festgestellt hatte.

So weise indessen auch die ersten Gesetzgeber und die ersten Männer, welche Völker in Staaten vereinigten, seyn mochten, so vortrefflich auch ihre Einrichtungen waren, so hat sich dennoch keine von jenen Regierungsformen in ihrer ursprünglichen Reinigkeit erhalten. Warum? Weil die Menschen, und folglich auch ihre Werke, unvollkommen sind; weil die Bürger durch ihre Leidenschaften getrieben, sich von ihrem Privatvortheile, der immer das allgemeine Beste umstürzt, verblenden lassen, kurz, weil es nichts Dauerhaftes in dieser Welt giebt. In Aristokratieen ist gewöhnlich der Mißbrauch, den die ersten Mitglieder des Staats von ihrer Gewalt machen, die Ursache von den erfolgenden Revolutionen. Die Demokratie der Römer ward von dem Volke selbst umgestürzt: der verblendete Haufe der Plebejer ließ sich durch ehrsüchtige Bürger bestechen, und diese unterjochten

fochten sie dafür, und beraubten sie ihrer Freiheit. Dies Schicksal hat England zu erwarten, wenn das Unterhaus nicht das wahre Beste der Nation der schändlichen Bestechung vorzieht, wodurch es so herabgewürdigt wird. In Absicht der monarchischen Regierungsform hat es sehr verschiedene Arten gegeben. Das alte Lehnssystem, welches vor einigen Jahrhunderten in Europa beinahe allgemein war, hatte seinen Ursprung in den Eroberungen der Barbaren. Der Feldherr der eine Horde führte, machte sich zum Gebieter des eroberten Landes, und vertheilte die Provinzen unter seine vornehmsten Officier. Diese waren dem Gebieter unterworfen, und mußten Truppen stellen, wenn er sie foderte; da aber manche von diesen Vasallen so mächtig wurden, als ihr Oberhaupt, so entstanden Staaten im Staate. Dies gab eine Quelle von Bürgerkriegen, deren Folge das Elend der ganzen Gesellschaft ward. In Deutschland haben sich diese Vasallen unabhängig gemacht; in Frankreich, England und Spanien sind sie unterdrückt worden. Das einzige Bild dieser abscheulichen Regierungsform sehen wir noch in der Republik Polen. In der Türkei ist der Regent ein Despot: er kann ungestraft die unmenschlichsten Grausamkeiten begehen; aber dafür begegnet es ihm auch oft, daß nach einem bei barbarischen Völkern gewöhnlichen Wechsel, oder vermöge einer gerechten Wiedervergeltung, die Reihe erdrosselt zu werden an ihn kommt. Die eigentliche monarchische Regierungsform übrigens ist die schlimm-

ste oder die beste von allen; je nachdem sie verwaltet wird.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. I. S. 382.

Alle Staaten haben einen gewissen Cirkel von Ereignissen zu durchlaufen, ehe sie bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangen. Die Monarchieen sind mit langsamern Schritten zu dieser Stufe gekommen, als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf behauptet. — Kann man mit Wahrheit sagen, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform die vollkommenste ist; so haben doch, nicht minder gewiß, die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erreicht, und sich am besten erhalten, weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind.

Sparta und Rom, die ihrer Stiftung zu Folge, kriegerisch seyn sollten, brachten, jenes den unüberwindlichen Phalanx, und dieses die Legionen hervor, welche die Hälfte der bekannten Erde unterjochten. Sparta war die Mutter der berühmtesten Feldherren; Rom eine Pflanzschule von Helden; Athen, dem Solon friedlichere Gesetze gegeben hatte, die Wiege der Künste. Zu welcher Vollkommenheit gelangten nicht die Dichter, Redner und Geschichtschreiber der letztern Stadt! Diese Freistätte der Wissenschaften erhielt sich bis zum gänzlichen Untergange von Attika. Karthago, Venedig und selbst Holland waren vermöge ihrer Einrichtungen an den Handel gebunden; diesen

sen trieben und beförderten sie beständig, weil sie einsahen, daß er die Quelle ihrer Größe, und die Stütze ihrer Staaten ausmachte.

Wir wollen mit dieser Untersuchung noch einen Augenblick fortfahren. Rührt man die Grundgesetze der Republiken an, so stürzt man diese gewiß gänzlich um, da die Weisheit der Gesetzgeber ein Ganzes gebildet hat, mit welchem die verschiednen Theile der Regierung in wesentlichem Zusammenhange stehen. Wer jene wegwirft, vernichtet diese, da sie durch eine Verkettung von Folgen verbunden sind, welche ein zusammenpassendes und vollständiges System daraus machen.

In Königreichen beruhet die Regierung nur auf dem Despotismus des Souverains: die Gesetze, das Militair, der Handel, die Industrie und alle andre Theile der Staatsverwaltung sind dem Eigensinn eines einzigen Menschen unterworfen; und dieser hat Nachfolger, die einander nie gleichen. Daher kommt es denn gewöhnlich, daß unter einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz andern Grundsätzen regiert wird; und gerade das ist der monarchischen Regierungsform nachtheilig. In dem Endzwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit; und daher verfehlen sie ihn fast niemals. In Monarchieen aber folgt ein träger Fürst einem Ehrsüchtigen, diesem wieder ein Frömmling, diesem ein kriegerischer, diesem ein gelehrter, diesem ein andrer, der sich der Wollust überläßt. Indeß

nun der bewegbare Schauplatz des Glückes unaufhörlich neue Scenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die mannichfaltigen Gegenstände zerstreuet, und kommt nicht auf einen festen Punkt. In Monarchieen müssen alle die Einrichtungen, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tiefe Wurzeln haben, daß man sie nicht ausreißen kann, ohne zugleich den tiefsten Grund des Thrones zu erschüttern.

Doch mit den Werken der Menschen sind Gebrechlichkeit und Unbestand verbunden. Die Revolutionen, welche Monarchieen und Republiken erfahren, haben ihre Ursachen in den unwandelbaren Gesetzen der Natur. Es ist nothwendig, daß die Leidenschaften der Menschen zu Triebrädern dienen, um ohne Unterlaß neue Dekorationen auf dem großen Schauplatze herbei zu führen und in Bewegung zu setzen; daß die kühne Wuth des Einen das wegnimmt, was die Schwachheit des Andern nicht vertheidigen kann; ferner, daß Ehrsüchtige Freistaaten umstürzen, und daß List bisweilen über Einfalt siegt.

Ohne diese große Revolutionen bliebe die Welt immer einerlei: es gäbe keine neuen Begebenheiten darin; die Schicksale der Nationen hätten keine Gleichheit: denn einige von ihnen würden immer civilisirt und glücklich, andre aber immer barbarisch und unglücklich seyn.

Wir haben gesehen, daß Monarchieen entstanden und untergingen; daß barbarische Völker sich polizirten und Muster für andre Nationen wurden. Könnten wir daraus nicht schließen, daß es für diese Völ-

ker (wenn ich so sagen darf) einen ähnlichen Umlauf giebt, wie für die Planeten, die, wenn sie in zehntausend Jahren den ganzen Raum des Himmels durchlaufen haben, sich wieder an der ersten Stelle befinden?

So werden denn auch wir, gleich andern, unsre schönen Tage bekommen; und wir können um so gerechter Anspruch darauf machen, da wir der Barbarei einige Jahrhunderte länger zinsbar gewesen sind, als die südlichen Nationen.

Solche schätzbare Jahrhunderte kündigen sich durch die vielen großen Leute von allen Arten an, die zu gleicher Zeit geboren werden. Glücklich sind die Fürsten, die in so günstigen Konjunkturen zur Welt kommen! Tugenden, Talent und Genie reißen sie durch eine gemeinschaftliche Bewegung mit sich zu großen und erhabnen Thaten hin.

Es hat wohl nicht leicht ein König über diesen Gegenstand, wobei Könige so sehr interessirt sind, unpartheiischer und gewissermaßen gegen sich selbst ungerechter geurtheilt, als Friedrich. In vertraulichen Briefen äußert er sich zuweilen noch nachdrücklicher gegen Erb-Monarchieen, als in den hier ausgehobenen Stellen. So schreibt er zum Beispiel an Voltaire: „Eben hatte ich einen Brief angefangen über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erstgeburt-Rechtes mich auf den Thron rief, und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satire gegen diese Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satire aus dem Munde der Fürsten verbannt seyn müßte.“

Es kann nichts treffender seyn, als was er von der Erbfolge sagt: In Monarchieen folgt ein träger Fürst einem

einem Ehrsüchtigen, diesem wieder ein Frömmling u. s. w.

Allein wie sollte diesem Uebel abgeholfen werden? Durch Erwählung des Würdigsten? — Wahrlich eine mißliche, eine gefährliche Kur! Wenn die Gesetze dem Würdigsten den Thron bestimmen, ist es ihnen auch möglich, die Wählenden vor Irrthum zu sichern, sie über Bestechungen zu erheben und den Einfluß fremder Mächte zu hindern? Aller Mängel ungeachtet, hat bisher eine bestimmte Erbfolge in den Regierungen entschiedene Vorzüge gehabt, worunter die Verhütung innerlicher Unruhen bei dem Wechsel des Regiments einer der größten ist.

Auch die Vergleichung zwischen der monarchischen und republikanischen Regierungsform enthält in wenig Worten viel Wahres: Kann man mit Wahrheit sagen, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform die vollkommenste ist; so haben doch, nicht weniger gewiß, die Republiken den Zweck ihrer Stiftungen am schnellsten erreicht, und sich am besten erhalten, weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind.

Ja wohl sterben gute Könige, und der Gedanke, daß sie ihre Regentenweisheit nicht eben so wie die Krone auf die Nachfolger vererben können, ist für sie ein trauriger Gedanke *). Es muß einem weisen, um die Ehre seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Unterthanen redlich besorgten Regenten nichts empfindlicher seyn, als einen Nachfolger vor sich zu sehen, den das Recht der Geburt in den Stand setzt, dasjenige wieder zu zerstören, was seine Klugheit, Mühe und Fleiß erarbeitet hatte. Es muß rechtschaffenen und gewissenhaften Ministern manche schwere Stunde machen, ihren künftigen Herrn mit Leuten umgeben zu sehn, von denen sie im voraus versichert sind, daß sie das gerade Gegentheil dessen thun werden, was sie zum Ruhm des Hauses und Besten des Landes durch eine lange und beschwerliche Erfahrung bewährt gefunden haben. —

In

*) Der Herr und der Diener geschildert mit patriotischer Freiheit von F. C. von Moser. S. 12.

In Ansehung der Regierungsform überhaupt gilt jedoch, was Kästner neuerlich in Beziehung auf die Französische Konstitution sagte: Ein Schluß kann in Forma richtig seyn und doch in Materia peccliren. *) Es giebt so wenig ein allgemeines vollständiges Modell der Regierungskunst als einerlei Klima. Ein Pelz vom Kopf bis zum Fuß thut im Mai zu Petersburg noch sehr gute Dienste; in Neapel würde es bequem seyn, um zu verschmachten. — Die Verfassung eines Hauses und Landes mag gut oder schlecht seyn, so kommt die Hauptsache allemal auf den Regenten selbst an. Das schönste Haus zerfällt in sich, wenn es von einem nachlässigen Herrn bewohnt wird, und eine Wüste wird zum Garten unter der Pflege eines emsigen und klugen Besitzers. Was wurde Rußland unter Peter dem Großen? Die Preußischen Lande und Macht unter dem jetzigen (Friedrich II.) und vorigen Könige? Der Oestreichische, sonst so elende Finanz- und Kriegesstaat unter der Kaiserinn Königinn? —

Die Form der Regierung mag noch so vollkommen seyn; sie ist gegen schlechte Verwaltung und Mißbrauch nicht sicher. Welche Form war in ihrer ursprünglichen Reinigkeit vollkommener, als die Englische Staatsverfassung? Und was ist sie jetzt geworden? Die Form der Freiheit hat sich zwar erhalten; aber der Despotismus weiß sie geschickt zu seinen Absichten zu gebrauchen, und es ist zu fürchten, daß Friedrichs Weißagung in Erfüllung gehen wird: dies (die Beraubung der Freiheit) ist das Schicksal, welches England zu erwarten hat, wenn das Unterhaus nicht das wahre Beste der Nation der schändlichen Bestechung vorzieht, wodurch es so herabgewürdigt wird.

Den Gedanken, daß die Nationen in ihrer Ausbildung und in ihren Schicksalen einen gewissen Kreislauf halten, hat Friedrich mit mehrern Philosophen gemein. Raynal spricht hierüber also: **) Alle gesittete Völker sind Wilde gewesen, und alle wilde Völker, ihrem natürlichen Antrieb überlassen, waren bestimmt, gesittet zu werden. Die Familie war die erste Gesellschaft, und die erste Regierung war die patriarchalische, welche auf Liebe, Gehorsam und Respekt

*) Moser S. 10 und 11.

**) Gemählde von Europa. S. 20. 21.

spekt gegründet war. Die Familie dehnt sich aus und theilt sich. Entgegengesetzte Interessen erregen einen Krieg unter Brüdern, die einander nicht kennen. Ein Volk stürzt mit den Waffen in der Hand auf ein anderes. Der Ueberwundene wird der Sklav des Ueberwinders, der seine Felder, seine Kinder, seine Weiber unter sich theilt. Die Gegend wird von einem Oberhaupte regiert durch seine Befehlshaber und durch seine Soldaten, welche den freien Theil der Nation vorstellen; da indessen alles Uebrige den Grausamkeiten und Demüthigungen der Knechtschaft unterworfen ist. Mit der Zeit bleibt nichts als ein Monarch oder ein Despot übrig. Unter dem Monarchen ist ein Anschein von Gerechtigkeit; die Gesetzgebung thut einige Schritte; Ideen von Eigenthum entwickeln sich; der Name, Sklav, wird in den Namen Unterthan verwandelt. Unter dem höchsten Willen des Despoten ist nichts als Schrecken, Niederträchtigkeit, Schmeichelei, Dummheit und Aberglaube. Diese unerträgliche Lage endigt sich entweder mit der Ermordung des Tyrannen, oder mit der Auflösung des Reichs; und über diesem Leichnam erhebt sich die Demokratie. Dann läßt sich zum erstenmale der geheiligte Name, Vaterland, hören. Dann hebt der gebeugte Mensch sein Haupt wieder empor, und zeigt sich in seiner ganzen Würde. Dann werden die Jahrbücher mit heldenmüthigen Thaten angefüllt. Dann giebt es Väter, Mütter, Kinder, Freunde, Mitbürger, öffentliche und häusliche Tugenden. Dann herrschen die Gesetze, das Genie folgt seinem Schwung, die Wissenschaften entstehen, und die nützlichen Arbeiten sind nicht mehr verächtlich.

Zum Unglück dauert dieser glückliche Zustand nur einen Augenblick. Ueberall drängen sich die Revolutionen in der Regierung so schnell auf einander, daß man ihnen kaum folgen kann. Es giebt wenig Gegenden, welche sie nicht alle versucht haben; und es ist keine einzige, welche nicht mit der Zeit diesen periodischen Umlauf vollendet. Alle werden einem von Unglück und Wohlstand, von Freiheit und Sklaverei, von Sitten und Verderbniß, von Licht und Unwissenheit, von Größe und Schwäche geordneten Kreis, mehr oder weniger oft, folgen; alle werden alle Punkte dieses traurigen Horizonts durchlaufen. Das Gesetz der Natur, welches will, daß alle Gesellschaften

zum Despotismus und zur Auflösung, als zu ihrem Schwerpunkt, hinneigen, daß die Reiche entstehen und vergehen; dieses Gesetz wird um Niemandes willen aufgehalten werden. —

So viel Wahres in diesem Räsonnement liegt, so ist doch nicht weniger gewiß, daß das ganze Menschengeschlecht in der Kultur vorwärts schreitet, und daß besonders seit Erfindung der Buchdruckerkunst kein Rückfall in die ehemalige Barbarei und sklavische Unterwürfigkeit zu befürchten ist. Eine Vergleichung des jetzigen Zustandes der Menschheit mit dem Zustande derselben vor etlichen tausend Jahren, setzt den Fortgang unsers Geschlechts zur höhern Vollkommenheit außer allem Zweifel. Am sichtbarsten ist dieser Fortgang in Europa, und am schnellsten war er in diesem Jahrhundert.

2.

Europäisches Gleichgewicht.

Hinterl. W. B. VI. S. 40.

Aus dem, was man so eben gesehen hat, läßt sich leicht bemerken, daß sich der Staatskörper von Europa in einem unnatürlichen Zustande befindet; er ist wie aus seinem Gleichgewichte gehoben, und in einer Lage, wo er nicht lange bleiben kann, ohne der größesten Gefahr ausgesetzt zu seyn. Es verhält sich mit ihm, wie mit dem menschlichen Körper, der nur durch eine gleiche Mischung der Säure und des Alkali besteht; sobald eine von beiden Materien das Uebergewicht bekommt, so leidet der Körper, und die Gesundheit wird erschüttert. Wird diese Materie noch häufiger, so kann sie die gänzliche Zerstörung der Maschine bewirken. Auf gleiche Weise leidet die Verfas-

sung

sung des ganzen Europäischen Staatskörpers, sobald die Politik und Klugheit der Europäischen Fürsten die Aufrechthaltung des gehörigen Gleichgewichts der herrschenden Mächte aus den Augen verliert. Von der einen Seite tritt Gewaltthätigkeit, von der andern Schwäche ein: hier die Begierde, alles zu verschlingen; dort die Unmöglichkeit, es zu verhindern. Der Mächtigste schreibt Gesetze vor, der Schwächste ist gezwungen, sie zu unterschreiben; kurz, alles stimmt zusammen, die Unordnung und Verwirrung zu vermehren; der Stärkste tritt, wie ein angeschwollener Fluß, über die Ufer, reißt alles mit sich fort, und setzt diesen unglücklichen Staatskörper den erschrecklichsten Revolutionen aus.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 161.

Europens Ruhe gründet sich vorzüglich auf die Aufrechthaltung jenes weislich eingeführten Gleichgewichts, wodurch die überwiegende Macht einer Monarchie in der vereinigten Kraft einiger anderen Fürsten ein Gegengewicht findet. Sollte dieses Gleichgewicht einst verloren gehen, so müßte man eine allgemeine Revolution befürchten; dann könnte sich vielleicht eine neue Monarchie auf den Trümmern der durch ihre Uneinigkeit zu sehr geschwächten Fürsten erheben.

Die Staatsklugheit der Europäischen Fürsten scheint also zu erfordern, daß sie nie die Bündnisse und Verträge aus der Acht lassen, wodurch sie dem

Ueber-

Uebergewichte einer ehrgeitzigen Macht gewachsen seyn können; sie müssen denen nicht trauen, welche den Saamen der Zwietracht und der Uneinigkeit unter ihnen ausstreuen wollen. Man erinnere sich jenes Konsuls, der, um die Nothwendigkeit einer festen Vereinigung zu zeigen, den Schweif eines Pferdes ergriff, aber ihn mit aller seiner Anstrengung nicht ausreißen konnte; als er hingegen jedes Haar des Schweifes einzeln nahm, und es so auszog, gelang ihm seine Arbeit ganz leicht. Diese Lehre schickt sich noch eben so gut für einige Regenten in unsern Tagen, als für die Gebieter der Römischen Legionen. Nur ihre Vereinigung kann sie furchtbar machen; nur diese kann in Europa Frieden und Ruhe erhalten.

Den Aufsatz, worin diese Stelle vorkommt, hat Friedrich schon als Kronprinz im J. 1736 geschrieben. Er enthält eine Darstellung der damaligen Lage Europens, und insbesondere eine Schilderung von der Uebermacht Frankreichs, welche das Gleichgewicht von Europa erschütterte. Es wird nicht undienlich seyn, von dem Ursprunge und der Beschaffenheit dieses politischen Systems hier eine kurze Nachricht einzuschalten.

Vor dem sechzehnten Jahrhundert bekümmerte sich ein Staat wenig um den andern, und hatte mit den weit entlegenen fast gar keine Gemeinschaft. Als aber Spanien unter Karl V. eine furchtbare Größe erlangte, wurden die übrigen Mächte aufmerksam und für ihre Sicherheit besorgt. Frankreich schloß zuerst mit den Türken, Dänen und Schweden ein Bündniß gegen Karl V, und in den darauf folgenden Kriegen zwischen Spanien und Frankreich, trat England bald auf diese, bald auf jene Seite, um das

Gleichgewicht zu erhalten. Seit der Zeit nahmen es die Europäischen Höfe als einen Hauptgrundsatz der Politik an, daß man dem zu großen Anwachs eines Staats sich mit vereinigten Kräften widersetzen, und es nicht zugeben müsse, wenn der stärkere den schwächern Theil ganz unterdrücken und sich auf Kosten desselben vergrößern wolle. Dieser Grundsatz veranlaßte eine Menge von Verbündungen und Gegenverbündungen, und ein sich durchkreuzendes Interesse der verschiednen Staaten. Auch kam nun wegen der langwierigen Unterhandlungen über diese Gegenstände die Gewohnheit auf, beständige Gesandten an auswärtigen Höfen zu halten, welche jedoch zugleich als Kundschafter dienten. Im Anfange dieses Jahrhunderts änderten sich die Verhältnisse der großen Mächte gegen einander dadurch, daß ein Französischer Prinz den Spanischen Thron bestieg, und diese sonst feindlich gesinnten Höfe in ein enges Freundschafts-Bündniß traten. Nun vereinigte sich England mit Oestreich, um jenen beiden Staaten die Wage zu halten. Allein auch dies dauerte nicht lange; denn Oestreich ging um die Mitte dieses Jahrhunderts zu der Französisch-Spanischen Parthei über, und in dem siebenjährigen Kriege stand die Oestreichische Parthei mit Rußland, Schweden und einem großen Theile des Deutschen Reiches auf der einen, und England und Preußen auf der andern Seite, wodurch das Europäische Gleichgewicht fast gänzlich aufgehoben wurde. Nach Endigung dieses Krieges näherte sich Rußland bei Gelegenheit der Polnischen Königswahl dem Preußischen Hofe, und trat mit demselben in Verbindung, um jene Wahl desto sichrer nach seinen Absichten lenken zu können. Rußlands gebietrisches Betragen in Polen verursachte innerliche Unruhen in diesem Lande; Oestreich mischte sich mit darein, und es erfolgte alsdann die bekannte erste Theilung von Polen indem Rußland, Oestreich und Preußen ansehnliche Distrikte in Besitz nahmen. Von diesem Zeitpunkt an scheint die Erhaltung des Gleichgewichts nicht weiter mehr in Betrachtung gezogen zu werden, als in so fern die Mächtigsten übereinkommen, etwas unter sich zu theilen. Es sind jetzt gerade wieder die Zeiten, wie sie Friedrich vor sechzig Jahren mit edler Freimüthigkeit schilderte:

derte: Der Mächtigste schreibt Gesetze vor, der Schwächste ist gezwungen sie zu unterschreiben; der Stärkste tritt, wie ein angeschwollner Fluß, über die Ufer, reißt alles mit sich fort u. s. w.

Es kann unter wahrhaft klugen und wohldenkenden Staatsmännern gar nicht die Frage seyn, ob ein festes System von einem stets aufrecht zu erhaltenden Gleichgewichte vortheilhafter sei, als die Ausübung des Grundsatzes: Der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere duldet, was er nicht ändern kann. Das Interesse des Stärkern scheint zwar zu fordern, daß er diesem Grundsatz gemäß handle; aber eine solche ungerechte Vergrößerung ist in der That nur ein scheinbarer Vortheil. Die Geschichte aller Zeiten bestätigt dies, und Frankreich ist das neueste Opfer jener verkehrten Staats-Maxime geworden, so wie es in den letzten Jahrhunderten das erste und auffallendste Beispiel von der Anwendung derselben gab.

Die Idee des Europäischen Gleichgewichts ist groß und wohlthätig. Wie dem gewaltigsten, so dem geringsten Staat, werden durch die Theilnehmung der zunächst interessirten und ferners der übrigen Staaten seine Rechte gesichert. Verträge soll keiner unter irgend einem Vorwande eigenmächtig verändern. Die Verfassung von Europa beruhet hierauf; wen diese Bande nicht fesselten; der hätte, wie die Alten sagten, keinen Gott als die Tyrannei *).

In dem allgemeinen Europäischen Völkersystem kommt es bloß darauf an, daß Jeder bei dem wohlerworbnen Seinigen ungestört bleibe, daß Verträge und Friedensschlüsse heilig beobachtet werden. Aber damit dieses geschehe, hat die Kenntniß der menschlichen Natur bald auf die weise Vorsicht geleitet, daß kein Staat seine Macht so weit vergrößern dürfe, um die Freiheit Vieler und zuletzt Aller bloß von seiner Willkühr und Mäßigung abhängig machen zu können. Furchtbar war der Gedanke, daß ein Staat in Europa nur es wagen könne zu sagen: Ich will diesen Vertrag nicht mehr Mit Recht glaubte man nur dann auf heilige Unverletzlichkeit der Traktaten rechnen zu können, wenn keiner ihrer Kontrahenten hof-

 fen

*) Darstellung des Fürstenbundes (von dem jetzigen Kaiserl. Staatsrath von Müller) S. 39.

fen dürfte, sie ganz ungestraft zu brechen. Dies gab zu Verbündungen, zu Garanticen der Verträge durch dritte Mächte den Anlaß, und leitete staatskluge Regenten von Europa ganz natürlich auf die Idee, daß gleiche Achtung für Recht und Billigkeit nur bei nicht zu ungleicher Vertheilung von Macht zu erwarten sei, und daß gemeinsame Kräfte allemal gegen Den zu vereinigen wären, der sich so weit über andre zu erheben strebte, um nur so lange gerecht zu seyn, als er es wollte *).

Es lehrt uns die Geschichte, daß in ältern Zeiten der Katastrophen weit mehrere gewesen, durch welche ganze Staaten von andern verschlungen worden, und unabhängige Nationen ihrer Regierungsform, ihrer Fürsten beraubt, als Provinzen dem Reiche irgend eines großen Erobrers angehängt worden sind. Diesen großen Zerstörungen in der politischen Welt ist in dem neuern Europa durch zwei Ursachen vorgebeugt worden: erstlich dadurch, daß die Monarchieen in Europa sich bis zu gewissen natürlichen Gränzscheidungen ausgedehnt haben, welche ihnen entweder durch die Beschaffenheit des Erdbodens, oder durch die Verschiedenheit der Sprache und des Charakters der Völker, gesetzt worden; zum andern dadurch, daß in Unterhandlungen und Kriegen es eine Absicht der Politik geworden ist, den Schwachen zu begünstigen, den Mächtigen einzuschränken, um dadurch ein gewisses Gleichgewicht der Macht, die moralischen Verbindlichkeiten der Staaten, das Eigenthum und die Verträge zu unterstützen **).

Niemals sind die Schalen der politischen Wage in vollkommenem Gleichgewicht, niemals sind sie richtig genug, um die Grade von Macht ganz genau zu bestimmen. Vielleicht ist dieses System der Gleichheit ein Hirngespinst. Nur durch Traktaten kann das Gleichgewicht festgestellt werden, und Traktaten haben keinen Bestand, so lange sie nur zwischen unumschränkten Regenten, und nicht zwischen Nationen geschlossen werden. Diese Handlungen müssen zwischen Völkern vorgehen, weil ihr Gegenstand Friede und Sicherheit ist, welche die größten Güter der Völker

*) Ueber den Deutschen Fürstenbund, v. Dohm. S. 28. 29.

**) Philosophische Anmerk. u. Abhandl. zu Cicer. B. von den Pflichten v. Garve. B. III. 158.

ker sind; ein Despot aber opfert seine Unterthanen immer seiner Unruhe, und seine Verbindung seinem Ehrgeiz auf *).

Die Urtheile dieser berühmten Staatsmänner und Philosophen treffen also in der Hauptsache mit Friedrichs Urtheil zusammen. Und gewiß, wenn je ein allgemeiner und dauerhafter Friede in Europa zu hoffen ist, so kann er nur auf ein wohl überdachtes und fest stehendes System von politischem Gleichgewicht gegründet werden. Sollte dies wohl immer ein süßer Traum gutmüthiger Schwärmer bleiben? — Der gute Abt Saint-Pierre wurde lächerlich in seinem Jahrhundert, und wird in künftigen Jahrhunderten allgemeines Lob erwerben **).

3.

Deutsche Staatsverfassung.

Hinterl. W. B. I. S. 64.

Das Deutsche Reich ist mächtig, wenn man auf die Menge der Könige, Kurfürsten, und Fürsten sieht, woraus dieser Staatskörper besteht; aber es ist schwach, wenn man das verschiedene Staatsinteresse, welches ihn trennt, betrachtet. Der Reichstag zu Regensburg ist nur eine Art Schattenbild, welches daran erinnert, was diese Reichsversammlungen ehemals waren. Itzt ist er eine Zusammenkunft von Publicisten, die mehr an den Formalien als an den Sachen hangen. Der Minister, den ein Reichsfürst zu dieser Versammlung abschickt, gleicht einem Hofhunde, der gegen den Mond anbellt. Soll ein

*) Raynal, Gemälde von Europa. S. 116.
**) Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst, v. Dalberg. S. 14.

Krieg beschlossen werden, so weiß der kaiserliche Hof sehr geschickt seine Privatstreitigkeiten mit dem allgemeinen Besten des Reichs zusammen zu mischen, damit die Deutsche Macht zum Werkzeuge seiner ehrgeitzigen Absichten diene. Die verschiedenen in Deutschland geduldeten Religionen erregen nicht mehr, wie ehedem, heftige Erschütterungen. Die Partheien bestehen, aber der Eifer ist erkaltet. Viele Politiker erstaunen, daß eine so sonderbare Staatsverfassung, wie die Deutsche, so lange hat bestehen können; und schreiben ihre Dauer, nicht sehr einsichtsvoll, nur dem Nationalphlegma zu. Allein, das ist nicht der Fall. Die Kaiser wurden erwählt; und nach der Erlöschung des Karolingischen Stammes sieht man immer Fürsten von verschiedenen Häusern zu dieser Würde erhoben. Sie hatten Streitigkeiten mit ihren Nachbarn, und mit den Päpsten den berühmten Zwist über die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab; sie mußten sich zu Rom krönen lassen. Alles dieses waren Fesseln, die sie hinderten, den Despotismus im Deutschen Reiche einzuführen. Von der andern Seite waren auch die Kurfürsten, einige Fürsten, und einige Bischöfe hinlänglich stark, um, wenn sie sich vereinigten, dem Ehrgeitze der Kaiser zu widerstehen; aber nicht stark genug, um die Staatsverfassung zu verändern. Seitdem die Kaiserkrone bei dem Hause Oestreich blieb, ward die Gefahr eines Despotismus dringender. Karl V. konnte sich nach der Schlacht bei Mühlberg zum Herrn aufwerfen; allein er versäumte den Augenblick. Als seine

Nach-

Nachfolger, die Ferdinande, dieselbe Unternehmung vorhatten, widerstand ihnen die Eifersucht der Franzosen und der Schweden, und hintertrieb ihren Plan. Was den größten Theil der Fürsten des Deutschen Reiches betrifft, so werden diese durch das wechselseitige Gleichgewicht und einen gegenseitigen Neid gehindert, sich zu vergrößern.

Die Schilderung, welche Friedrich hier von der Deutschen Staatsverfassung macht, sticht ziemlich stark gegen das Gemälde ab, welches viele Publicisten davo entwerfen. Diese beschreiben uns die Verfassung nicht sowohl, wie sie wirklich ist, als vielmehr, wie sie seyn sollte und könnte Sie sagen, Deutschland habe die beste unter allen möglichen Regierungsformen, eine eingeschränkte monarchische Denn das Oberhaupt des Deutschen Reiches, der Kaiser, sey zwar unstreitiger Monarch, aber durch Stände, Grundgesetze und auf andre Art eingeschränkt. Dem zu Folge, behaupten sie, kann der Kaiser kein Geschäft, bei welchem das ganze Deutsche Reich interessirt ist, einseitig vornehmen, sondern er muß in solchem Falle die Stände des Reichs befragen, und diesen kann er seinen Willen nicht aufdringen. Als höchster Richter im Deutschen Reiche wird seine Willkühr durch das Reichskammergericht und zum Theil auch durch den Reichshofrath in Schranken gehalten. Einen sichern Damm gegen den Despotismus des Kaisers giebt das Wahlrecht. Ein Wahlfürst wird es nur selten wagen, aus dem Ton zu sprechen, in welchen der Fürst, der nach Erbrecht regiert, so leicht verfällt. Der Kaiser hat auch keinen so starken Einfluß auf die Berathschlagungen des Reichstages, und kann diese nicht so sehr nach seinen Absichten leiten, als dies in andern Reichen z. B. in England der Fall ist. Die beständige Dauer des Reichstages sichert Deutschland ebenfalls gegen despotische Gewalt. So wie nun die Fürsten Deutschlands und die Bürger keine Un-

terdrückung von Seiten des Kaisers zu befürchten haben; so finden auch die Einwohner der einzelnen größern und kleinern Staaten, worin Deutschland zertheilt ist, in den Grundgesetzen des Reichs hinlänglichen Schutz gegen ungerechte Behandlung ihrer Regenten. Welch ein Vorzug unsrer Deutschen Verfassung! Und welche Nation kann sich wohl einer gleichen Sicherheit rühmen? Einer jeden andern bleibt beim Druck des Regenten nichts als Vorstellungen und Bitten, und wenn diese nicht fruchten, nichts als blinder Gehorsam und Beugung unter das Joch, oder — Aufruhr mit allen seinen schrecklichen Folgen übrig. Aber der Deutsche ist auf alle Fälle gesichert! Gegen den Druck des Kaisers schützen ihn seine Fürsten; und wollen diese ihn drücken, so findet er Hülfe bei jenem, und zwar um so geschwinder und zuverlässiger, je minder mächtig sein Fürst ist — *).

Der Verfasser dieser Abhandlung macht jedoch selbst bei diesen Lobeserhebungen so viel Ausnahmen und Einschränkungen, daß er im Grunde nicht viel mehr sagt, als Pütter (Hist. Entwickl. der heutigen Staatsverfassung des Deutsch. Reichs, Th. 3. S. 299): Im Ganzen muß man doch immer der Verfassung des Deutschen Reichs die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in Vergleichung mit andern Mächten doch nicht die unvollkommenste ist, sondern allezeit gewisse Vorzüge hat. Wenigstens liegt es nicht an der Staatsverfassung im Ganzen, wenn Deutschland nicht in allen Theilen sich einer gleichen Wohlfahrt zu erfreuen hat. Wo auch noch kleine Flecken und Anstände übrig sind, muß man hoffen, daß die Vorsehung Rath schaffen

*) Ueber die Güte der Deutschen Staatsverfassung vom Pr. Häberlin, im Januar der Deutschen Monatsschrift, 1793. Obiges ist nur ein fragmentarischer Auszug aus dieser Abhandlung. Einen Belag zu den letzten Worten der hier citirten Stelle giebt unter andern die von Herder (in s. Briefen zur Beförderung der Humanität, erste Samml. S. 48) berührte Geschichte des unglücklichen Schubarts: Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung war Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes.

schaffen könne, wie sie bisher doch sichtbar über unsre Nation gewacht hat. —

Die Wohlfahrt Deutschlands beruhet auf eben dem Grunde, welcher das Wohl von ganz Europa sichern kann: auf dem Grunde eines fest stehenden Gleichgewichts zwischen den einzelnen Staaten. Die Ungleichheit der Macht, die wohl nicht zu verhindern ist, muß durch die Gleichheit des Rechts, durch Bündnisse und moralische Anstrengung der Schwächern unschädlich gemacht werden. Dies kann in Deutschland natürlicher Weise viel leichter geschehen, als in Europa überhaupt. Die Gesetze, das gemeinschaftliche Interesse der allermeisten Deutschen Staaten, und selbst die Politik auswärtiger Mächte begünstigen die Errichtung und Erhaltung eines solchen Gleichgewichts, wovon die Ruhe und das Glück unsers Vaterlandes abhängt.

Es ist bekannt, daß das Oestreichische Haus von jeher der gefährlichste Feind dieses Gleichgewichts war, und von jeher alle Mittel anwandte, ein entscheidendes Uebergewicht über die andern Deutschen Staaten zu erhalten, und eine Alleinherrschaft zu begründen. Man kann ihm dies Bestreben freilich nicht so sehr verargen — wenn man billig darüber urtheilen will —; denn es ist nothwendige Folge menschlicher Natur, daß in jedem freien Staate, wo die Ausübung der höchsten Gewalt durch Gesetze und Herkommen getrennt ist, jeder Theil die ihm übertragenen Rechte zu erweitern, und seine Thätigkeit auch außerhalb der ihm durch die Konstitution angewiesenen Schranken zu äußern strebt. Schon die Unbestimmtheit älterer Gesetze, die Zweideutigkeit der Sprache, und besonders die veränderten Umstände, und die Mannigfaltigkeit neu entstehender Fälle können dieses Bestreben hervorbringen. Daher in jedem freien Staate beständige Aufmerksamkeit, Spannung und Beobachtung der mit der höchsten Gewalt bekleideten wirklichen und moralischen Personen unter einander, der ordentliche, natürliche und gewiß nicht unglückliche Zustand ist, und daher dem ersten Grundvertrage immer genauere und deutlichere Bestimmungen zugesetzt, die Reichsgesetze immer vervielfältigt, die Schranken jedes Theils immer sichtbarer abgestochen werden. Dies also war auch der Gang in Deutschland. Sicher ist es also

nicht Beleidigung des Erzhauses Oestreich, wenn man denjenigen seiner Glieder, welche die Deutsche Kaiserwürde besaßen, eine Eigenschaft beimißt, die nothwendige Folge menschlicher Natur ist. Als eine der ersten Europäischen Mächte, suchte das Erzhaus immer die Kaiserwürde als Werkzeug seiner Vergrößerung in jener Beziehung zu nutzen, und den Kräften des Reiches diejenige Richtung zu geben, die dem Interesse seiner Erbstaaten die günstigste war. Die Verfassung des Deutschen Reiches war ihm hierin oft hinderlich, und also Erweiterung der Kaiserlichen Rechte über die hergebrachten Gränzen zu genau mit dem politischen Interesse der Oestreichischen Monarchie verbunden, als daß ihre staatskluge Beherrscher irgend eine Veranlassung zu derselben hätten unbenutzt lassen sollen. Die Geschichte enthält die umständlichsten Belege dieser dem Erzhause natürlichen Politik, an die es unnöthig wäre, hier erinnern zu wollen. Den kürzesten Beweis liefert schon eine Vergleichung der Kaiserlichen Wahlkapitulationen, von Kaiser Karl V. bis Joseph II. Jede derselben enthält neue und deutlichere Bestimmungen der Rechte des Reichs-Oberhaupts, zu welchen dessen Wähler in den Handlungen des nächsten Vorfahren die Veranlassung fanden. Jeder Kommentar über die Wahlkapitulation irgend eines Kaisers muß daher allemal die pragmatische Geschichte der Regierung seines Vorgängers enthalten *).

Wenn aber die Bemühungen dieses Hauses, seine Rechte zum Nachtheil der Deutschen Konstitution zu erweitern, verzeihlich sind: so müssen die Bemühungen derjenigen, welche darunter leiden, und ihre Kräfte der Macht des Bedrückers entgegen stellen, nicht minder verzeihlich seyn; ja, sie können sogar rühmlich heißen, in so fern sie das allgemeine Beste mit ihrem eignen Wohl vereinigen. Diesen Zweck hatte denn auch der berühmte, vor einigen Jahren gestiftete Deutsche Fürstenbund, wozu der große Friedrich den Entwurf im J. 1784 eigenhändig aufsetzte, und ihn seinen Ministern mittheilte. Er sagt darin: Da dieses Bündniß nicht offensiv seyn soll, so muß es in der einzigen Absicht geschlossen werden, die Rechte und Freiheiten der Deutschen Für-

*) v. Dohm, über den Deutschen Fürstenbund S. 15.

Fürsten, und zwar ohne Unterschied der Religion, unverletzt zu erhalten. Es versteht sich, daß Alles nur auf die Rechte und Privilegien ankommen wird, die theils durch das alte Herkommen, theils durch die goldne Bulle festgesetzt sind. Ich darf nicht an die alte Fabel erinnern, worin es heißt, man könne einem Pferde die Haare leicht ausreißen, wenn man eins nach dem andern nehme; man sei es aber nicht im Stande, wenn man den ganzen Schwanz auf einmal fasse. — Ein solches Bündniß, wie ich es vorschlage, hat nur den Endzweck, einem jeden seine Besitzungen zu sichern, und zu verhindern, daß es einem ehrsüchtigen und unternehmenden Kaiser nicht gelingen soll, die Deutsche Konstitution dadurch umzustoßen, daß er sie stück- und theilweise zerstört. Wenn man nicht bei Zeiten Maßregeln nimmt, so wird der Kaiser alle seine Neffen mit den sämmtlichen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien in Deutschland versorgen: bald wird er sie dann säkularisiren, und durch die Stimme seiner Neffen auf dem Reichstage beständig das Uebergewicht gewinnen. Das beträfe denn die katholischen geistlichen Fürsten, die wir, unsrer Konstitution gemäß, in ihren Rechten schützen müssen. Was nun die weltlichen Fürsten von beiden Konfessionen betrifft, so haben sie gleiches Interesse, die Länder, die sie besitzen, zu behaupten; und dieses Bündniß hindert und beschränkt den Kaiser in allen den Ansprüchen, die er etwa auf ihre Staaten machen könnte, wie wir an dem, was in Bayern vorgegangen ist, ganz neuerlich ein Beispiel gehabt haben *). Nicht minder

*) Einer von denjenigen Punkten in der Politik, welcher am schwersten und vielleicht nie völlig zu berichtigen und mit dem Glück der Nationen zu vereinigen seyn wird, betrifft die Ansprüche der Regenten auf fremde Besitzungen. Wenn man nur die vielfältigen Regiments-Veränderungen in Europa seit tausend Jahren betrachtet, und dann ferner auf die durch einander laufenden Verwandtschaften, Verträge und andre Verbindungen der regierenden Häuser Rücksicht nimmt: so wird man kein Fleckchen Land mehr finden, woran nicht mehr als Ein Staat alte Ansprüche haben sollte, die jeder, sobald er Macht genug,

der kommen der Regensburger Reichstag und die Wezlarsche Justiz als wichtig in Anschlag. Wenn man nicht bei Zeiten gute Maßregeln nimmt, diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser es benutzen, um in ganz Deutschland seinen Despotismus zu gründen. Das sind, roh hingeworfen, die wichtigen Punkte, welche alle Fürsten zu diesem Bündnisse vereinigen müssen, weil sie einerlei Interesse haben, und weil, wenn sie einige ihres Gleichen unterdrücken lassen, die Reihe ganz gewiß auch an sie kommen, und ihnen weiter nichts bleiben wird, als das Vorrecht von Polyphems Grotte: zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil dieses Bundes besteht darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen will, die vereinigte Stimme aller Deutschen Fürsten ihm Ehrfurcht und Mäßigung einflößen wird; oder daß er, wenn er widerspänstig ist, eine hinlänglich starke Parthei findet, die ihre Kräfte den seinigen entgegen stellen kann: die Alliirten nicht einmal mit in Anschlag gebracht, welche das Deutsche Reich bewegen könnte, auf seine Seite zu treten.

So weit Friedrich. Wie sehr der Wiener Hof gegen die nachmalige Ausführung dieses Entwurfs aufgebracht wurde, was für gefährliche Absichten man dem Stifter des Bündnisses andichtete, ist bekannt. Man stellte den Fürstenbund theils als unnütz, theils als schädlich vor.“ Deutsche Freiheit und Gleichgewicht sollen zwar, nach dem Urtheil Einiger, leere Töne seyn; gerade wie man auch immer in den Zeitpunkten das Gleichgewicht von Europa für eine politische Chimäre erklärte, wenn es von einer oder andern Seite auf seine Erschütterung abgesehen war. Freilich ist das Wort: Gleichgewicht von Deutschland, erst in neuern Zeiten öfter gehört worden, vermuthlich

genug dazu hat, gültig zu machen sucht. Dies war der Fall auch mit Bayern, wie Friedrich hier andeutet. Allein nichts ist unrichtiger und gefährlicher, als die Anwendung der Gesetze des bürgerlichen Lebens (von Eigenthum, Erbrecht, Tausch u. s. w.) auf die ganz andern Verhältnisse der Politik. Jedermann weiß, wie es angesehen wurde, als Ludwig XIV. das bürgerliche Erbrecht von Brabant gegen den Pyrenäischen Frieden anführte. S. Darstellung des Fürstenbundes S. 37.

muthlich wohl nur aus dem Grunde, weil man vorher nicht so dringend an die Sache erinnert wurde, und vielleicht dürfte es von gleichem Alter mit dem auch in Deutschland neuen Worte: Droit de convenience, seyn. Allerdings beruhet die unverrückte Fortdauer der Reichsverfassung nur darauf, daß Jedem seine Rechte nach Vorschrift der Gesetze und des Herkommens ungekränkt erhalten werden *)."

Hr. v. Gemmingen führt in seiner Gegenschrift (Ueber die Königl. Pr. Association zur Erhaltung des Reichssystems) einen sonderbaren Beweggrund an, warum die Deutschen Fürsten sich nicht mit dem Preußischen Hofe zur Verhinderung des Tausches von Bayern vereinigen sollen. Er sagt: Es erhellet (aus dem vorhergehenden) klar, daß unser Vaterland von diesem Austausch nichts zu befürchten habe, und daß es unbillig und unvorsichtig wäre, sich in diesem Fall den Absichten des Königs von Preußen zu fügen. In der That wäre der einzige Erfolg, daß dieser Austausch später zu Stande käme, und das vielleicht zum Vortheil des Königs auf Unkosten des Reichs **). — Aeußerst merkwürdige Worte, die in unsern Tagen wohl Beherzigung verdienen!

In einer andern Stelle behauptet dieser Verfasser sogar, daß der Tausch von Bayern ganz Deutschland einen ewigen Frieden verschaffen würde, wobei aber Hr. v. Dohm die sehr gegründete Anmerkung macht, daß jener Tausch allmählich auch die Austauschung und Vereinigung andrer Deutschen Länder mit den Oestreichischen Staaten nach sich ziehen werde. „Ist dann das Jahrhundert der Ottonen und Karls des Großen wieder hergezaubert; dann hat alle innere Fehde ein Ende, dann werden Eintracht und Friede sich in Deutschland küssen, weil Keiner die Kräfte hat, sie zu stören; dann wird Keines Recht mehr gekränkt werden, weil Keiner ein Recht mehr hat; kein Traktat, kein Grundgesetz wird mehr verletzt werden! Alle unsre Nachbarn müßten wir glückliche Deutsche dann einladen, unsers goldenen Friedens unter eisernem Zepter mit zu genießen, selbst die freien Britten nicht ausgenommen. Wozu, könnten wir ihnen sagen, des ewigen Kampfs der Freiheit,

*) Dohm über den Fürstenbund. S. 28.

**) Ebend. S. 119. 120.

heit, da man der Ruhe des Despotismus so süß genießen kann?“ —

Man hatte die Absichten des Königs bei Errichtung dieses Bundes verdächtig gemacht, und zu verstehen gegeben, daß er selbst auf die Vernichtung der Deutschen Freiheit ausgehe. Dawider vertheidigt ihn Müller mit sehr triftigen Gründen (Darst. d. Fürstenb. S. 274): Für eine Monarchie, zu groß um von den ersten Mächten übersehen zu werden, und nicht groß genug, um ohne Unterstützung ihnen in die Länge zu widerstehen, ist von zwei Systemen eins möglich. Preußen könnte wider die geringern mit ihnen zusammentreten, oder mit einigen aus ihnen; das heißt, es könnte die Ehre des Preußischen Namens und sein Interesse so mißkennen, daß es von den Stärkern sich Gesetze geben ließe, um solche in ihrer Gesellschaft denen vorzuschreiben, die von Gott und sich selbst verlassen genug wären, um weder in eigner Entschlossenheit noch in einem großen Mann irgendwo noch Rettung zu finden. Im letztern Fall würden die Mächtigern Preußen aufopfern. Beym besten Glück würde Preußen unter den ersten Mächten die letzte, unter allen die verhaßteste, und hülflos der nächste Gegenstand ihrer Länderjucht seyn.

Das andre System ist dasjenige, welches in dem blühendsten Zeitpunkte dieser Monarchie ein König, der an Einsicht wenige in der ganzen Geschichte seines gleichen hatte, nach vierzigjähriger Erfahrung und Ueberlegung für das beste erkannte; nämlich, daß die Preußische Armee, der lang gesammelte Schatz, der Flor des Landes, die angestammte Fürstenweisheit, der Nationalheldenmuth und feurige Patriotismus, anstatt Werkzeuge des finstern Ehrgeitzes zu werden, der allgemeinen Sache Deutscher und Europäischer Freiheit geweihet seyn sollen. Durch diesen Willen, der seinen Grund in unveränderlichen Verhältnissen hat, unterwirft sich Preußen den Gesetzen öffentlicher Gerechtigkeit, schließt seine Stärke zusammen mit der Kraft alles Edlen und Guten, das in den Reichsfürsten und in andern freien Staaten ist, handelt in dem vollen Ansehn, welches Redlichkeit und Unerschrockenheit Vertheidigern einer guten Sache geben, findet sein Interesse im Fortgange des Lichts und wahrer Bürgertugend,

tugend; seine Größe, sein Flor, ist Glück und Sicherheit für alle.

Eben dies sagt Herr v. Dohm (Ueber den D. Fürstenbund S. 41.): Wäre es möglich, daß je ein Umsturz der Reichsverfassung, eine Unterjochung der Deutschen Reichsstände, dem Preußischen Hofe proponirt, und seine Einwilligung durch angebotne Vortheile erkauft werden sollte; so müßte schon bloß sein Interesse ihn zwingen, einen so ungerechten Antrag zu verwerfen, und dessen Ausführung mit allen Kräften zu wehren. Denn so groß auch immer die ihm angebotnen Vortheile seyn möchten, so müßten doch die, welche Oestreich sich ausbedänge, ungleich größer seyn; das Verhältniß beider Mächte würde also ganz zum Nachtheil Preußens abgeändert, und dessen baldiger Untergang davon sichre Folge seyn. —

Friedrich berührt in der angeführten Stelle verschiedne Punkte, welche der Deutschen Staatsverfassung Gefahr drohen, als: das getrennte Staatsinteresse der Fürsten; der nur noch so genannte freie Reichstag zu Regensburg, aufgedrungene Reichskriege und die in dem Hause Oestreich fast erblich gewordne Kaiserwürde.

Nach den Grundgesetzen Deutschlands soll die Kaiserwahl frei seyn; aber sie ist es eben so wenig, als die Polnische Königswahl. Man denke nur an die unglücklichen Folgen, welche die Wahl Karls VII. nach sich zog. Und hatten denn die Kurfürsten nicht das Recht, eben so wohl diesen, als einen Oestreichischen Prinzen zu wählen? — *) Lächerlich ist es, wenn

*) Wie es bei der freien Wahl Franz I. herging, beschreibt Friedrich (Hinterl. W. B. II. S. 205) also:

Wenn man den Stolz und den Despotismus betrachtet, womit das Haus Oestreich von jeher Deutschland beherrscht hat; so erstaunt man mit Recht, daß sich noch so niedrige Sklaven finden konnten, die sich dem Joche, welches dasselbe ihnen auflegte, unterwarfen: und dennoch war die größre Anzahl so gesinnt. Dem Könige von England stand das ganze Kurfürstliche Kollegium zu Gebot; er war Herr von dem Deutschen Reichstage. Der Kurfürst von Mainz verdankte dem Hause Oestreich sein Glück, und war daher bloß der Wiederhall von dessen Willen. Einem alten Herkom-

men

wenn Herr von Gemmingen versichert, daß die Wahlfreiheit Deutschlands Verderben seyn werde. Eins nur

men zu Folge, beruft das erste Mitglied des Kurfürstl. Kollegiums die Kurfürsten zum Wahltage zusammen. Nach dem Tode Kaiser Karls VII. verrichtete der Kurfürst von Mainz dieses Geschäft, und bestimmte die Eröffnung des Wahltages auf den 2ten Juni. Der Freiherr von Erthal, dem diese Gesandtschaft aufgetragen war, begab sich auch nach Prag, und ließ die Einladung an das Königreich Böhmen, eben so wie an die übrigen Kurfürsten, gelangen: welches doch den letzten Reichstagsentscheidungen zuwider lief, wo festgesetzt worden war, daß die Böhmische Stimme ruhen solle. Im Anfange des Jahres 1745 hatte man sowohl zu Wien als zu Hannover gefürchtet, daß das Heer des Prinzen Conti zu Frankfurt die Anhänger des Großherzogs von Toskana verhindern würde, ihm ihre Stimmen zu geben; und man hatte schon sein Augenmerk auf die Stadt Erfurt gerichtet, um dort den Wahltag zu versammeln. Auch dieses war den Grundgesetzen des Römischen Reichs und vorzüglich der goldnen Bulle zuwider; allein die Schwäche der Franzosen befreite noch die Königin von Ungarn von dieser Verletzung der Gesetze. Der Reichstag versammelte sich demnach den 1. Juni zu Frankfurt. Frankreich schloß den Großherzog von der Wahl aus; aber das Heer des Prinzen von Conti, welches diese Erklärung hätte unterstützen sollen, war verschwunden: und so war dieselbe nur ein stillschweigendes Geständniß Frankreichs von seiner eignen Ohnmacht, welches das Herz aller seiner Bundesgenossen völlig von ihm entfernte. Der Brandenburgische und der Pfälzische Gesandte übergaben der Wahlversammlung ein Memorial, worin auf die Untersuchung folgender drei Punkte angetragen ward: 1 Ob es zulässig wäre, daß die von dem Kurfürsten von Mainz eingeladnen Abgesandten ihre Stimmen zugäben? 2. Ob ihre Höfe alle in der goldnen Bulle geforderte Freiheit hätten? 3. Ob nicht einige von ihnen sich derselben selbst, entweder durch Versprechungen oder Bestechungen, beraubt hätten? — Der erste Punkt betraf den Böhmischen Abgesandten, der nicht zugelassen werden sollte; der zweite bezog sich auf den Pfälzischen Abgesandten, dessen Sekretär von den Oestreichern vor den Thoren

von

nur drohet unsrer Verfassung den nahen Untergang: wenn ermüdet von allen den ruhestörenden Widersprüchen das Haus Oestreich der Kaiserkrone entsagt, oder wenn die irregeführten Stände einem andern Hause diese Bürde übertragen, unter der jedes andre erliegen, und das ganze Reich mit sich ins Verderben ziehen wird." Wenn man auch nur Autorität gegen Autorität stellt, so fällt schon der Werth dieser Behauptung; denn Friedrich, ein größrer Staatsmann als Hr. v. Gemmingen, sagt: Seitdem die Kaiserkrone in dem Hause Oestreich blieb, ward die Gefahr eines Despotismus dringender.

Einige sehr treffende Züge von der Verfassung Deutschlands hat Raynal aufgezeichnet *). " Maximilian nutzte alle Samenkörner des Glücks, welche Zeit und Umstände in seinem Jahrhundert herbeigeführt hatten. Er schlug die Anarchie der Großen nieder. In Frankreich und Spanien hatte man letztere den Königen unterworfen; in Deutschland unterwarf sie ein Kaiser den Gesetzen. Vermöge des Landfriedens kann jeder deutsche Fürst vor Gericht gefordert werden. Durch diese unter Löwen eingeführten Gesetze werden freilich die Schafe nicht gerettet; das Volk bleibt immer der Gnade seiner Herren überlassen, welche bloß sich selbst unter einander Verpflichtungen schuldig sind. Da man aber, ohne sich die Strafe eines allzeit offnen und von allen Mächten des Reichs unterstützten Tribunals zuzuziehen, weder den Landfrieden brechen, noch Krieg führen kann; so sind die Völker

von Frankfurt war aufgefangen worden; und fast das ganze Kurfürstenkollegium befand sich in dem dritten Fall. — Die genannten Minister endigten damit, daß sie gegen die Versammlung des Wahltages protestirten, und dabei erklärten, sie würden dieselbe so lange für unrechtmäßig halten, bis diesen Beschwerden abgeholfen wäre; und hierauf begaben sie sich zurück. So wie ein falscher Schritt immer mehrere nach sich zieht, so überstieg nun die Oestreichische Kabale alle Schranken des Wohlstandes; und man setzte, ohne auf diese Protestationen zu achten, den 13ten Septbr. zum Wahltage fest.

*) Gemälde v. Europa S. 48 ꝛc.

ker nicht mehr so oft jenen plötzlichen Einfällen blosgestellt welche beständig Leben und Sicherheit der Unterthanen in Gefahr setzten, indem sie das Eigenthum der Fürsten beunruhigten. — —

Diese glückliche Reichskonstitution hat sich mit der Vernunft seit Maximilians Zeiten noch mehr vervollkommnet. Gleichwohl klagen die Deutschen selbst, daß, ob sie gleich einen Nationalkörper ausmachen, einerlei Namen führen, gleiche Sprache reden, unter demselben Oberhaupte leben, ähnliche Rechte genießen, und durch gleiches Interesse verbunden sind, daß dennoch ihr Reich weder die Ruhe, noch die Stärke, noch die Achtung hat, die es haben sollte.

Die Ursachen davon dringen sich von selbst auf. Die erste ist die Dunkelheit der Gesetze. Die Schriften über das deutsche Staatsrecht sind unzählbar, und nur wenig Deutsche kennen die Verfassung ihres Vaterlandes. In der Nationalversammlung lassen sich alle Reichsglieder repräsentiren, statt daß sie ehemals in Person darin saßen Der allgemein gewordne Soldatengeist hat alle Geschäftsliebe, alles großmüthige patriotische Gefühl, alle Ergebenheit zu Mitbürgern verbannt *).

Neben dem allen befördert nichts so sehr den Verfall des Reichs, als die übergroße Vergrößerung einiger seiner Glieder. Diese zu mächtig gewordnen Prinzen trennen ihr Privatinteresse von dem allgemeinen Wohl; und diese wechselseitige Trennung der Stände verursacht, daß bei gemeinschaftlichen Gefahren jede Provinz sich selbst überlassen bleibt Sie ist gezwungen, sich vor dem Gesetze des Stärksten, wer es auch sey, zu beugen; und allmählig

*) Das despotische Wesen vieler unsrer deutschen Herren, die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die mannigfaltige Uebertretung der heiligsten Versprechungen und Verbindungen mit ihren Landständen, die Unwissenheit der mehrsten Regenten in ihren eigentlichen Pflichten, deren oft wissentliche Hintansetzung, und die übertriebne Erhöhung ihrer billigen und in sich allemal unverletzlichen Rechte, nebst so vielen andern Zeichen böserer Zeiten, haben wir meistentheils der militärischen Regierungsart zu danken. (Der Herr und der Diener v. Moser, S. 45).

mählig artet die deutsche Verfassung in Sklaverei oder Tyrannei aus.

Endlich verdient hier auch noch eine Stelle aus des berühmten Schlözers allgemeinem Staatsrecht (Göttingen 1793) wohl beherzigt zu werden. Es heißt daselbst S. 163 ꝛc.

„Im Ganzen ist unsre deutsche Verfassung zu Volksglück angepaßt. Ihre Fehler hat sie einzeln: wer erfrecht sich, das zu läugnen *)? Es giebt keine Regierungsform, so wie keine Religion, die sich nicht im Laufe der Zeiten, beim ewigen Kampfe selbstsüchtiger Schlauköpfe mit guten frommen Schwachköpfen, verschlimmerte; wo nicht Mißbräuche entständen, die, wenn sie lange ungerügt bleiben, am Ende wohlerworbene Rechte, gar Bestandtheile der Constitution, heißen. Folglich sind auch in Deutschland Reformen nöthig. Manche sind bereits geschehen, mehrere stehen noch bevor. Wo ist ein Land in allen fünf Erdtheilen, wo wahre Aufklärung höher gestiegen, und vorzüglich unter den Herrschern verbreitet wäre, als in Deutschland?

Nimrode, die durch Parforce-Jagd und andre Waldteufeleien weiland deutsche Menschen unmenschlich behandelten, giebt es schon nicht mehr. Einherrscher, die weiland die Einkünfte ihrer Länder ohne Noth im Auslande verpraßten, giebt es eben so wenig mehr. Leibeigenschaft und Preßzwang ist bereits in allen Gegenden gemildert, in einigen ganz aufgehoben.

Restirt nur noch etwa folgendes: so realisirt unser Kaiserreich noch mehr als die Insula fortunata, romantische Ideale von menschenbeglückenden Staats-Verfassungen; und allgemeine Zufriedenheit wird auf nie zu unterdrückendes Murren folgen. — Kein Herrscher nehme Abgaben von seinen Bürgern, ohne ihnen alljährlich darüber öffentlich Rechnung abzulegen. — Kein Einherrscher regiere ohne Stände: er stelle sie her, wo sie durch Tyrannei oder Zufall unterdrückt worden; er erschaffe sie, wo sie nie gewesen sind. — Die Stände seyen auf gehörige Art organisirt: der überwiegende Theil von ihnen sey vom Volke, nach einem fehlerfreien Repräsentations-System,

 gewählt;

*) Wir haben in Deutschland zwar mehrere gute Staats-Verwaltungen, aber wenig gute Staats-Verfassungen. Hugo jurist. Encyklop. S. 15.

gewählt; und alle ihre Verhandlungen geschehen mit legaler Publicität, ohne die kein Gemeingeist, kein Zutrauen des Volks zu seinen Repräsentanten, denkbar ist. — Jeder Herrscher sey an Moral und Religion gebunden und begehe nicht selbst öffentlich Verbrechen, die in seinem Namen an Andern hart gestraft werden. — Eine Habeas corpus-Akte schütze allgemeiner die persönliche Sicherheit. — Der Geburtsadel werde geduldet; nur nicht Casten, die steuerfrei seyn, und zu gewissen Aemtern ein ausschließliches Recht haben wollen. Endlich und überhaupt — zehre Niemand auf Kosten des Staats, wenn er ihm nicht dient; und seine Belohnung sey seinem Dienste angemessen

In devotestem Vertrauen auf Deutschen Menschenverstand, auf immer steigende wahre Aufklärung, und im Nothfall auf unsre, mit der Aufklärung unsrer Tage sichtbar fortrückende Deutsche Reichsgerichte läßt sich in Deutschland alles, was geschehen muß, bloß von sachten Reformen, ohne Revolution, über kurz oder über lang sicher erwarten. Wozu auch Revolutionen, deren Ausgang immer ungewiß ist, und die gewöhnlich ihren Unternehmern verderblich sind? Sind wir doch der Gegenwart wenigstens eben so viel, als der Zukunft, schuldig.

4.

Reichskriege.

Hinterl. W. B. VI. S. 18.

Man wird zuvörderst bemerken, daß der Kaiser ohne Vorwissen des Reichs ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland geschlossen hat, um August II. auf den Polnischen Thron zu setzen. Der Krieg, zu welchem dies Bündniß Gelegenheit gab, mußte also auch von dem Kaiser, und nicht von dem Reiche, welches auf keine Weise an den Maßregeln des Kaisers

sers Theil nahm, beigelegt werden. Dennoch hat man gesehen, daß die Ränke des Wiener Hofes Mittel gefunden haben, das Reich in den Krieg zu mischen, der unmittelbar Niemand anging, als den Kaiser und Rußland, womit der Kaiser offenbar den vierten Artikel seiner Wahlkapitulation *) verletzt hat.

Das Kapitel von den Reichskriegen gehört unter die Rubrik von der freien Stimmengebung auf dem Reichstage; daher auch Friedrich schon in dem kurz vorhergehenden Artikel sagt: Soll ein Krieg beschlossen werden, so weiß der Kaiserliche Hof sehr geschickt seine Privatstreitigkeiten mit dem Staatsvortheil des Reichs zusammen zu mischen u. s. w.

Die hier angeführte Stelle paßt, mit veränderten Namen, ganz vollkommen auf andre bekannte Vorfälle

*) Der vierte Artikel. S. 32. „Wir sollen und wollen in allen Angelegenheiten, welche das Reich betreffen, besonders in denen, welche im Instrumentum pacis ausgedrückt sind, daß die Kurfürsten und Fürsten das Recht der Stimmensammlung haben, und daß nichts, ohne ihre freie Einwilligung unternommen oder beschlossen werden könne. Wir sollen und wollen, während unserer Regierung, mit den christlichen Mächten, die unsre Nachbarn sind, im Frieden leben, und ihnen keine Gelegenheit zu Streitigkeiten mit dem Reiche geben; wir werden vermeiden, das Reich in auswärtige Kriege zu verwickeln. Wir werden uns aller Hülfsleistungen enthalten, woraus dem Reiche Schaden erwachsen könnte, desgleichen aller Streitigkeiten und Kriege, sowohl in als außer dem Reiche, unter welchem Vorwande es immer geschehen möchte, es sey denn, daß es mit der auf einem Reichstage gegebenen Einwilligung der Kurfürsten Fürsten und Stände, oder mit Zufriedenheit der Kurfürsten geschehe."

fälle. Neutralität, so zuträglich sie auch dem Wohl der schwächern Staaten, und so wenig nachtheilig sie dem allgemeinen Besten seyn mag, wird nicht leicht mehr gestattet. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns, heißt es heut zu Tage. Eben diese Sprache führt man auch sogar gegen unabhängige Staaten außer Deutschland. Die Höfe von —— und von —— haben das Neutralitätssystem des —— Hofes sehr übel aufgenommen, und dagegen die nachdrücklichsten Vorstellungen thun lassen. —— Wahrlich! ein Europäischer Fürstenbund ist wohl ein eben so großes Bedürfniß, als es der Deutsche Fürstenbund war, wenn nur die glücklichen Wirkungen des letztern ——

5.

Manifeste.

Hinterl. Werk. B. III. S. 53.

Wenn Fürsten zu einem Bruch kommen wollen, so hält sie der Umstand nicht ab, daß der Stoff zum Manifeste noch fehlt; sie fassen ihren Entschluß, fangen den Krieg an, und überlassen einem arbeitsamen Rechtsgelehrten die Sorge, sie zu rechtfertigen.

Hinterl. Werk. B. VI. S. 12.

Das Manifest des Allerchristlichsten Königs unterhielt noch die tiefen Eindrücke, welche der gerechte Charakter des Kardinals auf die Gemüther gemacht hatte; es enthielt der Hauptsache nach: Der König ergreife keinesweges in eigennützigen oder ehrsüchtigen Absichten die Waffen; Se. Majestät begnügten sich, ein blühendes Königreich zu besitzen, und über

ein

ein treues Volk zu herrschen; und Ihr Endzweck gehe nicht dahin, die Gränzen Ihrer Herrschaft zu erweitern. Indessen haben die Folgen gezeigt, daß bloß die Liebe zum Frieden Se. Majestät vermocht hat, Lothringen anzunehmen und Deutschland von einer Provinz zu befreien, die demselben freilich seit undenklicher Zeit gehört hatte, ihm aber wegen ihrer unvortheilhaften und abgeschnittnen Lage zur Last geworden war. Ueberdies mußte, um dem Frieden eine dauerhafte Grundlage zu geben, Lothringen nothwendig zu Frankreichs Vortheil geräumt werden, weil dies Herzogthum eine Veranlassung zu häufigen Zwistigkeiten hätte geben können, und ohnehin Frankreich eine Entschädigung für die Kriegeskosten haben mußte: welches alles, gehörig erwogen, es außer Zweifel setzt, daß der König alles vollkommen erfüllt hat, wozu er sich ausdrücklich in seinem Manifeste anheischig machte.

Frankreich hat immer vor allen andern die Kunst verstanden, durch sophistische Manifeste einer bösen Sache, einer gewaltthätigen Unternehmung den Schein der Billigkeit und des Rechts zu geben, wiewohl auch andre Staaten oftmals auf die Weise sich vor den Augen des Publikums ziemlich platt prostituiren. Die Aufrechthaltung der Religion, das Wohl des Landes, und das Glück der Unterthanen müssen den niedrigsten Leidenschaften zum Deckmantel dienen. Als Matthias Corvinus, König von Ungarn, seinen Schwiegervater, den Böhmischen König Podiebrad, bekriegen, und ihm sein Reich entreißen wollte, sagte er in einem Manifest: Er habe aemerkt, daß die Rechtgläubigen (Katholiken) im Böhmischen Reiche von den einheimischen Ketzern (den Hussiten) sehr gedrückt

würden; ja, daß der gottlose Irrthum täglich mehr gegen Gott und seine heilige Kirche überhand nehme. Da ihn nun die gedachten Rechtgläubigen sehr oft, insonderheit durch den Bischof von Olmütz, um Hülfe gebeten hätten, und auch unser allerheiligster Herr (der Papst), dem ein christlicher Fürst in allem gehorchen müsse, ihn dazu angetrieben habe: so habe er, ungeachtet sehr vieler und großer Schwierigkeiten, weil sich Niemand an dieses bedenkliche Unternehmen wagen wollte, sich demselben unterzogen; denn er halte es für einen nicht minder gottseligen Krieg, als den mit den Türken, erwarte daher auch gewiß dabei den Beistand des Höchsten. Nicht Ehrgeitz noch einige zeitliche Vortheile reitzten ihn dazu; sondern Mitleiden gegen die mit Unrecht Bedrückten, Ehrerbietung für den apostolischen Stuhl, und Eifer für den wahren Glauben; so wie er auch in dieser Welt keinen andern Lohn dafür hoffe, als den Frieden, der immer aus den Kriegen erwachse, und die Dankbarkeit derer, welchen er diese Wohlthat erweise *).

Wer kann dergleichen ohne Unwillen lesen? und wer gewisse Manifeste des achtzehnten Jahrhunderts, ohne die tiefste Verachtung gegen die Urheber derselben zu empfinden? —

6.

Verträge.

Hinterl. W. B. I. Vorrede S. 10.

Die Nachwelt wird vielleicht mit Erstaunen in diesen Nachrichten die Erzählung von geschlossenen und wieder gebrochenen Bündnissen lesen. Aehnliche Beispiele sind freilich gemein; aber, das würde den Ver-

*) Allg. Biographie von Schröckh, Th. VI. S. 117. Das Leben dieses Königs ist voll von abscheulichen Ränken, Treulosigkeiten und Grausamkeiten; und doch hat er, selbst unter den neuern Geschichtschreibern, seine Vertheidiger und Lobredner gefunden!

Verfasser dieses Werkes nicht rechtfertigen, wenn er nicht bessere Gründe zur Entschuldigung seines Betragens hätte.

Das Beste des Staats ist Regel für die Fürsten. Die Fälle, wo Bündnisse können gebrochen werden, sind: 1) wenn der Bundesgenosse seine Verpflichtung nicht erfüllt; 2) wenn er uns hintergehen will, und uns kein Ausweg übrig bleibt, als ihm zuvor zu kommen; 3) wenn eine stärkere Macht uns niederdrückt, und uns zwingt unser Bündniß zu brechen; 4) wenn es uns unmöglich fällt, den Krieg fort zu führen. Es ist nun einmal so, daß das leidige Geld auf alles wirkt: die Fürsten sind die Sklaven ihrer Mittel; die Wohlfahrt des Staats ist ein Gesetz für sie, und zwar ein unveränderliches. Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum Besten seiner Unterthanen aufzuopfern; so muß er ihnen noch vielmehr Verbindungen aufopfern, deren Fortdauer ihnen schädlich werden würde. Beispiele von solchen gebrochenen Verträgen finden sich allgemein; ich will sie nicht alle entschuldigen; aber das behaupte ich: es giebt Fälle, wo die Noth, oder die Ueberlegung, oder die Klugheit, oder die Wohlfahrt des Landes, Fürsten dazu zwang, indem ihnen kein andres Mittel blieb, sich vom Untergange zu retten. Hätte Franz I. den Madrider Vertrag erfüllt; so hätte er, durch Abtretung des Herzogthums Burgund, sich selbst einen Feind in das Innere seiner Staaten gesetzt, und Frankreich wäre in den unglücklichen Zustand zurückgesunken, worin es unter Ludwig XI. und XII. war. Hätten

die protestantischen Bundesverwandten in Deutschland, nach Karls V. Siege bei Mühlberg, sich nicht durch den Beitritt Frankreichs verstärkt; so hätten sie unvermeidlich die Ketten tragen müssen, die der Kaiser ihnen seit langer Zeit bereitete. Hätte England nicht das seinem Interesse so nachtheilige Bündniß gebrochen, wodurch sich Karl II. mit Ludwig XIV. vereinigt hatte; so hätte es um so gewisser an seiner Macht verloren, da in dem Gleichgewichte der Europäischen Staaten Frankreich bei weitem würde England überlegen gewesen seyn. Der Weise, der in den Ursachen die Folgen voraussieht, muß sich jenen, wenn sie seiner Wohlfahrt im Wege stehen, zu rechter Zeit entgegen setzen. Man erlaube mir, mich über diese delikate Materie, die noch gar nicht gründlich abgehandelt worden ist, genauer zu erklären. Es scheint mir offenbar und ausgemacht, daß ein Privatmann gewissenhaft seinem Worte treu bleiben muß; hätte er es auch unbedachtsam gegeben. Bricht der Andre sein Versprechen, so kann Jener Schutz bei den Gesetzen finden; und endlich leidet hier, was auch daraus komme, immer nur ein Einzelner. Aber bei welchen Gerichtshöfen soll ein Landesherr klagen, wenn ein anderer Fürst ihm sein Versprechen nicht hält? Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzelnen Menschen nach sich; das Wort der Regenten aber eine allgemeine Noth für ganze Nationen. Alles läuft auf die Frage hinaus: ist es besser, daß das Volk umkomme, oder daß der Fürst seinen Vertrag breche? Wer ist so schwachköpfig, um

bei

bei der Entscheidung dieser Frage noch anzustehn? die angeführten Fälle zeigen, daß man, um über die Handlungen eines Regenten zu entscheiden, zuvor reiflich erwägen muß, in welchen Umständen er war, wie sich seine Bundesgenossen betrugen, welche Mittel ihm zur Erfüllung seiner Versprechungen zu Dienste standen oder fehlten. Denn, wie gesagt, der gute oder der üble Zustand der Finanzen sind gleichsam der Puls eines Staates, und haben, in politischen und Kriegesgeschäften, mehr Einfluß, als man glaubt und weiß. Das Publikum, welches diese genauen Umstände nicht kennt, urtheilt nur nach dem äußern Schein, und muß sich folglich in seinen Entscheidungen irren. Die Klugheit verbietet, ihm diesen Irrthum zu benehmen; denn es wäre die höchste Unvernunft, aus eitler Ruhmsucht selbst die Schwäche des Staats bekannt zu machen: die Feinde würden sich über eine solche Entdeckung freuen, und nicht säumen sie zu nutzen. Die Ueberlegung fordert also, dem Publikum die Freiheit seines dreisten Urtheils zu lassen; und, da man sich bei Lebzeiten nicht vertheidigen kann, ohne den Vortheil des Staats in Gefahr zu bringen, damit zufrieden zu seyn, daß man vor den unpartheiischen Augen der Nachkommenschaft gerechtfertiget erscheint.

Hinterl. Werk. B. VII. S. 312.

(aus einem Briefe an Jordan.)

— — — und ohnedies hat eine Privatperson ganz andre Bewegungsgründe, ein ehrlicher Mann zu seyn,

seyn, als der Souverän. Bei jenem kommt es nur auf seinen individuellen Vortheil an, und den muß er beständig dem Wohl der Gesellschaft aufopfern; folglich ist es für ihn Pflicht, die Moral strenge zu beobachten, da die Regel gilt: Besser, daß ein Mensch leidet, als daß die ganze Nation zu Grunde geht.

Ein Souverän hat das Glück eines ganzen Volkes zum Ziel, und es ist seine Pflicht, daß er es ihm verschafft. Um dahin zu gelangen, muß er sich selbst aufopfern, und noch weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen, dem Wohl seines Volkes entgegen zu stehen.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 100.

Uebrigens gestehe ich, daß es dringende Nothfälle giebt, in welchen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich doch als ein ehrlicher Mann von seinen Bundesgenossen trennen; er muß sie hinlänglich zuvor davon benachrichtigen; vorzüglich muß er nie diesen äußersten Schritt thun, wenn ihn nicht die Wohlfarth seiner Völker und die größte Noth dazu zwingen.

Wenn man fragt, ob Staaten verbunden sind, ihre Verträge zu halten, so heißt dies mit andern Worten, ob Staaten nicht eben die Moral haben, wie Privatpersonen. Diese Frage ist von einigen verneint, von andern bejahet worden. Friedrich tritt hier auf die Seite der erstern. Er sagt, ein Privatmann habe ganz andre Bewegungsgründe, ein ehrlicher Mann zu seyn als der Souverän. Jener müsse seinen individuellen Nutzen dem allgemeinen Besten der Gesellschaft

sellschaft aufopfern; dieser müsse zum Besten der Nation sich selbst aufopfern, und noch weit eher seine Verträge, wenn sie anfangen dem Wohl seines Volks entgegen zu stehen.

Liegt wohl in diesem Räsonnement wirklich der Beweis, daß ein Privatmann ganz andre Beweggründe habe, ein ehrlicher Mann zu seyn, als ein Souverän oder ein Staat? Das allgemeine Beste der Gesellschaft ist doch in beiden Fällen Hauptzweck, dem der Privatvortheil untergeordnet seyn muß. In Ansehung der Privatpersonen verlangt das allgemeine Beste eine gewissenhafte Erfüllung und Haltung der Verträge; daran ist kein Zweifel. Es streitet z. B. gegen das allgemeine Beste, wenn man seine Schulden nicht bezahlt, wenn der Eigenthümer eines Hauses seinem Miethsmann den Kontrakt nicht hält ꝛc., weil ohne gegenseitiges Vertrauen auf die Ehrlichkeit einzelner Personen keine gesellschaftliche Verbindung Statt findet, und alles das, was diese Verbindung auflöst und zerstört, auch dem allgemeinen Besten zuwider ist. Sollte es aber gar keine Ausnahmen geben? sollte nie der Fall eintreten, wo das allgemeine Beste es erfordert, oder doch erlaubt, daß eine Privatperson ihr Versprechen nicht hält? Diese Frage haben Philosophie und Gesetze schon längst entschieden, und die Nichterfüllung der Versprechen für nothwendig erkannt: 1, wenn eine der kontrahirenden Personen betrüglich (dolo malo) handelt; 2, wenn die Haltung des Versprechens unmöglich ist. Ein Wucherer, welcher einem Unmündigen Geld zu funfzig Procent leihet, kann seinen Schuldner nicht gesetzmäßig zur Bezahlung anhalten, und noch weniger kann ein Kaufmann, der insolvent geworden ist, sein Versprechen erfüllen. Allein keine Privatperson darf sich selbst von der Pflicht der Erfüllung entbinden; sondern die Gesetze müssen den Ausspruch thun, ob eine Ausnahme von der Regel zulässig ist.

Sind nun wohl die Verhältnisse der Staaten und Souveräne in Hinsicht auf Verträge von den Verhältnissen der Privatpersonen so sehr verschieden, daß die Grundsätze, welche diese verpflichten, nicht auch auf jene angewandt werden können? — Friedrich selbst schreibt das Beste des Staats den Fürsten zur allgemeinen Richtschnur ihres Verhaltens vor. Es fragt sich also: Ist es in der Regel dem Besten der

Staa-

Staaten zuträglich, daß Verträge zwischen ihnen gehalten werden? — Wenn sie von beiden Seiten freiwillig geschlossen sind — und nur alsdann verdienen sie den Namen Verträge —; so läßt sich dies schlechterdings nicht bezweifeln. Denn jeder rechtmäßige Vertrag gründet sich auf gegenseitige Vortheile, und mit der Aufhebung des Vertrags fallen also auch diese Vortheile weg. Und gesetzt, daß die Nichthaltung eines Vertrags der einen Parthei zuweilen vortheilhaft ist; so kann man es doch unmöglich zur allgemeinen Regel machen wollen, daß Verträge zwischen Staaten nicht gehalten werden müssen. Das Verhältniß der sämmtlichen Staaten Europens — und, wenn man will, auch der übrigen Erdtheile — ist in diesem Stück dem Verhältniß der Privatpersonen Eines Staats gleich. Was würde erfolgen, wenn man die Heiligkeit der Verträge zwischen Privatpersonen nicht gelten lassen wollte? Und sollte wohl ein Vertrag weniger heilig seyn, der zwischen Staaten, als der, welcher zwischen Privatpersonen geschlossen wird?

Doch das behauptet Friedrich nicht. Er spricht nur von Ausnahmen, welche einen Bruch der Traktaten verstatten. Diese Ausnahmen finden aber ebenfalls, wie bei Privatpersonen, nur in zwei Fällen Statt, nämlich wenn die eine Parthei betrüglich und unredlich handelt, und wenn es unmöglich ist, den Vertrag zu erfüllen. Es zeigt sich aber hierbei zugleich ein sehr auffallender Unterschied zwischen Privatpersonen und Staaten. Jene dürfen sich nicht eigenmächtig und willkührlich von ihrer Verbindlichkeit lossagen, sie dürfen nicht selbst den Ausspruch thun, daß ihre Verpflichtung ungültig sey; ein Staat hingegen erkennt kein Gesetz und keinen Richter über sich, er bricht den Vertrag, den er nicht mehr für vortheilhaft hält, sobald er glaubt, den Bruch desselben mit Gewalt vertheidigen zu können. Dieser Fall kommt bei Staaten desto öfter vor, je seltner die Verträge von beiden Seiten freiwillig geschlossen, und die Vortheile dabei unpartheiisch gegen einander abgewogen werden. Mehrentheils sind sie den Schwächern von dem Stärkern aufgedrungen, oder durch List und Bestechung zum Nachtheil der einen Parthei abgefaßt. Kommt nun diese, die betrogne Parthei, zur Einsicht, oder die von dem Stärkern überwältigte,

wältigte zu Kräften, so wird sie sich an einen ungleichen und ihr nachtheiligen Traktat nicht mehr gebunden glauben, sie wird ihn für aufgehoben erklären. Ein solches Betragen ist nicht nur den Naturgesetzen vollkommen gemäß, sondern fließt auch aus der vorhin erwähnten allgemeinen Regel, welche den Staaten und Regenten das allgemeine Beste der Gesellschaft zu dem letzten Ziele ihrer Handlungen macht.

Hier sind wir nun auf den Punkt gekommen, von welchem Friedrich ausging. Wir sehen, daß er in der Hauptsache Recht hat: Verträge und Bündnisse zwischen Fürsten können in gewissen Fällen gebrochen werden. Nur scheint er darin zu irren, daß er diesen Grundsatz nicht auch bei Privatpersonen gelten lassen will, und also für Staaten eine ganz andre Moral, als für Privatpersonen annimmt; und dies ist ein eben so falsches, als in seinen Folgen gefährliches Principium. Denn wenn Verträge zwischen Privatpersonen nicht von beiden Seiten freiwillig geschlossen sind *), wenn eine Parthei dabei erweislich betrogen, oder schlechthin nicht im Stande ist, sie zu halten: so wird kein gerechter Richter sie für gültig erkennen. Und nur in diesen Fällen ist es, nach Friedrichs eignem Ausspruch, den Fürsten erlaubt, Bündnisse zu brechen. Die gesetzliche Aufhebung eines Vertrages zwischen Privatpersonen, die sich in einem solchen Verhältnisse gegen einander befinden, ist dem Besten des Staats eher zuträglich, als entgegen; die gewaltsame Zerreißung eines Traktats oder Bündnisses zwischen Staaten, geschieht fast nie ohne heftige Erschütterungen des ganzen Gebäudes, und Glück und Waffen entscheiden erst, ob es dem durch unbillige Traktaten gekränkten Staate vortheilhaft war, sich von denselben loszusagen.

Dies scheint die wahre Lage der Sachen zu seyn. Das Verhältniß der Staaten gegen einander ist bis jetzt noch größtentheils das Verhältniß der Privatpersonen im rohen Naturstande, so wenig man es auch Wort haben will. Gewalt geht vor Recht, und

*) Dies konnte wohl nur zur Zeit des Faustrechts der Fall seyn. Ueberhaupt sind erzwungene Verträge, dergleichen zwischen Rußland und Polen existirten, eigentlich gar keine Verträge.

und List und Betrug vertritt die Stelle der Ehrlichkeit und Pflicht. So wie aber ein solcher Zustand einzelner Menschen in die Länge nicht dauern kann; so muß auch jenes Verhältniß der Staaten über kurz oder lang sich einmal ändern.

Laßt uns nun noch die Meinungen einiger Politiker und Philosophen über diese Materie vernehmen.

„Verdient der wohl den Namen eines Staatsmannes, für den Treue und Glaube leere Worte sind? der Bündnisse bricht, wenn der Augenblick da ist, seinem Staate zu nutzen? der Schwachheiten Andrer ausspähet und zu Werkzeugen gebraucht? der Gefühle scheinheuchelt, und ihrer im Innern lacht? für den Menschenblut und Verheerungen erlaubte Dinge sind, wenn er Absichten erreicht? der Neid und Verwirrung bedächtlich erregt, ewig in Ziffern schreibt, in Unterhandlungen trügt, und sich dünkt ein Meisterwerk gemacht zu haben, wenn er alles überlistet hat?

Wenn dieses das Bild des Staatsmannes ist, so sind Staatskunst und Moral verschieden.

Aber soll man in dem Staatsmanne ehren, was man in dem Privatmanne verabscheuet? Wenn es Pflicht ist, gegen einzelne gerecht zu seyn, wie kann es Pflicht werden, Völker zu mißhandeln? Sind Vortheile hinreichend, verächtliche Handlungen in rühmliche zu verwandeln? worin liegt der Vortheil dieser Staatskünste? Man öffne die Jahrbücher! Erschöpfte Schätze, verwüstete Länder, sinkende Thronen, Ringen der List gegen List, Rache der Betrogenen, Zerstören halbreifer Früchte der Künste und des Gewerbes, und am Ende — Seufzer unzähliger Bedrückten und Schadenfreude einiger Wenigen. — —

Die Staatskunst lehrt Grundsätze, wie man für das Wohl des Staats zu sorgen hat.

Staatskunst ist Theil der Moral, der das Gute in dem Maße bezielt, als viele Menschen eine Gesellschaft ausmachen, die man Staat nennt.

Es folgt, daß Staatskunst der allgemeinen Moral nicht widerspreche, weil Staatskunst ein Theil dieser Moral ist. — — An Grundsätze, wie Staaten sich gegen einander verhalten sollten, wurde sehr spät gedacht. Grotius und Puffendorf zündeten neues

Licht

Licht an. Montesquieu verbreitete noch mehr Aufklärung.

Zu allgemeiner inniger Ueberzeugung sind aber folgende Sätze noch nicht übergegangen: Daß ein Staat zu dem andern in Absicht auf Recht sich verhalte, wie ein Mensch zu dem andern; daß nur jenes Achtung und Bewunderung verdient, was zu dem Wohl der Menschen beiträgt; daß alles das keine Staatskunst sey, was nicht dahin abzielt.

Noch immer staunt man über physische Größe des Staats mehr, als über seine treffliche Einrichtung. Noch immer erlauben sich manche sonst schätzbare Staatsmänner List, Drohungen, Erregung des Mißtrauens, Scheingründe. Was man dagegen sagen wollte, hieße noch bei manchem Deklamation. Wahrheit wird alsdann erst vollkommen wirken, wenn sie zur rechten Zeit gesagt wird. — —

In dem Gemählde unsrer Zeiten kommen starke Schatten vor: Geldgeitz, Verachtung der Sitten, Monopolien, Verheerungen, Negerhandel, Menschenkaperei, Ländergier u. s. w. Aber ähnliche Dinge kommen mehr oder weniger in allen Jahrhunderten vor, ohne daß man so manche Folge der Aufklärung aufsprossen sah, die wir täglich vor Augen haben.

In vieler Hinsicht scheint eine Morgenröthe zu dämmern, die vielleicht bald allgemeinere Aufklärung verspricht." *)

„Mit der Achtung gegen das Eigenthum, steht die Haltung der Verträge in genauer Verbindung. Das Eigenthum selbst beruhet auf Verträgen; es kommt durch Verträge von einem Herrn an den andern. Und da es jetzt wenig ursprüngliches mehr giebt, ich meine ein solches, welches von der ersten Occupation an in denselben Händen geblieben wäre: so beruhet unser Recht zu dem, was wir haben, auf der Gültigkeit, die Sicherheit desselben auf der Unverbrüchlichkeit der Contrakte, durch welche das Eigenthum von jedem

*) Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst, betrachtet von K. von Dalberg. S. 1. und in andern St.

jedem der vorhergehenden Besitzer, auf den folgenden, und von dem letzten auf uns übergetragen worden.

Dessen ungeachtet haben sich die Nationen noch immer mehr Gewissen daraus gemacht, ihre Verträge zu brechen, als das Eigenthumsrecht zu verletzen, wo keine Verträge vorhanden waren. Ein feierlich gegebenes und beschwornes Wort, hat immer wenigstens so viel gegolten, daß die Souveräne Ausflüchte gesucht haben, um es zu brechen. Indessen da alle diese Traktaten darauf gegangen sind, Frieden zu erhalten, und doch immer wieder Krieg erfolgt ist; da sie die Besitzungen jedes Staats haben sichern wollen, und diese immer neuen Anfällen ausgesetzt geblieben: so beweist die Erfahrung, daß die Pflicht des Worthaltens für eine dem vermeinten Staats-Interesse eben so untergeordnete Verbindlichkeit gehalten worden, als die Anerkennung des Eigenthums. Und es ist auch bei Individuis oder moralischen Personen, welche im Stande der Natur gegen einander leben, mehr als Eine Ursache vorhanden, warum ihre Verträge nicht so unverbrüchlich seyn können, als die zwischen Bürgern in einem Staate.

Erstlich. Die Brechung der Verträge gehört mit unter die Waffen, mit denen man sich gegen seinen Feind vertheidigt; freilich unter die Waffen, deren Gebrauch nicht immer gebilligt wird, die man aber oft für nothwendig hält.

Zweitens. Weil unter unabhängigen Personen keine anderweitige Sicherheit dafür Statt findet, daß ein Theil dem andern die versprochenen Bedingungen eines unter ihnen geschlossenen Contrakts leisten werde, als der gute Wille desselben, die Macht dieses andern, und die Macht und Treue der Gewährsmänner, wenn deren vorhanden sind: so berechtigt oft den letztern die mehr oder weniger gegründete Besorgniß, die er von der Untreue des erstern hat, daß er ihm zuvorkomme, das heißt, daß er sein Wort zuerst breche; wenigstens entschuldigt sie ihn, wenn er es gethan hat.

Drittens. Alle öffentlichen Traktaten sind entweder Folgen des Krieges und also erzwungen; oder sie setzen schon einen gewissen Zustand der Dinge, ein gewisses Eigenthum, gewisse anerkannte Rechte eines jeden voraus.

Die erstern, zu deren Schließung die Uebermacht des Siegers, die Schwäche des Ueberwundenen, die ursprüng-

ursprünglichen Ursachen gewesen sind, werden, sobald sich der Zustand dieser Staaten und das Verhältniß ihrer Macht ändert, unfehlbar gebrochen werden, wofern nicht nachher zu jener physischen Nothwendigkeit moralische Gründe hinzu gekommen sind, welche aus dem Erzwungenen eine Pflicht gemacht haben. Die letztern haben immer einen schwankenden, weichenden, vom guten Willen abhangenden Grund, so lange das vorhergehende Eigenthum der Staaten, welches sie voraus setzen, und worauf sie sich berufen, selbst auf keinem unwandelbaren Fundament ruht.

Am wenigsten sind die Entsagungen auf Ansprüche, auf Erbschaften, so eine feierliche und verbindliche Form man ihnen auch zu geben gesucht hat, treu gehalten worden. Und es ist zu bewundern, daß hundert Beispiele von der wenigen Kraft solcher Verzichtleistungen, um dem, welcher Macht und Gelegenheit hat, alte Foderungen durchzusetzen, den Vorwand dazu zu benehmen, doch die Staaten und ihre Regenten nicht abhalten, sie immer wieder zu fodern und anzunehmen. Daß diese Art von Verträgen mit weniger Umschweif und Behutsamkeit gebrochen werden, als andere: davon liegt vielleicht der Grund in dem Unterschiede, den man zwischen den Traktaten der Staaten und den Traktaten der Könige macht. Jene, durch welche die Streitigkeiten der Nation selbst geendigt, ihre Rechte entschieden werden, sind immer für unverletzlicher gehalten worden. Alles was persönlich unter den Fürsten abgemacht wird, (wozu die Erbschaften und das Verzichtleisten auf dieselben gehören,) muß nothwendig mehr Ausflüchten unterworfen seyn. Der Nachfolger eines Reichs tritt auf der einen Seite, mit der Annahme der Erbschaft in die Verbindlichkeit des Erblassers: (eine Verbindlichkeit, die selbst aus dem bürgerlichen Rechte übergetragen ist, und unter unabhängigen Personen keine gleich festen Gründe hat;) von der andern hat er die unvergeblichen Rechte des Staats zu vertheidigen, dessen Repräsentant er ist. Als Eigenthümer eines Territorii, gewisser Einkünfte, gewisser Anwartschaften, kann er darüber Verordnungen machen, kann er das Eigenthum derselben andern übertragen, oder ihm entsagen: als Haupt und erster Beamter eines gemeinen Wesens, kann er nichts zu dem Schaden desselben beschließen. Die Grenzlinie zwischen diesem

doppelten Recht ist schwer zu ziehn; und in dieser Dunkelheit kann es nie an Ausflüchten fehlen. Wenn es ein Grundgesetz ist, daß von dem Gebiet eines Staats nichts veräußert werden darf: so muß es auch eins seyn, daß keiner von den Ansprüchen aufgegeben werden dürfe, wodurch der Staat vergrößert werden kann; so muß es auch endlich eins seyn, daß jede Verzichtleistung seines Fürsten und der Verwandten seines Fürsten, null und ungültig ist, wenn daraus ihm irgend ein Nachtheil zuwächst, irgend ein Vortheil dadurch für ihn verloren geht.

Traktaten, woran sehr viel Mächte Theil haben, Friedensschlüsse, wodurch langwierige und weitausgebreitete Kriege geendigt, wodurch seit langer Zeit streitige Rechte, und die Rechte vieler Länder bestimmt worden, haben immer einen Vorzug vor denjenigen Verträgen gehabt, welche nur ein vorübergehendes Interesse, und nur weniger Staaten, ohne Zuziehung der übrigen berichtigt haben. Die Pflicht zu Haltung der Contrakte, ist im Privatleben immer dieselbe; im politischen verändert sie sich nach der Wichtigkeit der Gegenstände, nach der Größe und der Menge der Kontrahirenden. Europa sieht einige solcher Traktaten als Grundgesetze seiner allgemeinen Verfassung und des Völkerrechts an; der Westphälische Friede steht an der Spitze derselben: andre dagegen sind vergessen worden. Jenen unmittelbar entgegen zu handeln, erregt Unwillen und Beschwerde von allen Seiten; diese können mit weniger Geräusch, mit weniger Mißbilligung, gebrochen werden.

Man kann die Verträge, welche die Staaten unter einander errichten, eintheilen in Verträge über das Eigenthum, und in Ehrenverträge. Jene reguliren die Besitzungen; diese den Rang und die Gebräuche: jene gleichsam die Geschäfte; diese den Umgang und den gesellschaftlichen Verkehr der Landesherren. Im bürgerlichen Leben, wo eben dieser Unterschied Statt findet, sind nach den Gesetzen die Verträge der ersten Art die heiligsten; nach den Sitten und Gewohnheiten der Zeit haben zuweilen die letztern den Vorrang. So werden Spielschulden an reiche und betrügrische Mitspieler richtig und prompt bezahlt; der arme ehrliche Handwerksmann bleibt unbefriedigt. Unter den Staaten, wo kein Gesetz, sondern bloß die Meinung regiert, sind nach eben dieser Schätzung der

Ver-

Verbindlichkeiten, (welche also, so seltsam sie auch scheint, doch in der menschlichen Natur ihren Grund haben muß) die stillschweigenden Verträge, welche das Ceremoniel und den Ehrenpunkt betreffen, zum Beispiel, die Rechte und Aufnahme der Gesandten, der Rang der verschiedenen Staaten und Landesherren, gewisse Formalitäten, bei Traktaten oder Ankündigung der Kriege, viele Jahrhunderte lang unverbrüchlich gehalten worden, indessen die öffentlich und feierlich eingegangenen, über das Eigenthum von Ländern und Provinzen, alle Augenblicke gebrochen worden sind.

Die Ehrerbietung gegen diese stillschweigenden Verträge, hat die Nationen auch bis in ihre Kriege begleitet, und sie hier in Absicht der Maßregeln oft eingeschränkt, wenn sie auch durch die Unternehmungen selbst alle Schranken der Gerechtigkeit durchbrochen hatten." *)

— — „In der That wurde man bald auf die Vermuthung geleitet, daß Joseph II. sich durch äußere Verhältnisse und ältere Verträge mit fremden Staaten nicht so gebunden glaube, um nicht von jeder Verpflichtung, die ihm lästig würde, bei günstiger Gelegenheit sich los zu machen, und seinen Unterthanen auch noch so feierlich verschloßne Quellen von Thätigkeit und Reichthum öffnen zu können. Niemand war bei dieser Beobachtung mehr interessirt, als die Stände des Deutschen Reichs, deren Rechte allein auf der unverletzlichen Heiligkeit alter Verträge beruhen. Freilich ging sie der Barriere-Traktat und die Freiheit der Schelde unmittelbar nichts an; aber sicher mußte es ihre Aufmerksamkeit wecken, wenn der große Staatsminister Josephs II. dem Holländischen Gesandten keinen andern Grund als den Willen seines Herrn anführte, warum der erstere Traktat nicht mehr gelten sollte, und wenn dann wirklich seine Gültigkeit aufhörte **). Auch war die Betrachtung sehr

*) Philos. Anmerk. und Abhandl. zu Cic. B. von den Pflichten, von Garve, B. III. 169.

**) In der öffentlich bekannt gewordnen Conversation ministerielle entre le Prince de Kaunitz et le Comte de Wassenaer heißt es: L'Empereur ne veut plus entendre parler de Barrieres. Elles n'existent plus.

natürlich, daß der Westphälische Friede nicht von höherm Alter und größerer Heiligkeit sey, als der Münsterische, dessen Vernichtung vor den Augen von Europa versucht wurde.“ *)

„Es wird jetzt der Grundsatz aufgestellt: Nur diejenigen Verträge dürfen gehalten werden, welche nicht wider die Rechte der Menschheit sind. Letztere werden mit folgender Laxität bestimmt: jedes Volk habe auch das Recht, alle übrigen Mitmenschen und ihre Güter, die sie nicht selbst brauchen oder haben wollen, sich zum Genuß zu verschaffen, und zu Beglückung andrer Menschen und Völker zu verwenden. — Ich will nicht erinnern, daß Handelstraktaten aus oft sehr guten Gründen geschlossen werden, und hierdurch alles vernichtet wird, was ein Volk zu Rettung oder Erwerbung wichtigerer Vortheile (oder die es für wichtiger hielt) einem andern eingeräumt. Es ist allgemein gefährlich, uns vom Buchstaben zu entfernen. Wer will die Nationen wider vorgefaßte Ideen oder Sophismen wahren, wenn der Feldherr einer unermeßlichen Armee sie wider ein Friedensinstrument braucht? Ein willkührlich angenommenes System wird scheinbar vorgetragen, findet beim Publikum einigen, bei einem großen Hof unbeschränkten Eingang; und nun würde alles ungültig, dessen die Staaten in andern Prinzipien eins geworden. Ein andrer könnte durch scharfsinnige und wohlgestellte Ausführung der Individual- oder Unterthanenrechte, die auch dem Soldaten einleuchtend gemacht würde, die Fürstengewalt und mit ihr die Ruhe aller Staaten an den Rand ihres Unterganges bringen. Alle Religionskriege und die meisten bürgerlichen Unruhen sind daraus entsprungen, weil den Urhebern erlaubt schien, sich unter irgend einem Vorwande von dem Buchstaben der Traktaten oder Fundamentalgesetze zu entfernen. Bei überhandnehmender Macht-Ungleichheit und unerhörter Erschütterung aller Vorstellungen und Begriffe ist so ein Grundsatz gefahrvoller als jemals. Wir sollten viel-

Der Holländische Gesandte antwortete umsonst, que jusqu' ici il avoit toujours crû, que les Traités etoient quelque chose.

*) Dohm über den Deutschen Fürstenbund. S. 19.

vielmehr trachten, das unbestimmte aufs unzweifelhafteste zu bestimmen.“ *)

7.

Vergrößerungssucht der Regenten.

Hinterl. W. B. VI. S. 24 u. 31.

— — Die Fürsten haben den beständigen Grundsatz, sich zu vergrößern, so viel es ihre Macht erlaubt. Obgleich diese Vergrößerung entweder nach der Lage der Staaten, oder nach der Macht der Nachbarn, oder nach dem glücklichen Zusammenfluß der Umstände, verschiedenen und unendlich mannigfaltigen Abänderungen unterworfen ist; so bleibt der Grundsatz nichts desto weniger unveränderlich, und die Fürsten lassen nie davon ab. Es kommt dabei auf ihren sogenannten Ruhm an; mit Einem Worte: sie müssen sich vergrößern. —

Der Geist der Menschen, und die Leidenschaften, welche sie regieren, sind immer dieselben; also müssen unausbleiblich auch dieselben Wirkungen daraus entspringen. Alles, was ich oben von den Künsten und dem Kriege gesagt habe, ist in Ansehung der Staatsklugheit großer Monarchieen noch gegründeter: sie ist immer dieselbe geblieben, es war immer ihr Hauptgrundsatz, alles zu verschlingen, um sich unaufhörlich zu vergrößern, und ihre Weisheit bestand darin, den Kunstgriffen ihrer Feinde zuvorzukommen, und ihr Spiel am feinsten zu treiben.

*) Darstellung des Fürstenbundes. S. 266.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 17. 20. 124. 141.

Ich frage: was kann einen Menschen reitzen, an seine Vergrößerung zu denken? Nach welchem Rechtsbegriffe kann er den Plan machen, seine Gewalt auf das Elend und Verderben andrer Menschen zu erheben? Wie kann er glauben, groß und ruhmvoll zu werden, wenn er nur Unglück um sich her wirkt? — Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen seine vorigen Staaten nicht wohlhabender oder reicher; seine Unterthanen haben keinen Gewinn davon, und er irret, wenn er sich einbildet, er selbst werde dadurch glücklicher. Wie viele Fürsten haben durch ihre Feldherren Provinzen einnehmen lassen, welche sie nie sahen! Solche Eroberungen bestehen gewissermaßen nur in der Einbildung, und haben für die Fürsten, die sie machen lassen, nichts Wirkliches. Sie kosten das Glück Vieler, um die Grillen eines einzigen Menschen zu befriedigen, der oft nicht einmal genannt zu werden verdient.

Gesetzt aber, dieser Eroberer unterwürfe die ganze Welt seiner Herrschaft; würde er diese eroberte Welt regieren können? So groß er als Fürst auch seyn mag, immer bleibt er ein sehr eingeschränktes Wesen; kaum wird er die Namen seiner Provinzen in's Gedächtniß fassen können, und seine Größe dient nur dazu, seine wahre Kleinheit desto offenbarer zu zeigen. Nicht die Ausdehnung des regierten Landes verschafft einem Fürsten Ruhm; nicht einige Meilen Landes mehr machen ihn groß: denn sonst müßten ja die

Men-

Menschen, welche die meisten Morgen Ackerlandes besitzen, am meisten hochgeachtet werden.

In den glücklichen Zeiten der Republik waren die Römer die einsichtsvollsten Räuber, die je den Erdboden verwüstet haben: sie erhielten durch Klugheit das, was sie durch Ungerechtigkeit erworben hatten; endlich aber widerfuhr ihnen, was allen Usurpatoren widerfährt: die Reihe unterdrückt zu werden kam auch an sie.

Es giebt zwei Arten der Vergrößerungen für einen Fürsten. Die eine geschieht durch Eroberung, wenn ein kriegerischer Regent durch die Macht seiner Waffen die Gränzen seines Gebiets weiter ausdehnt; die andere, durch eine gute Regierung, wenn ein arbeitsamer Fürst alle die Künste und Wissenschaften, wodurch die Staaten mächtiger und verfeinert werden, in seinen Landen in Flor bringt. Machiavells ganzes Werk enthält bloß Räsonnements über jene erste Art der Vergrößerung. Lasset uns auch etwas von der zweiten sagen, welche unschuldiger, gerechter, und wenigstens eben so nützlich ist, wie die erste. — —

Die, welche die Welt regieren, müssen dieselbe durch ihr Beispiel überzeugen; ihre Pflicht ist es, dem Publikum über die falsche Meinung von der Staatskunst die Augen zu öffnen, da diese nur das System der Weisheit seyn muß, ob man sie gleich gewöhnlich für den Katechismus des Betruges hält. Sie müssen die Subtilitäten und die Treulosigkeiten von den Verträgen entfernen, und der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, welche leider! sich fast gar nicht

mehr bei den Fürsten finden, ihre Kraft wiedergeben. Sie müssen zeigen, daß sie gar nicht die Länder ihrer Nachbarn begehren, sondern nur auf die Erhaltung ihrer eigenen Staaten höchst eifersüchtig sind. — Ein Fürst, der alles besitzen will, ist wie ein Magen, der sich mit Speisen überladet, ohne zu bedenken, ob er sie auch wird verdauen können. Ein Fürst, der sich auf die gute Regierung seiner Staaten einschränkt, gleicht einem Manne, der mäßig isset, und dessen Magen gut verdauet.

Die Neigungen und Leidenschaften der Menschen haben keine feste Gränzen; sie müssen durch Vernunft und äußern Zwang in Schranken gehalten werden, wenn sie andern nicht schaden sollen. Es ist demüthigend für das Menschengeschlecht, aber in der Erfahrung nur allzusehr gegründet, daß die Vernunft allein äußerst selten hinreicht, den Strom der Leidenschaften aufzuhalten. Ein Mensch, der sich an kein Zwangsgesetz gebunden hält, gleicht einem gefährlichen Raubthiere, welches, selbst gezähmt, noch immer zu fürchten ist. Nehmt einem Menschen den Zaum der Gesetze ab, und die Vernunft wird ein schwacher Zügel zur Hemmung der wilden Leidenschaften seyn.

Was sollte wohl Fürsten und Staaten, wenn sie durch keine Gewalt von außen beschränkt werden, von dem Mißbrauch ihrer willkührlichen Macht zurückhalten? — Leset die Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag, sie wird euch diese Frage beantworten. Friedrich sagt daher mit Recht: Der Geist der Menschen und die Leidenschaften, welche sie regieren, sind immer dieselben; es müssen also auch unausbleiblich dieselben Wirkungen daraus hervorgehen. — Daher ist der beständige Grundsatz der Fürsten, sich zu vergrößern, so viel es ihre Macht erlaubt.

Bei Lesung dieser schönen Stellen in Friedrichs Werken dringt sich aber sehr natürlich der Gedanke auf: War Friedrich nicht auch Eroberer? Vergrößerte auch er nicht sein Gebiet durch Besitznehmung fremder Provinzen? Handelte er also nicht seinen eignen Grundsätzen zuwider? —

Allerdings ist hier ein Widerspruch zwischen Handlungen und Grundsätzen, doch nicht in derselben Person. Denn was er als Mensch, als Philosoph mißbilligte, das mußte er als König thun. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu. Er selbst giebt die Beweggründe zu dem Kriege, welcher ihm den Besitz Schlesiens verschaffte, mit aller Unbefangenheit an, und die strengste Moral wird sie nicht verwerfen können. Bedrückungen von seinen mächtigern Nachbarn und Kränkungen mancherlei Art belehrten ihn, daß ein Regent seine Person und vorzüglich seine Nation in Achtung setzen muß, und daß die Mäßigung eine Tugend ist, welche, wegen Verderbniß der Zeiten, Staatsmänner nicht immer streng ausüben können *).

Auch die Theilung Polens im Jahre 1772 kann ihm in so fern nicht zum Vorwurf gereichen, weil er nicht der Urheber derselben war, und weil sie doch wahrscheinlich selbst wider seinen Willen zu Stande gekommen seyn würde. Oestreich und Rußland wollten dies Werk, und dem Könige war Westpreußen zu seinem Defensivstand sehr wichtig. Ich bin weit entfernt, sagt der Staatsrath Müller (Darstellung des Fürstenb. S. 271), entschuldigen zu wollen, was der unglückseligen Republik geschah; doch politisch läßt sich für den König das meiste anführen. — Friedrich erzählt die Veranlassung dazu also:

„Während Wien voll Plane und Ungarn voll Truppen war, rückten Oestreichische Kriegsvölker in Polen ein, und besetzten die Zipser Gespannschaft, auf die der Hof Ansprüche hatte. Ein so dreister Schritt setzte den Petersburger Hof in Erstaunen, und vornehmlich ward dadurch der Weg zu dem Theilungsvertrage gebahnt, welcher nachmals zwischen den drei Mächten zu Stande kam. Die Hauptursache war, einen allgemeinen Krieg zu verhüten, der im Begriff stand, auszubrechen; überdies mußte man nothwendig das Gleichgewicht der Macht unter so nahen Nachbarn erhalten;

*) Hinterl. W. B. I. S. 105.

erhalten; und da der Wiener Hof hinlänglich zu erkennen gab, daß er die gegenwärtigen Unruhen benutzen wolle, um sich zu vergrößern, so konnte der König nicht umhin, seinem Beispiele zu folgen. Die Kaiserin von Rußland nahm es übel, daß noch andre Truppen, als die ihrigen, es wagten, in Polen Gesetze zu geben, und sagte zum Prinzen Heinrich: wenn der Wiener Hof Polen zersplittern wolle, so hätten die übrigen Nachbarn des Königreichs das Recht, eben das zu thun. Diese Eröffnung kam zur rechten Zeit; denn nach reiflicher Ueberlegung war dies der einzige übrige Ausweg, neue Unruhen zu verhüten und Jedermann zufrieden zu stellen. Rußland konnte sich für die Kosten des Krieges mit den Türken schadlos halten; und statt der Wallachei und Moldau, die es nicht besitzen konnte, ohne eben so viel Siege über die Oestreicher, als über die Muselmänner erfochten zu haben, durfte es sich nur eine bequem gelegne Provinz von Polen auswählen, ohne sich abermals einem mißlichen Erfolge auszusetzen; man konnte der Kaiserin Königin eine an Ungarn gränzende Provinz anweisen, und dem Könige von Preußen ein Stück vom Polnischen Preußen, welches seine Staaten von einander trennte; und durch diese politische Ausgleichung der Wage blieb das Gleichgewicht zwischen den drei Mächten ungefähr dasselbe." *)

Diese Begebenheiten, die Eroberung Schlesiens und die Besitznehmung Westpreußens, scheint Herr Garve vor Augen gehabt zu haben, wenn er die Vergrößerungssucht der Regenten in Schutz nimmt, und mit politischen und philosophischen Gründen zu rechtfertigen sucht. Die Maximen, welche dieser Philosoph aufstellt, scheinen in Hinsicht auf jene Begebenheiten zwar ziemlich richtig zu seyn; aber als allgemein geltend dürften sie wohl schwerlich vertheidigt werden können. Er sagt: **)

Da nichts unsre Sicherheit so vollkommen außer Gefahr stellt, als die Schwäche unsers Feindes: so wird die Sorge für die Erhaltung des Staats oft erfordern, auch den zuerst anzugreifen, und ihn der Mittel, wodurch er uns schaden kann, d. i. des Reichthums und der Macht, zu berauben, von welchem wir

*) Hinterl. W. B. V. S. 49.

**) Philos. Anmerk. u. Abhandl. zu Cic. B. III. S. 156.

wir feindselige Gesinnungen vermuthen, oder den seine Lage zum Nebenbuhler unsers Staats macht. Sie kann auch selbst zuweilen erfordern, uns durch Eroberungen zu vergrößern, um mit den übrigen Mächten in eine gewisse Gleichheit zu kommen. Dies ist vielleicht der gerechteste Vorwand zu Eroberungen: und es kann oft mehr als Vorwand, es kann wirkliche Nothwendigkeit — und selbst das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechts kann dabei interessirt seyn, daß ein gewisser Staat sich vergrößre. So wie es einem Privatmann erlaubt ist, von den Regeln der gewöhnlichen Gerechtigkeit abzuweichen, wenn er dadurch seinem Vaterlande einen großen Vortheil verschaffen kann: so ist es vielleicht auch einem Staat erlaubt, sich über die Achtung, welche er dem Eigenthum oder dem alten Besitz seiner Nachbarn, auch selbst bei gewissen ihm zukommenden Rechten, schuldig ist, hinweg zu setzen, wenn mit seiner eignen Größe die Erhaltung, Sicherheit und das Glück vieler andern Staaten zusammenhängt. Dieser Fall wird zwar selten mit Gewißheit zu erkennen seyn: aber er ist doch möglich, er kommt vor; und diese Betrachtungen haben in der That in das Urtheil der Menschen über politische Verhandlungen und über das Unternehmen der Regenten Einfluß.

Es ist zum Beispiel, zur Sicherheit der Menschen, zur Verminderung der Kriege, oder zur Verminderung der Revolutionen, welche ehedem durch Kriege veranlaßt wurden, und die, wenn sie sich häufig ereignen, schlimmere Folgen als die Kriege selbst nach sich ziehen, nützlich, daß die unabhängigen Korpora eine gewisse Gleichheit der Macht haben, so wie ihre Rechte gleich sind. Eine Eroberung, welche einem schon unabhängigen aber zu schwachen Staat, der eben deswegen den Angriffen oder den Neckereien seiner Nachbarn immer ausgesetzt ist, einen solchen gelegnen Zusatz giebt, daß er erstlich seine eignen Bedürfnisse innerhalb seiner Gränzen vollständiger finde, und dann gegen die benachbarten Mächte in ein gleicheres Verhältniß komme: eine solche Eroberung, sage ich, kann durch die Gerechtigkeit, wie durch die Politik, gerechtfertigt werden. Sie kann nicht nur dem Lande selbst, zu welchem das neu erworbne Stück hinzu gesetzt worden, den Provinzen, welche von andern

dern Staaten abgerissen diesem inkorporirt werden, nothwendig, sondern auch ganz Europa und dem menschlichen Geschlecht überhaupt nützlich seyn: entweder weil dadurch der Friede dauerhafter und die Folgen des Krieges unbedeutender und unschädlicher werden; oder weil das Verkehr der Völker durch eine schicklichere und natürlichere Vertheilung derselben erleichtert wird." — So allgemein, wie sie hier ausgedrückt sind, scheinen diese Grundsätze doch bedenklich, und es gehört nicht viel Sophisterei dazu, um nach denselben jede Eroberung gerecht zu finden. Menschlicher und deswegen doch nicht weniger mit der Politik verträglich ist Herders Ausspruch *): Verwünscht seyn überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem civilisirten Europa wenigstens sollten sie durch einen allgemeinen Fürstenbund alle verbannt seyn. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen siebenjährigen Krieg schwer genug vertheidigt hat, möge die Reihe der Eroberer, als beinahe unübertrefflich, schließen! —

Auf ähnliche Art äußert sich Dohm über diese Materie **): Eroberungssucht ist immer ein Rechnungsfehler, und jeder Staat kann nicht wahrer, sichrer und bleibender vergrößert werden, als durch Benutzung und Entwickelung seiner natürlichen Kräfte. Dauerhafter Friede mit den Nachbarn ist hierzu nothwendige Bedingung, und dieser die Frucht von streng befolgter Gerechtigkeit in allen auswärtigen Verhältnissen. Bei den Staaten, wie bei den einzelnen Menschen, sind Tugend und wahre Glückseligkeit immer nur Synonime.

Alle wahrhaft große Regenten haben die Wahrheit erkannt, daß ein Staat durch Vermehrung und Concentrirung seiner innern Kräfte mächtiger werde, als durch Erweiterung seiner Gränzen. Ein merkwürdiges Beispiel einer so weisen Politik führt Friedrich an ***): Peter I. hatte sich ein Projekt entworfen, das vor ihm noch nie ein Fürst gefaßt hatte. Statt daß die Eroberer immer nur beschäftigt sind, ihre Gränzen

*) Briefe zur Beförderung der Humanität. Erste Samml. S. 137.

**) Ueber den D. Fürstenb. S. 96.

***) Hinterl. W. B. I. S. 55.

Gränzen auszudehnen, dachte er darauf, die seinigen einzuschränken; weil er sah, daß seine Staaten, in Vergleich gegen ihre große Ausdehnung, sehr schlecht bevölkert waren. Er wollte die zwölf Millionen Einwohner, die in diesem Kaiserthum auseinander gestreuet sind, zwischen Petersburg, Moskau, Kasan und der Ukraine zusammenziehen, um diesen Theil gut zu bevölkern und anzubauen. Zu vertheidigen würde derselbe leicht geworden seyn durch die Wüsteneien, welche ihn dann umgeben, und von den Persern, Türken und Tataren getrennt hätten. Dieses Projekt, wie mehrere andre, unterblieb durch den Tod dieses großen Mannes — Was wird die Nachwelt sagen, wenn sie diese solide Denkungsart, den geraden gesunden Menschenverstand dieses Kaisers mit der falschen Ruhmsucht seiner Nachfolger und andrer Fürsten vergleicht?

Friedrich Wilhelm I., welcher den Grund zu der Größe des Preußischen Hauses legte, dachte so wenig auf ungerechte Eroberungen und Acquisitionen, daß er vielmehr die schmeichelhaftesten Anträge dazu standhaft verwarf, wie wir unter andern in Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. I. S. 242 lesen, wo es von ihm heißt: Der König unterhandelte in Stockholm über den Frieden, und brachte ihn endlich zu Stande; allein seine Mäßigung verminderte seine Vortheile. Ilgen (s. Minister) stellte ihm, nach Minister-Sitte, unaufhörlich vor: er müsse seinen Vortheil benutzen; wenn er noch nicht nachgebe, so werde Schweden genöthigt seyn, ihm die Insel Rügen und die Stadt Wolgast abzutreten; und eben so könne er von den Dänen die Zollfreiheit im Sunde erhalten. Die Antwort, die der König eigenhändig hierauf gab, findet sich noch in den Archiven: „Ich bin mit dem Schicksale zufrieden, das mir die Gnade des Himmels ertheilt hat, und will mich nie auf Kosten meiner Nachbarn vergrößern.“

Goldne Worte, die in marmorne Tafeln gegraben und in allen Kabinettern zu lesen seyn sollten!

8.

Krieg.

Hinterl. W. B. VII. S. 149.

Die zwei Hunde und der Mensch.

Eine Fabel.

Zwei große Doggen waren einst
Bis zum Ermorden wohl ergrimmt.
Sie neiden sich um ihren Fraß,
Zerfleischen sich aus Hunger ganz
Um einen Knochen, den ein Schalk
Hin auf den Weg geworfen hat.
Aus ihrer offnen Kehle fließt
In ganzen Strömen Blut hervor;
Sie schreien laut, sie bellen wild,
Daß weit der Wandrer sie schon hört.

Ein Jemand der vorüber geht,
Und harte, rohe Laune hat,
Geräth in Wuth, faßt einen Stock,
Und prügelt blind und gradezu
Auf unsre beiden Kämpfer los,
Daß sie nur kaum dem Todt entgeh'n;
Ruft auch dabei in Einem fort:
„Je du verwünschtes Hundepack!
Verdammte Bullenbeißer ihr!
So macht, daß ihr nach Hause kommt!“
Von Zorne kocht der eine Hund;
Doch läuft er eilig weg, und sagt:
„Gestrenger gnäd'ger Herr, der Ihr
So unverschämt vermitteln wollt,
Erinnert Euch, daß unterm Mond,
Ein jeder das thut, was er kann.

Um Knochen streitet sich der Hund,
Und ihr — ihr führt um Länder Krieg."

Die Hunde reitzt zum Kampf nur das,
Was ihnen wirklich nöthig ist;
Doch uns — Schimären, oder Stolz.

B. X. S. 62.

(Aus einem Briefe an Voltaire.)

So lange Sie noch mit so vielen Kräften Blitze gegen die Kunst abschleudern, welche Sie die höllische nennen, werden Sie noch leben, und ich erst dann Ihr Ende für nahe halten, wenn Sie nicht länger mehr Schmähungen gegen die Rächer des Staats, gegen die Helden ausstoßen, die ihre Gesundheit, ihre Gliedmaßen und ihr Leben in Gefahr setzen, um ihren Mitbürgern das letztere zu erhalten. Da wir Sie verlieren würden, wenn Sie nicht mehr solche Sarkasmen gegen die Krieger ausstießen, so gestehe ich Ihnen das ausschließende Privilegium zu, Sich auf Kosten derselben lustig zu machen. Aber denken Sie Sich nur den Fall, daß der Feind im Begriff wäre, in die Gegend von Ferney einzudringen — würden Sie dann den Banditen, der Ihre Besitzungen vertheidigte und jenen von Ihren Gränzen zurücktriebe, nicht als Ihren Schutzgott betrachten? Ich sehe Ihre Antwort schon voraus; Sie werden sagen: es sey recht, daß man sich vertheidige, aber man müsse Niemanden angreifen. Rechnen Sie denn nur denen, die den Willen der Fürsten vollziehen, das Gehässige nicht zu, was die Befehle derj letztern haben können.

B. XI. S. 299.

(Brief an d'Alembert.)

Sehen Sie, das gehört zu dem Guten, welches der Krieg in der Christenheit bewirkt. Dieser Krieg kostet unermeßliche Summen: die Fürsten borgen; dann kommt ein neuer Krieg, und neue Schulden; man muß sie bezahlen; aber es fehlt an Geldquellen. Was soll man machen? Nichts bleibt übrig, als der Geistlichkeit ihre Reichthümer abzunehmen; und die Noth zwingt die Monarchen, dies einzige Mittel, welches ihnen übrig bleibt, zu ergreifen. Wäre unser Calvin ein Zeuge dieser Begebenheiten, so würde er sagen: „Bewundert, meine Brüder, die unerforschlichen Wege der Vorsehung! Das Wesen der „Wesen, welches den abscheulichen und gotteslästerlichen Aberglauben verabscheuet, in welchem die Kirche versunken liegt, bedient sich nicht der Stimme „der Weisen, um der Wahrheit Sieg zu bereiten; „sie hält es nicht werth, Wunder zu wirken, um den „eingewurzelten Irrthum zu ersticken. Welches Mittels bedient sie sich denn, um die Mönche zu vernichten, um zu machen, daß diese verworfnen und unreinen Werkzeuge der Schwärmerei von der Oberfläche der Erde verschwinden? Der Könige, meine „Brüder! das heißt, der unwissendsten Geschöpfe, die „auf dieser Kugel herumkriechen. Und wodurch lenkt „der große Demiurgos diese Unwissenden zu seinen „Absichten? Durch den Eigennutz, meine Brüder! „Diesmal, schändlicher Eigennutz, wirst du wenigstens „der Welt nützlich seyn, indem du die Leidenschaften

„jener

„jener Halbgötter der Welt reitzest, um das Vermö-
„gen der Priester zu plündern! Du bewaffnest sie mit
„dem zerstörenden Schwerte, womit sie jene schänd-
„liche Brut zernichten, deren ruchloser Bauch und
„gierige Eingeweide unaufhörlich mit Fleisch und mit
„Blut vollgepfropft waren. Oder Tiefe! u. s. w.“

B. XI. S. 249.

(Aus einem Briefe an d'Alembert.)

Was unsern Krieg betrifft, so kann ich Ihnen doch nicht gar viel davon sagen. Ich betrachte mich als ein Werkzeug in der Hand des Schicksals, welches in der Verkettung der Ursachen gebraucht wird, ohne daß es selbst den Zweck und die Folgen der Arbeiten kennt, zu deren Bewerkstelligung man es anwendet. Das ist ein aufrichtiges Bekenntniß, so wie die Staats- und die Kriegsmänner es selten ablegen; aber es stimmt sehr mit der Wendung so mancher Unternehmungen überein, welche von mehrern Regenten vor mir gewagt worden, und deren Entwickelung die Geschichte uns so ganz anders darstellt, als die ersten Urheber der Plane sie sich gedacht hatten. So drückend auch für mein Alter die Last des Krieges seyn mag; so werde ich sie munter tragen, wenn ich nur durch meine Anstrengung den Frieden und die Ruhe von Deutschland begründe. Man muß den despotischen Grundsätzen einer willkührlichen Regierung einen Damm entgegen setzen; man muß einer übermäßigen Ehrsucht, die keine andre Gränzen kennt,

als eine Gewalt, die stark genug ist, ihr Einhalt zu thun, einen Zaum anlegen: das heißt, es muß zum Schlagen kommen.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 162.

Es stände sehr glücklich um die Welt, wenn die Unterhandlung das einzige Mittel wäre, sich Gerechtigkeit zu verschaffen und Frieden und Eintracht unter den Nationen wieder herzustellen. Man würde dann Gründe statt der Waffen gebrauchen; man würde dann bloß mit einander disputiren, anstatt einander todt zu schlagen. Aber eine traurige Nothwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausamern Ausweg zu betreten: es giebt Fälle, wo man die Freiheit der Völker, welche ein Andrer ungerechter Weise unterdrücken will, mit den Waffen vertheidigen muß; wo man das, was die Unbilligkeit der Sanftmuth verweigert, durch Gewalt sich zu verschaffen genöthigt ist; wo die Fürsten die Sache ihrer Nationen dem Schicksale der Schlachten überlassen müssen. In solchen Fällen bekommt der anscheinend falsche Satz Wahrheit: daß ein guter Krieg einen guten Frieden verschafft und bestärkt.

Die Ursache macht einen Krieg gerecht, oder ungerecht. Oft verblenden Ehrsucht und Leidenschaften den Fursten die Augen, und malen ihnen die gewaltthätigsten Handlungen mit den vortheilhaftesten Farben. Immer aber bleibt der Krieg nur der letzte Ausweg in der Noth; daher muß man ihn nur mit Vorsicht, nur in den ganz verzweifelten Fallen anwenden;

wenden; man muß genau untersuchen, ob man durch eine Täuschung des Stolzes, oder durch eine gründliche und unumgänglich nöthige Ursache dazu bewogen wird.

Es giebt Vertheidigungs-Kriege, und diese sind ohne Zweifel die allergerechtesten.

Es giebt Kriege wegen eines Staatsinteresse: nehmlich wenn die Könige gewungen sind, die ihnen streitig gemachten Rechte selbst zu behaupten. Sie führen dann ihren Proceß mit bewaffneter Hand, und Schlachten entscheiden über die Gültigkeit ihrer Rechtsgründe.

Es giebt Kriege aus Vorsicht; und die Fürsten handeln weise, wenn sie dergleichen führen. Sie sind zwar der angreifende Theil, aber darum nicht minder gerecht. Wenn die übermäßige Größe einer Macht bald aus ihren Ufern treten zu wollen scheint, und den Erdball zu überschwemmen droht; dann ist es der Klugheit gemäß, ihr Dämme entgegen zu setzen, und den stürmischen Lauf eines reißenden Stroms aufzuhalten, so lange man es noch im Stande ist. Man sieht Wolken zusammenziehen; man sieht, wie ein Donnerwetter entsteht, und wie die Blitze es schon ankündigen. Kann dann der Fürst, den diese Gefahr bedroht, nicht ganz allein das Ungewitter abwenden, so wird er, wenn er weise ist, sich mit allen denen vereinigen, welchen gleiche Gefahr gleiches Interesse giebt. Hätten die Könige von Aegypten, von Syrien und von Macedonien sich gegen die Römische Macht verbunden, so wäre diese nie im Stande ge-

wesen, jene Reiche umzustürzen: ein mit Weisheit verabredetes Bündniß und ein mit Nachdruck geführter Krieg hätten jene ehrsüchtigen Entwürfe zertrümmert, deren Erfüllung die damals bekannte Welt in Ketten legte.

Es ist der Klugheit gemäß, das geringere Uebel dem größern vorzuziehen, so wie die sicherste Partie zu wählen und die ungewisse zu verlassen. Ein Fürst thut also besser daran, wenn er, so lange es ihm noch frei steht zwischen dem Oelzweige und dem Lorbeerkranze zu wählen, einen Angriffskrieg unternimmt, als wenn er bis auf hoffnungslose Zeiten wartet, wo eine Kriegserklärung seine Sklaverei und seinen Untergang nur auf einige Augenblicke verzögern kann. Es ist ein ausgemachter Grundsatz, daß zuvorkommen besser ist, als sich zuvorkommen lassen; und immer haben die großen Männer sich wohl dabei befunden, wenn sie ihre Macht gebrauchten, ehe ihre Feinde Einrichtungen treffen konnten, die ihnen die Hände gebunden und die Kräfte geraubt hätten.

Viele Fürsten sind mit in die Kriege ihrer Bundsgenossen verwickelt worden, weil sie durch Verträge sich verpflichtet hatten, ihnen eine gewisse Zahl Hülfstruppen zu stellen. Da die Regenten der Bündnisse nicht entbehren können, indem kein einziger in Europa sich durch seine eignen Kräfte erhalten kann, so versprechen sie, im benöthigten Falle sich gegenseitig Hülfe zu leisten: und dies trägt zu ihrer Sicherheit, zu ihrer Erhaltung bei.

Der

Der Erfolg entscheidet, welcher von den Alliirten die Früchte des Bündnisses genießt. Diesmal begünstigt ein glücklicher Umstand den Einen Theil; und zu einer andern Zeit hilft eine günstige Gelegenheit dem andern Bundesgenossen. Rechtschaffenheit und Weltklugheit fordern also auf gleiche Weise von den Fürsten, daß sie die Verträge treu und heilig halten, ja sie selbst auf das gewissenhafteste erfüllen; und das um so mehr, da sie durch Bündnisse im Stande sind, ihren eignen Völkern wirksamern Schutz zu geben.

Alle Kriege, welche keinen andern Zweck haben, als die ungerechten Besitznehmer zurückzutreiben, die gesetzmäßigen Rechte unverletzt zu erhalten, die allgemeine Freiheit sicher zu stellen, und sich vor den Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten der Ehrsüchtigen zu retten; alle diese Kriege, sage ich, werden sich also mit der Gerechtigkeit vertragen. Die Fürsten, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an dem vergossenen Blute: sie handeln der Nothwendigkeit gemäß; und in solchen Umständen ist Krieg ein geringeres Uebel als Friede.

S. 166.

Der Krieg überhaupt ist so fruchtbar an Unglück, sein Ausgang so unsicher, seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten nicht genug vorher nachdenken können, ehe sie sich darauf einlassen. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Truppen im feindlichen Lande begehen, sind nichts in Vergleich mit dem Elende, das für die Staaten der kriegführenden Für-

sten selbst geradezu daraus entspringt. Kurz, ein Krieg ist ein so bedeutender, so wichtiger Schritt, daß man nicht genug erstaunen kann, wie so viele Könige sich so leicht dazu entschlossen haben.

Ich bin überzeugt, daß die Monarchen, wenn sie ein wahres und getreues Bild von allem dem Elende sähen, das nur eine einzige Kriegserklärung über die Nationen bringt, im Innersten davon gerührt seyn würden.

Ihre Einbildungskraft ist nur nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, welche sie nie gekannt haben, und gegen welche ihr Stand sie sichert, nach der Natur zu schildern. Wie sollten sie etwas von den Auflagen empfinden, welche das Volk drücken? ferner von dem Wegnehmen der jungen Mannschaft im Lande, durch das Rekrutiren? von den ansteckenden Krankheiten, wodurch die Heere zu Grunde gerichtet werden? von den Gräueln einer Schlacht, und von manchen noch mörderischern Belagerungen? von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Gliedmaßen, der einzigen Werkzeuge ihres Fleißes und ihres Erwerbes, beraubte? von dem Kummer der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren? von dem Verluste so vieler für den Staat brauchbarer Menschen, welche das Schwert des Krieges vor der Zeit wegrafft? —

Die Fürsten sind ja nur in der Welt, um die Menschen glücklich zu machen, und sollten daher erst alles wohl überlegen, ehe sie dieselben, aus thörichten

und

und nichtigen Gründen, dem Fürchterlichsten, was die Menschheit kennt, aussetzten.

Die Regenten, welche ihre Unterthanen für Sklaven halten, opfern sie ohne Erbarmen auf, und sehen sie unbekümmert fallen; die Fürsten aber, welche die Menschen als ihre Brüder, und das Volk als den Körper betrachten, dessen Seele sie sind: diese gehen haushälterisch mit dem Blute ihrer Unterthanen um.

S. 270.

Wie? sollten die Menschen nur geschaffen seyn, um die Eitelkeit eines Einzigen aus ihrer Mitte zu befriedigen? Nein, Menschenblut ist zu kostbar, um in jedem Augenblicke vergossen zu werden, um nur den Vergrößerungsdurst eines ehrgeitzigen Fürsten zu stillen. Nur die Nothwendigkeit rechtfertigt ein solches Verfahren, und diese findet nicht eher Statt, als wenn ein ungerechter Feind seine Kräfte anstrengen will, ein unschuldiges Volk zu unterdrücken, und einen Fürsten, der ihn nicht im mindsten beleidiget hat, anzugreifen.

Indeß, so tadelnswerth auch die Männer sind, die einen so falschen Begriff von dem Ruhme haben, so muß man sie doch ohne Bedenken jenen kriechenden Seelen vorziehen, welche, nur um sich zu bereichern, Krieg wünschen oder führen. Es giebt kein Verbrechen, das abscheulicher wäre, oder die Menschheit stärker empörte. Welche Grausamkeit, so viele achtungswerthe Mitglieder eines Staates und des Vaterlandes ermorden zu lassen, um sich einen Schatz zu sam-

meln! Wie ist es möglich, daß die Natur solche Seelen schaffen kann! Sie sollten auf die schrecklichste Art aus der Anzahl der Lebendigen vertilgt werden. Aber die Natur verachtet und verabscheuet diese Ungeheuer. Selbst der Preis ihrer Niederträchtigkeiten schreiet im Namen der Unglücklichen, die sie ihrer unersättlichen Habgier aufgeopfert haben, um Rache. Das Gold und Silber, das sie durch ihre Grausamkeiten zusammenhäuften, wirft ihnen immer ihr schwarzes Verbrechen vor; und die Vergnügungen, die sie daraus zu schöpfen glauben, müssen sich in ein nagendes Gift verwandeln, das ihnen die schrecklichste Bitterkeit beimischt, um jene Wesen zu vernichten, die, weil sie die menschliche Natur ablegen, nur mit wilden Thieren verglichen zu werden verdienen. Ja, ich sage ganz dreist und auf die Gerechtigkeit meiner Sache gestützt: jeder, der das Kriegeshandwerk aus einer von diesen schrecklichen Absichten (entweder um seine Eitelkeit zu befriedigen, oder um Schätze aufzuhäufen) ergreift, muß aus der Anzahl der Menschen vertilgt werden, und verdient, als ein Schandfleck der Natur, nur die tiefste Verachtung.

S. 277.

Doch, wenn wir auch annehmen, der Krieg veranlasse viele Verbrechen, so glaube ich doch, das Gute, das aus einem gerechten entspringt, ersetze alles das Böse, das er verursacht. Nein, alle jene sinnreichen Einwürfe, die man gegen den Krieg macht, sind nichts weniger, als gegründet. Hiervon wird

man völlig überzeugt werden, wenn man einige Aufmerksamkeit auf die so eben vorgetragenen Räsonnements wenden will. Doch man wird, glaube ich, erstaunen, wenn ich sogar beweise, daß der Krieg Vortheile für die menschliche Gesellschaft haben kann. Es ist bekannt, daß Alles, und selbst das Böse, sein Gutes hat; folglich läßt sich gar nicht zweifeln, daß auch der Krieg, wie jede andre menschliche Handlung, das seinige haben muß. Daß er für die menschliche Gesellschaft vortheilhaft seyn kann, berechtigt zwar noch Niemanden, ihn jeden Augenblick anzufangen; aber wenigstens wird es doch beweisen, er sey nicht so abscheulich, als man ihn ausgiebt, und habe außerdem, daß er den Unschuldigen beschützt, auch noch andre Seiten, die ihn achtungs- und lobenswerth machen.

S. 337.

— — Es giebt mehrere Fälle, wo Kriege nothwendig sind. Ein Fürst muß seine Bundesgenossen vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Seine eigne Erhaltung verpflichtet ihn, mit den Waffen das Gleichgewicht der Macht zwischen den Europäischen Souveränen zu erhalten. Es ist seine Pflicht, seine Unterthanen gegen feindliche Einbrüche zu vertheidigen; auch ist er im höchsten Grade befugt, seine Gerechtsame, Erbfolgen, die man ihm streitig macht, oder sonst etwas Aehnliches dadurch zu behaupten, daß er die Ungerechtigkeit, die man an ihm begeht, mit Gewalt von sich abwehrt. Was für einen Schiedsrichter haben denn die Monarchen? Wer soll

ihre

ihre Streitigkeiten schlichten? Da sie ihre Sache vor kein Tribunal bringen können, das mächtig genug wäre, ein Urtheil über sie zu fällen und es zu vollziehen; so kehren sie in die Rechte des Naturstandes zurück, und die Entscheidung wird der Stärke überlassen. Wer nun gegen solche Kriege eifert, und die Souveräne, die dergleichen führen, schmähet: der verräth mehr Haß gegen die Könige, als Mitleiden und Menschlichkeit gegen die Völker, die mittelbar darunter leiden. Würde unser Philosoph es billigen, wenn ein Souverän sich aus Kleinmüthigkeit seiner Staaten berauben ließe, die Ehre, den Vortheil und den Ruhm seiner Nation dem Eigensinne seiner Nachbarn aufopferte, und durch unnütze Bemühungen den Frieden zu erhalten, sich, seinen Staat und sein Volk zu Grunde richtete? Mark-Aurel, Trajan und Julian führten ohne Unterlaß Krieg; und doch werden sie von den Philosophen gelobt. Warum tadeln denn diese nun die neuern Souveräne, wenn sie darin dem Beispiele, das jene gaben, folgen?

S. 340.

Sie deklamiren gegen den Krieg. Er ist an und für sich selbst verderblich, aber ein Uebel, wie jene anderen Geißeln des Himmels, die man als nothwendig bei der Einrichtung dieser Welt ansehen muß, da sie sich periodisch zeigen, und da bis jetzt noch kein Jahrhundert sich rühmen kann, von ihnen befreiet gewesen zu seyn. Wenn Sie einen ewigen Frieden einführen wollen, so müssen Sie Sich in eine idealische

sche Welt begeben, wo das Dein und das Mein unbekannt sind, wo die Fürsten, ihre Minister und ihre Unterthanen alle keine Leidenschaften haben, und wo man allgemein der Vernunft folgt. Oder treten Sie auch den Projekten des verstorbenen Abbé de St. Pierre bei; und ist Ihnen, weil er ein Priester war, auch das zuwider, so lassen Sie alles seinen Gang gehen: denn in dieser Welt müssen Sie erwarten, daß es Kriege geben wird, wie es immer dergleichen gegeben hat, seitdem die Handlungen der Menschen uns aufgezeichnet und bekannt geworden sind.

So ein schreckliches Uebel der Krieg uns scheint, so sehr der Menschenfreund auch wünschen muß, ihn von der Erde verbannt zu sehen: so kann man doch nicht läugnen, daß er nothwendig, oft gerecht und nie ohne gute Folgen ist, welche mehrentheils das von ihm unzertrennliche Ungemach weit überwiegen. Wer unmittelbar darunter leidet, wer den Gräuel-Scenen desselben dem Ort und der Zeit nach nahe ist, kommt freilich leicht in Versuchung, ihn nur einseitig zu betrachten; aber ein entfernterer Standpunkt, ein weiterer Gesichtskreis zeigt ihn uns in einem andern Lichte.

Die Französischen Encyklopädisten, und namentlich auch Voltaire, äußerten über den Krieg sehr unphilosophische Urtheile in den härtesten Ausdrücken. Sie nannten die Soldaten privilegirte und besoldete Räuber, und ihre Anführer Häupter von Räuberhorden *). Friedrich nahm daher Gelegenheit, die Nothwendig-

*) Ich kann mich nicht enthalten, Voltaires Räsonnement über den Krieg hier beizufügen:

Alle Thiere leben in beständigem Kriege. Eine Gattung verzehrt die andere. Alle, die Hummel und Taube sogar, verschlingen eine ungeheure Menge unmerklich

wendigkeit der Kriege, und ihre Rechtmäßigkeit in gewissen Fällen, darzuthun, und wer seine Gründe mit

lich kleiner Thierchen. Die Männchen befehden sich wegen der Weibchen, wie Menelaus und Paris. Luft, Erde, Wasser — überall Verwüstung.

Gott hat dem Menschen Vernunft gegeben. Scheint es nicht, als ob sie ihn vor der Erniedrigung bewahren sollte, den Thieren nachzuahmen? Hat er Waffen von der Natur, seines Gleichen zu tödten? Führt ihn sein Instinkt zum Blutdurst?

Und doch ist der mörderische Krieg sein schreckliches Erbtheil, seine abscheulichste Eigenschaft! Kaum zwei oder drei Nationen ausgenommen — und alle haben sich eine die andere aufzureiben gesucht. In der Sprache der Canadier sind Mensch und Krieger Synonime. Bei uns war es Räuber und Soldat. Manichäer! ihr seyd entschuldigt!

Laßt den größten, den erklärtesten Schmeichler gegen mich auftreten! Und doch wird er mir gestehen müssen, daß Pest und Hungersnoth die schrecklichen Begleiter des Krieges sind; wenn er nur einmal die Lazarethe einer großen Armee, und die Dörfer oder Flecken durcheilte, in deren Gegend so eben eine große Schlacht gehalten wurde.

Ha! über die schöne herrliche Kunst! welche die Felder verwüstet, die Wohnungen zerstört, und ein Jahr in das andre gerechnet, von hundert tausend Menschen vierzigtausend der Schlachtbank überliefert.

Ein Genealogist beweist einem Fürsten, daß er in gerader Linie von einem Grafen abstamme, dessen Eltern vor drei bis vier hundert Jahren mit einem erloschenen Hause einen Familienvertrag gemacht hätten. Dieses Haus hatte entfernte Ansprüche auf eine Provinz, deren letzter Beherrscher am Schlage starb. Was ist klarer als dieses Recht? Der Fürst und seine Räthe begreifen es ohne Schwierigkeit.

Vergebens protestirt die Provinz, die ein Paar hundert Meilen von ihm liegt, daß sie ihn nicht kenne, daß sie keine Neigung spüre, ihn zum Herrn zu haben, daß man doch wenigstens die Einwilligung derer haben müsse, denen man Gesetze geben wolle.

Der Fürst erfährt das nicht einmal. Sein Recht ist unwidersprechlich. Ohne Anstand rafft er eine halbe

Million

mit unbefangenem Gemüthe lieset, wird ihm seinen Beifall nicht versagen können. Dabei leuchtet überall sein

Million Menschen zusammen, die er leicht findet, weil sie nichts zu verlieren haben, steckt sie in Röcke von grobem blauen Tuche, die Elle zu sechs Groschen, läßt ihre Hüte mit groben weißen Schnüren einfassen, exerzirt sie: schwenkt euch! Rechts! Links! und marschirt nun frisch auf den Heldenruhm los.

Die andern Fürsten hören von diesen Zurüstungen, nehmen nach Maßgabe ihrer Kräfte ebenfalls Theil daran, und bedecken einen kleinen Strich Landes mit mehr besoldeten Mördern, als die Dschengiskan, Tamerlan und Bajazet nicht bei sich hatten.

Zu den entferntern Völkern erschallt nunmehr die Nachricht, daß man einander zu Leibe geht. Es giebt zwei bis drei Sechser den Tag zu verdienen, wer mit will! Stracks theilen sie sich in zwei große Haufen, wie Schnitter, und verkaufen ihren Dienst an jeden, der sie bezahlen will.

Diese Haufen erbittern sich nunmehr, wüthen gegen einander, und sind einer auf den andern so teuflisch erpicht, als wenn es einen Vatermord zu rächen gäbe. Und doch verlieren und gewinnen sie nichts bei der Sache, und wissen nicht einmal, worüber das alles herkommt.

Da sind fünf bis sechs kriegführende Mächte, bald drei gegen drei, bald zwei gegen viere, bald eine gegen fünfe. Eine die andre verwünschend, bald verbunden, bald angreifend — aber alle darüber einig so viel Böses, als möglich, zu thun.

Und nun das Sonderbarste bei diesem höllischen Unternehmen! Jeder Anführer dieser Mörderbanden läßt seine Fahnen einsegnen, und ruft Gott an, sein Gedeihen zur vorhabenden Metzelung zu geben. Hat er nie das Glück zwei bis drei tausend Menschen schlachten zu lassen; so bekommt sein Gott keinen Dank. Sind aber so ein zehn bis zwölf tausend durch die Gnade des Höchsten erschossen oder niedergehauen, und aus besondrer göttlichen Güte noch eine Stadt von Grund aus verwüstet: so erschallt ein ziemlich langer Lobgesang *) in einer Sprache, die keiner seiner Spießgesellen versteht, und die zum Ueberfluß noch voller Barbarismen

*) Te deum laudamus,

sein menschliches gefühlvolles Herz hervor, welches Grausamkeiten und ungerechte Kriege verabscheuet.

Der

rismen ist. Wohl zu merken, daß dieser Lobgesang auch bei Hochzeiten und Geburten gebraucht wird.

Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, Ehrbarkeit, Sanftmuth, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Weisheit — was gehen mich die an, indeß ein halbes Pfund Blei auf sechshundert Schritte von mir abgeschossen, mich Armen zerschmettert; indeß ich unter höllischen Schmerzen neben sechstausend Andern ersterbe; indeß meine Augen sich zum letztenmal öffnen, um meine Vaterstadt mit Feuer und Schwert verheert zu sehen, und die letzten Töne, die an mein Ohr schlagen, das Jammergeschrei und Wehklagen meiner Gattin und Kinder sind, die unter den Ruinen begraben werden. — Und das alles für die vermeinte Sache eines Menschen, den wir nicht kennen!

Das Schlimmste bei dem allen? — daß der Krieg eine unvermeidliche Geißel ist. Der berühmte Montesquieu meint, man dürfe seine Nachbarn mit Feuer und Schwert angreifen, sobald man befürchten könne, daß sie zu blühend und zu mächtig würden. Wenn das der Geist der Gesetze ist, so sind es die Gesetze eines Borgia und Machiavell. Hat Montesquieu unglücklicher Weise die Wahrheit gesagt, so muß man dennoch dawider schreiben, und wenn sie selbst durch Thatsachen bestätigt würde.

Nein, meine Freunde! der Krieg wäre ja offenbar ungerecht. Eure Nachbarn tödten wollen, damit sie — die euch unangegriffen ließen — nicht im Stande sind es zu thun. Euer Land ins Unglück bringen, um ein andres ohne Ursache zu verwüsten. Das wäre ja weder anständig noch ersprießlich. Ihr wißt! man kann nicht immer für den Erfolg stehn.

Wird euer Nachbar in Friedenszeiten zu mächtig, wer verwehrt es euch, ihm nachzuahmen. Wenn er Allianzen gemacht hat, thut es auch! Hat er mehr Mönche, mehr Manufakturisten und Soldaten, macht es eben so. Uebt er seine Matrosen, laßt Eure nicht müßig. Das ist alles sehr gut.

Aber euer Volk dem schrecklichsten Elend auszusetzen, in der so oft chimärischen Hoffnung euren lieben Bruder, den Durchlauchtigsten großmächtigsten Nachbar caput zu machen — welche Thorheit!

Der Gedanke an unnöthig vergossenes Menschenblut reißt ihn zu einem edlen Unwillen hin, der in die nachdrücklichen Worte ausbricht: Jeder, der entweder um seine Eitelkeit zu befriedigen, oder um Schätze aufzuhäufen, Krieg führt, muß aus der Anzahl der Menschen vertilgt werden, und verdient, als ein Schandfleck der Natur, die tiefste Verachtung. — Wie viele Minister und Fürsten hätten nach Friedrichs Urtheil den Tod verdient, wenn sie nicht über das Schicksal gemeiner Verbrecher erhaben wären!

Dergleichen Erklärungen, welche über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen keinen Zweifel übrig lassen, schützten ihn doch nicht gegen den Vorwurf ungerechter und in eitler Absicht unternommener Kriege, welchen seine Feinde ihm machten, und den selbst viele seiner Verehrer nicht immer von ihm abzulehnen wußten, weil er meistens der angreifende Theil war. Hierüber rechtfertigt er sich aber hinlänglich in einer andern Stelle, wo er sagt: Was den so fürchterlichen Namen: Anfänger des Streits, betrifft, so war das ein leeres Schreckbild, welches nur furchtsame Seelen täuschen konnte, und worauf man in einer so wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankam, gar keine Rücksicht nehmen durfte. Denn der wahre erste Anfänger ist ohne Zweifel derjenige, der uns zwingt die Waffen zu ergreifen, und ihm dadurch zuvorzukommen, daß wir einen minder beschwerlichen Krieg unternehmen, um einen gefährlichern zu vermeiden, weil man aus zwei Uebeln das kleinste wählen muß. (Hinterl. W. B. III. S. 74) — Der Krieg überhaupt, ohne weitere Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit desselben, ist nothwendig, um das Menschengeschlecht bis zu einem gewissen Grade der Kultur zu erheben. Ohne die innern Gründe, die in der Natur der Sache liegen, hier erst besonders zu entwickeln, berufe ich mich bloß auf die Erfahrung. Keine Nation auf der Erde ist ohne Krieg kultivirt worden, und die wenigen Völkerstämme, welche bis jetzt noch keine Kriege führen, befinden sich auch noch in ihrem ersten rohen Naturstande, oder nicht viel besser, und werden sich schwerlich ohne Krieg aus diesem Zustande herausreißen. So urtheilt unter andern Forster über

die dereinstige Kultivirung der armen Feuerländer *).

Die Wilden kriegen häufiger und mit größrer Erbitterung, als kultivirte Völker; auch geben jene mehr Beweise von persönlicher Tapferkeit, von Muth und körperlicher Stärke. Bei fortschreitender Kultur siegen die Vorzüge des Geistes über die Eigenschaften des Körpers, und die Klugheit des Anführers entscheidet im Kriege mehr, als die Bravour der Einzelnen. Zuletzt bildet die Kriegskunst den großen Haufen zu Maschinen, deren Bewegungen ganz von dem Wink einiger Wenigen abhangen. Alsdann werden die Kriege menschlicher geführt, und wegen der großen Kosten, welche die Vervollkommnung der Kriegeskunst nothwendig macht, auch seltner. Eröffnet uns dies nicht die frohe Aussicht in die Zukunft, daß eine noch höhere Stufe der Kultur und Aufklärung vielleicht die Kriege (jedoch nicht den Militärstand und das Studium der Kriegeskunst) gänzlich aufheben wird? Sollte nie die Zeit kommen, wo man sich auch der Lügen in Krieges-Manifesten schämen wird, da man sich jetzt gewöhnlich schon schämt, die wahren Ursachen eines Krieges öffentlich anzugeben? Das hieße in der That, eine gar zu schlechte Meinung von dem menschlichen Geschlechte hegen, wenn man diese Hoffnung ganz wegwerfen wollte. Schon wagt es in Europa kein Regent mehr, Religionskriege zu führen, oder nur die Religion zum Vorwand eines Krieges zu nehmen: und das verdanken wir der Aufklärung. Noch einige Schritte weiter, und man wird es hoffentlich nicht mehr wagen, das Wohl des Landes, das Glück der Nationen, zum Deckmantel der Ehrsucht und der Ländergier zu gebrauchen. Auch Friedrich schien diese goldne Zeit von dem Einflusse der Wissenschaften auf die Sitten der Menschen zu erwarten. Hinterl. W. B. VI. S. 167.

Noch zeichnen wir einige wichtige Betrachtungen des Herrn Garve über diesen Gegenstand aus. **)

Obgleich der Krieg derjenige Zustand ist, wo jede Nation die Absicht hat und erklärt, der andern so viel Schaden

*) Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 501-502.

**) Philos. Anmerk. u. Abhandl. B. III. S. 175. 189. 209.

Schaden zu thun, als sie kann: so sind doch gewisse Waffen, gewisse Arten zu fechten, als unerlaubt angesehen worden. Es ist einer von den vielen Widersprüchen, von welchen das menschliche Leben, und besonders das politische, voll ist, daß, da dasjenige, was in der Ungerechtigkeit das Wesentlichste ist, die Beleidigung der Personen und Güter, der Eingriff in fremdes Eigenthum, nie mit Schande gebrandmarkt, nie gewissenhaft vermieden werden, die Nationen und die Fürsten sich Skrupel gemacht haben, über die weniger oder mehr rechtmäßigen Mittel, mit denen sie sich Unrecht thun könnten. Die Ursache erklärt sich, wenn man Acht giebt auf das, was unter einzelnen Menschen vorgeht, die noch im Verhältnisse des Naturstandes gegen einander sind; was bei denjenigen Beleidigungen im bürgerlichen Leben geschieht, die, da sie durch Gesetze nicht verhütet, durch Strafe und richterliche Entscheidung nicht gut gemacht werden können, noch immer die Selbstvertheidigung auffordern, ich meine bei denen der Ehre. Die Kriege sind, wie die Duelle, nicht bloß angesehen worden als Mittel Nationalstreitigkeiten und Processe zu entscheiden, sie sind nicht bloß Arten zu acquiriren, sie sind nicht immer Ausbrüche der Rache und des Nationalhasses: sondern sie sind auch oft Arten von Kampfspielen gewesen, wo die Nationen sich gegen einander gemessen haben. Diese Art den Krieg zu betrachten, die an sich ungereimt ist, hat auf der einen Seite die Kriege vervielfältigt, wenigstens gemacht, daß die Nationen ohne eignes großes Interesse, an den Leidenschaften und Absichten ihrer Souveräns, oder an den Ränken ihrer Parthei-Häupter und Großen, mehr und wie liger Theil genommen: auf der andern aber hat sie auch vornehmlich beigetragen, die Kriege menschlicher zu machen, und ihnen gewisse Gesetze vorzuschreiben. Wo die Ehre sich ins Spiel mischt, da ist des Streitens und Zankens kein Ende. Denn mit einem Processe wird man fertig, oder man wird desselben müde; der Zorn besänftigt sich: aber die Rechthaberei, die Begierde nach Vorzug hört niemals auf. — Hingegen wird der Streit auch artiger, mit mehr Schonung, mit weniger Erbitterung geführt. Je höher das Kriegshandwerk geschätzt wird; je mehr Nationen und einzelne Personen in kriegerischen Thaten Ehre suchen: desto enger werden auch (wofern Sittlichkeit

in ihrem Privatleben herrscht) die Schranken gesetzt, innerhalb deren sich die Kämpfer halten müssen; desto genauer werden die Waffen ausgesucht; desto mehr Höflichkeit und selbst Galanterie mischt sich unter das Morden und Blutvergießen. — Aber die Gränzlinien des Erlaubten und Unerlaubten, des Ruhmvollen und des Schädlichen laufen nirgends so seltsam durch einander. Die Begriffe, welche die Nationen über den Ehrenpunkt im Kriege gehegt haben, und noch hegen, lassen sich schwerlich in Uebereinstimmung bringen, oder aus Gründen rechtfertigen. Zuweilen kann man auf die Spur kommen, wie sie entstanden sind.

Kriegeslisten, die immer eine Art von Betrug und die Heimlichkeit des Angriffs in sich schließen, nächtliche Ueberfälle bei welchen Unbewaffnete ohne Widerstand niedergemetzelt werden, und das Spionenhalten, wobei man oft Verräther macht, sind nie als unerlaubte oder unrühmliche Mittel zu seinem Zwecke zu gelangen, angesehen worden. Aber einen Diener, einen Unterthan des Feindes zum Meuchelmord brauchen, oder wenn er sich anbietet, wie der Arzt des Pyrrhus sich dem Fabricius anbot, ihn annehmen: ist als etwas Niederträchtiges und Verrätherisches verabscheuet worden — Vergiftetes Gewehr, dreischneidige Klingen, glühende Kugeln bei Schlachten, werden unter die verbotnen Waffen gerechnet. Aber warum? Wenn es einmal erlaubt, wenn es nothwendig ist, vom feindlichen Heere so viele Menschen zu tödten, als möglich ist: so scheint dasjenige Werkzeug, welches den Tod am gewissesten und der größten Menge giebt, zugleich das vernünftigste und das menschlichste zu seyn, weil es den Krieg am geschwindesten endigt. Das ist wenigstens, was man für unser Feuergewehr besonders für das Kartätschenfeuer, das in unsern Schlachten so viel Menschen verstümmelt ohne sie zu tödten, anführen kann und angeführt hat. Aber ohne Zweifel hat man von der einen Seite den Krieg, der die edelste Beschäftigung der Helden, der Großen der Nationen seyn soll, von dem, was in der bürgerlichen Gesellschaft so sehr verabscheuet wird, von Giftmischerei, so viel als möglich entfernen wollen. Von der andern hat man eine Schlacht als eine Stunde des Kampfes angesehen, während dessen, wer bleibt oder verletzt wird, sich nicht zu

beschweren

beschweren hat, weil dies das Wesen und die Regeln des Spiels mit sich bringen; nach dessen Endigung aber die, welche durch Glück oder Tapferkeit ihr Leben gerettet haben, so wenig leiden müssen, als möglich ist. Daher die Wunden alsdann auch vom Feinde verbunden und geheilt werden müssen: daher die Waffen verabscheuet werden, die unheilbare Wunden machen, oder von welchen dieses geglaubt wird; eben so diese, welche einen langsamen oder sehr schmerzhaften Tod verursachen. — —

Wenn es aber auch nicht möglich ist, die Widersprüche zwischen Politik und Moral zu heben, oder zu finden, wie die Maßregeln der erstern mit der allgemeinen Menschenliebe vereinigt werden könnten: so bringt doch die Philosophie hier, wie bei den kleinern, aber ähnlichen Uebeln, welche aus den Kollisionen im Privatverkehr der Menschen entstehen, den Nutzen, daß sie die Vorsehung rechtfertigt und die geplagte Menschheit tröstet: es sey, indem sie den nothwendigen Zusammenhang der Dinge zeigt, aus welchem diese Uebel entspringen; es sey, indem sie auf die guten Nebenfolgen aufmerksam macht, welche aus denselben fließen. Solcher nützlicher Folgen von dem Streite unter den Nationen will ich zwei, weniger bemerkte, anzeigen.

Erstlich, es scheint bisher noch nicht möglich zu seyn, daß alle Tugenden sich in Einem Menschen vereinigen, daß sie alle in einem und demselben Menschenleben geübt werden können. Es ist also für die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts im Ganzen nützlich daß wenigstens für jede Tugend ein abgesonderter Schauplatz, eine eigne Schule vorhanden sey, in welcher sie, freilich mit Ausschließung andrer, und also ohne Maß und Ziel, oft ohne Zweck, oder wider den allgemeinen Zweck der Schöpfung und der menschlichen Natur, geübt wird, die aber doch verhindert, daß keine gänzlich verloren geht; und in welcher von Zeit zu Zeit sich vorzügliche Männer bilden, die, indem sie die Tugend ihres Standes mit den allgemeinern verbinden, die höchsten Muster menschlicher Vortrefflichkeit aufstellen. Eine solche Schule ist der Krieg, eine solche sind die politischen Verhandlungen. Jener ist nöthig, den Muth, die Unerschrockenheit in Gefahren zu erhalten: nachdem die Sicherheit, welche in dem Innern der Staaten,

vermöge unsrer bessern Polizei herrscht, diese Eigenschaften dem Bürger im Privatleben weniger nothwendig gemacht hat. Bei den alten Geschichtschreibern heißt ein Volk, das lange im Frieden gelebt hat, so viel als ein ausgeartetes üppiges Volk; der Krieg scheint ihnen die einzige Schule der Nationaltugend zu seyn. In dieser Behauptung ist gewiß Vorurtheil und Uebertreibung; wenigstens ist sie nur von den rohesten Völkern ganz wahr. Aber das ist doch ausgemacht: daß Abhärtung, Geduld in Ertragung von Mühseligkeiten, Muth in Gefahr, alle diese schweren Aufopferungen, die im Frieden keinen Anlaß finden und keinen Zweck haben, endlich ganz würden vergessen, aus der Zahl der Tugenden ausgestrichen, und daß auf diese Weise der Mensch würde zu schwach, zu weichlich, zu furchtsam werden, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Trompete des Krieges ihn wieder aufweckte, das weiche Lager ihm wegnähme, ihn Hunger und Durst zu ertragen nöthigte, und alle diese Beschwerden, durch das Phantom des Ruhms, das ihm vorgehalten wird, erleichterte. — —

Eine zweite gute Seite des Krieges wird alsdann sichtbar, wenn man ihn als einen Kampf der Ehre betrachtet. In ihm finden die Nationen, wie gesagt, einen Schauplatz, auf welchem sie auftreten, gegen einander nicht nur ihre Kräfte, die Größe ihrer Macht, ihre Hülfsquellen, sondern auch ihre Geistesgaben, ihre Wissenschaften, ihre Künste, ihre Thätigkeit, ihre Weisheit, vor den Augen der Welt zu messen. Denn alles das hat auf den Erfolg kriegerischer Unternehmungen Einfluß, wenn gleich nicht jede dieser Eigenschaften in dem Verhältnisse ihres Werthes, wenn gleich das Glück oft mehr als sie alle. — —

Es können freilich in den Idealen von bessern Welten, von Zeitaltern ewiges Friedens und allgemeiner Liebe der Völker gegen einander, welche der Menschenfreund in seinem Kopfe bildet, leicht Dinge von ihm zusammengesetzt werden, die als Wirkungen physischer Kräfte in der Natur nie beisammen seyn können, obgleich ihre Begriffe einander nicht widersprechen, wodurch also die Hoffnung zu jener Glückseligkeit völlig schimärisch wird. Aber so viel ist doch auch unstreitig, daß in den Ideen und Maximen, welche bei dem gegenwärtigen Zustande der moralischen und

politi-

politischen Welt zum Grunde liegen, handgreifliche Widersprüche herrschen, und also irgendwo Irrthümer verborgen seyn müssen; von welchen man demnach vermuthen sollte, daß sie dereinst entdeckt und gehoben werden könnten.

Wenn ich sehe. daß zwei Anführer der Heere von kriegführenden Nationen sich in dieser Stunde mit der Höflichkeit von Leuten, die sich einander ehren wollen, begrüßen lassen; mit der Dienstfertigkeit von Freunden für ihre Erfrischungen und kleine Bequemlichkeit wechselseitig sorgen, die folgende Stunde aber bereit sind, einander die Köpfe zu zerschmettern, das Leben zu rauben oder elend zu machen; — wenn ich sehe, daß ähnliche Gesinnungen unter dem größten und beßten Theile der Bürger dieser Nation, der Soldaten ihrer Heere, abwechseln: so muß mir entweder jene Menschenfreundlichkeit oder dieser Haß unsinnig vorkommen. Und man sollte also glauben, daß, da überhaupt das Konsequente, das Uebereinstimmende mehr möglich zu seyn scheint, als das Widersprechende; da es ehedem eine böse, unglückliche aber verständliche Ordnung der Dinge gegeben hat, wo Haß und Krieg beisammen waren; da jetzt ein unbegreiflicher, unerklärlicher Zustand obwaltet, wo Freundschaft und Krieg, Lieben und Morden beisammen sind; daß, sage ich, es auch einmal ein zusammenhangendes System geben könne, wo mit Freundschaft der Bürger, die Eintracht der Nationen verbunden sey, und wo die, welche sich einander lieben, ehren, befeiern, nicht nöthig haben, einander zu verstümmeln und zu tödten.

9.

Stehende Heere.

Hinterl. W. B. XI. S. 86.

(Aus einem Briefe an d'Alembert.)

Sie beschuldigen diesen Fürsten *), zuerst das Beispiel zu den zahlreichen Heeren gegeben zu haben, die man heut zu Tage in Europa unterhält. Erinnern Sie sich denn nicht, daß lange Zeit vor ihm die Römer diese Gewohnheit eingeführt hatten? Setzen Sie sich in die Lage dieses Fürsten. Er sah voraus, daß die Eifersucht seiner Nachbarn ihm stets neue Kriege erregen würde; er wollte nicht unvorbereitet angegriffen werden. Er sah das königliche Haus in Spanien seinem Aussterben nahe; mußte er sich nun nicht in die Lage setzen, um von den günstigen Ereignissen, die ihm die Gelegenheit darbot, Vortheil zu ziehn? Und war es nicht eine Wirkung seiner Klugheit und seiner Weisheit, diese Heere zu unterhalten, ehe er ihrer benöthigt war? Außerdem wird durch große Armeen weder das Land entvölkert, noch werden der Betriebsamkeit Hände entzogen. In jedem Lande kann nur eine gewisse Anzahl von Ackerbauern seyn, in Verhältniß der Ländereien, die sie zu bearbeiten haben; so wie eine gewisse Anzahl Handwerker, in Verhältniß mit der Größe des Absatzes: der Ueberrest würde betteln oder Straßenraub treiben. Ferner bewirken diese zahlreichen Armeen den Umlauf des baaren

*) Ludwig XIV; eigentlich war schon unter Karl VII. ein stehendes Corps in Frankreich.

baaren Geldes, und vertheilen in den Provinzen gleichmäßig die Hülfsgelder, welche die Völker der Regierung zahlen. Die kostbare Unterhaltung dieser Armeen verkürzt die Dauer der Kriege; statt daß sie vor einem Jahrhunderte dreißig Jahre dauerten, sind die Monarchen itzt aus Erschöpfung gezwungen, sie viel geschwinder zu endigen. In unsern Tagen pflegen höchstens sieben oder acht Feldzüge die Quellen der Fürsten zu erschöpfen, und sie friedfertig und nachgebend zu machen. Auch muß man noch bemerken, daß die großen Armeen die Stände weit genauer bestimmen, als diese es ehedem waren. Beim ersten Trompetenschall, der itzt ertönt, verlassen weder der Landmann, noch der Handwerker, weder der Justizmann, noch der Gelehrte, ihre Geschäfte; ruhig setzen sie ihre gewöhnliche Arbeit fort, und überlassen den Vertheidigern des Vaterlandes die Sorge, es zu rächen. Ehedem wurden, beim ersten Lärm, eilfertig Truppen geworben: alles ward dann Soldat; man dachte an nichts, als den Feind abzuwehren: die Felder lagen brach, die Werkstätten blieben leer; und die schlecht bezahlten, schlecht unterhaltenen und schlecht gezogenen Soldaten lebten bloß vom Plündern, und betrugen sich als Räuber in den unglücklichen Ländern, die ihren Verheerungen zum Schauplatz dienten. Alles dieses hat sich sehr geändert: nicht, als ob bei einigen Armeen nicht noch ehrlose Räuber und Plünderer wären; aber alles dies reicht doch bei weitem nicht an die Zügellosigkeit, die ehemals Statt fand. Sie werden daher erlauben, daß ich mein Urtheil

über die Unterhaltung der großen Armeen noch zurückhalte, bis Sie mir bessere Gründe anführen, um sie abzuschaffen.

Die Gründe, welche Friedrich für die Errichtung und Beibehaltung stehender Heere anführt, scheinen doch dem größten Theile nach zu schwach, um diesen entsetzlichen Druck der Menschheit, wie Herder es mit Recht nennt, zu entschuldigen. Ludwig verdient immer noch den Vorwurf, daß er in den neuern Zeiten dies böse Beispiel zuerst gegeben hat. Seine Lage, sagt Friedrich, nöthigte ihn dazu. Aber konnten denn seine Nachbarn, die noch keine so ungeheure stehende Armeen unterhielten, unbemerkt und eher Truppen auf die Beine bringen, als er selbst? Und waren sie nicht in derselben Lage, daß auch sie von ihm unvermuthet angegriffen zu werden befürchten mußten? Warum errichtete keiner von diesen vor ihm ein so großes stehendes Corps? Es war Wirkung seiner Klugheit, antwortet Friedrich, daß er Heere unterhielt, ehe er ihrer benöthigt war. Ja wohl Wirkung einer Politik, wovon die Nationen und seine eigne Nachfolger die Opfer geworden sind!

Jedoch muß man einräumen, daß vielleicht dieses Uebel, so wie der Krieg selbst, nothwendig war, um die Menschheit auf dem Wege der Vollkommenheit weiter zu bringen. Denn die militärische Regierung, welche die stehenden Armeen veranlaßt haben, der Despotismus, wozu die militärische Regierung führt, die immer steigenden Kosten der Unterhaltung eines solchen Corps — dies alles muß endlich den Erfolg haben, daß die Nationen über die wahren Grundsätze einer guten Staatsverfassung immer mehr und mehr aufgeklärt werden. So urtheilt Kant (Berlin. Monatsschr. Septbr. 93. S. 279): Da die fortrückende Kultur der Staaten mit dem zugleich wachsenden Hange, sich auf Kosten der Andern durch List oder Gewalt zu vergrößern, die Kriege vervielfältigen, und durch immer (bei bleibender Löhnung) vermehrte, auf stehendem Fuße

und

und in Disciplin erhaltene, mit zahlreichern Kriegesinstrumenten versehene Heere immer höhere Kosten verursachen muß; indeß die Preise aller Bedürfnisse fortdauernd wachsen, ohne daß ein ihnen proportionirter fortschreitender Zuwachs der sie vorstellenden Metalle gehofft werden kann; kein Friede auch so lange dauert, daß das Ersparniß während desselben dem Kostenaufwand für den nächsten Krieg gleich käme, wowider die Erfindung der Staatsschulden zwar ein sinnreiches, aber sich selbst zuletzt vernichtendes Hülfsmittel ist: so muß, was guter Wille hätte thun sollen, aber nicht that, endlich die Ohnmacht bewirken: daß ein jeder Staat in seinem Innern so organisirt werde, daß nicht das Staatsoberhaupt, dem der Krieg, (weil er ihn auf eines Andern, nämlich des Volks, Kosten führt) eigentlich nichts kostet, sondern das Volk, dem er selbst kostet, die entscheidende Stimme habe, ob Krieg seyn solle, oder nicht (wozu freilich die Realisirung jener Idee des ursprünglichen Vertrages nothwendig vorausgesetzt werden muß.) Denn dieses wird es wohl bleiben lassen, aus bloßer Vergrößerungsbegierde, oder um vermeinter, bloß wörtlicher Beleidigungen willen, sich in Gefahr persönlicher Dürftigkeit, die das Oberhaupt nicht trifft, zu versetzen. Und so wird auch die Nachkommenschaft (auf die keine von ihr unverschuldete Lasten gewälzt werden), ohne daß eben Liebe zu derselben, sondern nur Selbstliebe jedes Zeitalters die Ursache davon seyn darf, immer zum Bessern, selbst im moralischen Sinn, fortschreiten können: indem jedes gemeine Wesen, unvermögend einem andern gewaltthätig zu schaden, sich allein am Rechte halten muß, und, daß andre eben so geformte ihm darin zu Hülfe kommen werden, mit Grunde hoffen kann. —

Friedrichs Vertheidigung der stehenden Heere wurde zunächst durch d'Alemberts Briefe veranlaßt. Dieser schrieb unter andern: Was das Beispiel betrifft, welches er (Ludwig) den übrigen Fürsten gegeben hat, ungeheure Armeen zu unterhalten; so muß man zuvörderst, wenn man nur einigermaßen gerecht seyn will, zugeben, daß in der gegenwärtigen Verfassung es selbst den einsichtsvollsten Fürsten unmöglich ist, von diesem Beispiel abzuweichen: es würde eben so sehr der Klugheit als den Pflichten gegen ihre Unterthanen

terthanen zuwider seyn, wenn sie ohne Macht blieben, indeß um sie herum alles bis an die Zähne bewaffnet ist. Aber eine Frage erlauben mir Ew. Majestät: würden Dieselben nicht, wenn Sie nicht durch Ihre Lage dazu gezwungen wären, lieber hundert tausend Landleute mehr, und hundert tausend Soldaten weniger haben wollen? Die erstern würden Sie bereichern; die letztern kosten Ihnen viel. Ich weiß, durch diese großen Heere werden die Kriege schneller geendigt: allein, Sire, diese Kriege werden nur durch gänzliche Erschöpfung der Kräfte geendigt; und es ist, dünkt mich, doch mehr Vortheil dabei, hundert tausend Mann, wenn man sie einmal zu verlieren hat, in zwanzig oder dreißig Jahren, als in sechs oder sieben Jahren zu verlieren. Auch gebe ich den Vortheil dieser großen Heere zu: daß man jetzt nicht mehr wie ehedem, genöthigt ist beim ersten Kanonenschuß Soldaten anzuwerben; allein Sire, kann nicht auch ein Fürst, der bloß Krieger und kein Philosoph wäre, von diesen großen Heeren einen Mißbrauch machen, um desto öfter und desto leichter Krieg zu führen, wie es sich Ludwig XIV. selbst auf dem Sterbebette zum Vorwurf machte? Außerdem, setzt nicht der Aufwand, den diese großen Heere erfordern, Europa selbst in Friedenszeiten in eine Art von unaufhörlicher Spannung, die wenig von einem beständig fortdauernden Kriege unterschieden ist? —

Kürzlich sind über denselben wichtigen Gegenstand verschiedne Schriften und Abhandlungen erschienen, unter denen sich vorzüglich diejenige auszeichnet, welche in dem Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen (1ten B 1stes St.) befindlich ist. Sie führt ebenfalls die Vertheidigung stehender Corps zum Theil mit den nämlichen und mit noch stärkern Gründen als Friedrich. Aber lesenswerth ist auch die Anzeige davon in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (N. 250, Jahrg 93), wo es heißt: Der Recensent pflichtet dem Verf. der Abhandlung in der Hauptsache bei; er ist mit ihm überzeugt, daß stehende Heere in großen Staaten nützlich und sogar nothwendig sind; aber er kann nicht bergen, daß die Antworten des Verfassers auf manche Einwürfe ihn keinesweges befriedigt haben, daß er nicht alle Gründe, die gegen die stehenden Heere vorgebracht werden können, daß er nicht einmal alle Gründe für dieselben in dieser

ser Abhandlung gefunden habe, und daß es ihm scheine, der Verfasser habe seinen Gegenstand nicht genug von allen Seiten betrachtet, und habe mehr die Absicht gehabt, eine Apologie der stehenden Heere, als eine unbefangne Untersuchung über sie zu liefern. Der Vorwurf, daß die stehenden Heere Werkzeuge des Despotismus werden können, ist durch das, was darüber vom Verfasser gesagt ist, nicht beseitigt. Das Heer ist verbunden, den Befehlen des Monarchen einzig und blindlings zu gehorchen, und muß also aus Pflicht das Werkzeug des Despoten werden, wenn dieser ihm befiehlt, die Nation zu etwas zu zwingen, was er nicht das Recht hat zu fordern. Was von der Unmöglichkeit, daß die Bürger Krieg führen könnten, gesagt, und durch das Beispiel der Französischen Soldatenspielereien bestätigt wird, ist, so wie die Behauptung, daß die durch Bürger geführten Kriege mörderischer werden möchten, durch die neueste Geschichte widerlegt worden. Daß das Land leiden müsse, wenn ihm durch einen unvermeidlichen Krieg so viele Hände entzogen würden, ist wohl an sich unwidersprechlich; allein der Schade, den das Land dadurch leidet, wird von dem Volke willig erduldet, weil er durch die Umstände unvermeidlich gemacht wird, und über das ist er vorübergehend; da hingegen der Schade, der dem Lande dadurch zuwächst, wenn der Monarch eine Menge geschäftiger Hände zur Erhaltung eines unverhältnißmäßig großen stehenden Heeres von der Arbeit zurückhält, bleibend ist. Die Vorstellung, daß die stehenden Heere eine Masse roher oder unglücklicher Menschen sey, ist zwar für irrig erklärt — welche doch bei manchen Theilen mancher stehenden Heere gewiß so irrig nicht ist; — aber die Vorstellung, daß die meisten stehenden Heere eine Masse von Menschen seyn, die eines Theils, durch die härtesten Mittel gewöhnt sey, knechtischen und blinden Gehorsam zu leisten, und andern Theils knechtischen und blinden Gehorsam zu fordern, ist nicht berührt. Es ist wohl gesagt, daß der Soldatenstand „ein völlig in sich geschloßnes, für sich bestehendes, von den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft (nicht bloß durch äußere Zeichen) völlig getrenntes Ganze ausmache;“ aber es ist nicht erinnert, daß sich gerade hierauf ein wichtiger Einwurf gegen die stehenden Heere gründen lasse, daß

gerade

gerade das die große Frage sey, ob es der bürgerlichen Gesellschaft nützlich sey, daß eine so große Anzahl ihrer Glieder aus ihr herausgerissen, und neben sie, wo nicht gar ihr gegen über, als ein eigner Stand aufgestellt werde. Für die stehenden Heere ist der erhebliche Grund, gegen unvermuthete Anfälle ganz oder halb barbarischer Völker, vor welchen Europa wahrhaftig noch nicht auf immer gesichert ist, unverzüglich kräftigen Widerstand leisten zu können, nicht angeführt. Ueberhaupt aber ist der Fehler bei der ganzen Abhandlung begangen worden, daß die Frage bloß so gestellt worden ist: Sind die stehenden Heere, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, wenn sie nur ordentlich disciplinirt sind, nützlich oder schädlich? anstatt daß gefragt werden sollte: sind stehende Heere an sich nützlich oder schädlich? Ist nicht in der gegenwärtigen Einrichtung der stehenden Heere Manches, was wirklich schädlich, was wenigstens gefährlich ist? Wie müßten die stehenden Heere eingerichtet seyn, um durchaus nützlich zu seyn? Würde so gefragt, so würde sich nach dem Bedünken des Recensenten ergeben, daß verhältnißmäßig kleine stehende Heere, die keinen besondern Stand ausmachten, sondern ihre Bürgerpflichten, so wie alle übrige Staatsglieder hätten, deren Befehlshaber nicht an den Monarchen allein, sondern auch an die Landesstände oder die Repräsentanten des Volks verpflichtet wären, nie auf einseitigen Befehl die Waffen ergreifen, nie zum Vortheil der einen von den beiden Partheien, denen sie Pflicht geleistet hätten, gegen die andre Gewalt brauchen, sondern, im Fall einer Trennung dieser beiden Partheien, bloß Ordnung erhalten und allen Gewaltthätigkeiten steuern müßten, in jeder Hinsicht für den Staat nützlich und nothwendig seyn. Verhältnißmäßig klein müßten sie aber immer bleiben, damit nicht zu viele Hände der Arbeit entzogen würden; und wäre zum Kriege ein größres Heer nöthig, so könnten durch die stehende Armee die Bürger, welche dann Kriegsdienste thun müßten, immer hinlänglich dazu geschickt gemacht werden. —

Hiermit vergleiche man: Minerva, Novembr. 1793. S. 257.

10.

Handel mit Menschenblut.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 165.

Dieser Gegenstand bringt mich natürlicher Weise auf einen gewissen Handel, der im Alterthume unerhört war, den aber itzt einige Fürsten mit dem Blute ihrer Unterthanen treiben. Ihr Hof ist gleichsam die Versteigerungsbude, worin ihre Truppen denen, welche die meisten Subsidiengelder bieten, zugeschlagen werden. — Das Militär ward zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet. Wenn man nun die Truppen an Andre vermiethet, wie man Bullenbeißer und Stiere zum Kampfe verkauft; so kehrt man, wie mich dünkt, die Natur des Handels und des Krieges um. Man sagt: es sey nicht recht, heilige Sachen zu veräußern; nun! gibt es denn wohl etwas Heiligeres, als Menschenblut?

Fried. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. I. S. 195.

Er (Friedrich I., K. v. Pr.) war prachtliebend und freigebig; aber um welchen Preis erkaufte er nicht das Vergnügen seine Leidenschaften zu befriedigen? Er verhandelte das Blut seiner Unterthanen den Engländern und Holländern, wie die umherschweifenden Tataren ihre Heerden den Podolischen Schlächtern zur Schlachtbank verkaufen. Als er nach Holland kam, um die Erbschaft König Wilhelms in Empfang zu nehmen, war er im Begriff, seine Truppen aus Flandern zurückzuziehen; aber man gab ihm aus

diesem Nachlaß einen großen Diamant: und nun ließen sich funfzehntausend Mann im Dienste der Verbündeten todt schlagen.

Das gefühlvolle Herz Friedrichs und seine hohe Achtung für Menschenwürde reißen ihn zu so starken Aeußerungen hin, welche in dem Munde einer Privatperson leicht für ein Majestätsverbrechen erklärt werden könnten. Aber wer nicht etwa selbst ein solcher Seelenverkäufer ist, oder den sogenannten gemeinen Mann mit dem Vieh in eine Klasse setzt, der kann dem edlen König seinen Beifall nicht versagen. Den meisten Abscheu verdient dieser Handel alsdann, wenn er ohne Vorwissen und freie Einwilligung derer, welche sich für ein fremdes Interesse aufopfern sollen, geschlossen wird. In dieser Hinsicht sind die Schweizer einigermaßen zu entschuldigen; und doch darf man auch hier fragen: giebt es kein andres Mittel, ein zu stark bevölkertes Land von der überflüßigen Menschenzahl zu befreien? Sind in und außer Europa keine leere Plätze mehr, welche den Anbau von fleißigen Händen belohnen würden? Es ist wahr, auch in Deutschland giebt es eine Menge Elender, die aus Leichtsinn oder aus Verzweiflung ihre Haut für ein paar Kreuzer täglicher Löhnung freiwillig verkaufen; aber ist die Denkungsart und die Lage solcher Unglücklichen nicht schon ein stiller Vorwurf gegen die Verfassung des Staats? — Da jetzt überall die Erhöhung der Finanzen der Hauptpunkt ist, um den sich die ganze Staatsverwaltung dreht, so sollte man doch bedenken, daß das Leben eines Menschen, auch von dieser Seite betrachtet, einen unendlich höhern Werth habe, als das Blutgeld, um welches man ihn verkauft. Will man den Soldatenhandel als ökonomisch vortheilhaft für den Staat, der ihn treibt, vertheidigen und anpreisen; so muß man auch zugeben, daß die Afrikanischen Sklavenhändler sehr gute Financiers sind, und daß es für Afrika besser ist, seine Einwohner nach Westindien zu verkaufen, als sie im Lande zu behalten.

Die

Die Natur des Handels und des Krieges, sagt Friedrich, wird dadurch umgekehrt. Darf ich verkaufen, was ich nicht besitze? kann ein Mensch mit Recht sich den Besitzer eines andern nennen? kann Gold und Silber ein Aequivalent für Menschenleben seyn? — Nur Barbaren werden diese Fragen mit Ja beantworten. Und der Krieg — zu welchem Zwecke soll er geführt werden? doch zur Vertheidigung des Vaterlandes? wozu denn also vormals Deutsche in Amerika, Schweizer in Frankreich u. s. w.? — „So viel weise und achtungswürdige Einrichtungen (der Schweizer) scheinen durch die barbarische Gewohnheit wieder verunehrt zu werden, daß die Unterthanen jedem, der sie bezahlen will, verkauft werden. Auf diese Art führen die Schweizer aus demselben Kanton, die in Französischen Diensten stehen, Krieg mit ihren nächsten Landsleuten, die in holländischen Diensten sind *)" In Schlözers Briefwechsel findet sich ein hieher gehöriger interessanter Aufsatz, mit der Ueberschrift: Schweizerblut und Frankengeld. Die Berechnung giebt sehr merkwürdige Resultate.

Welch einen tiefen Eindruck dieser Gegenstand auf Friedrichs Gemüth gemacht habe, siehet man daraus, daß er bei allen schicklichen Veranlassungen ohne Schonung davon spricht. So bei Erzählung des Krieges zwischen England und Amerika: Endlich fanden sie (die Engländer) in Deutschland habsüchtige oder mit Schulden belastete Fürsten, die sich ihr Geld gefallen ließen; dies verschaffte ihnen 12000 Hessen, 4000 Braunschweiger, 1200 Anspacher und eben so viel Hanauer, ohne einige hundert Mann zu rechnen, die ihnen der Fürst von Waldeck überließ **).

Von dem verstorbnen Landgrafen von Hessen schreibt er in einem Briefe an Voltaire: Ich danke Ihnen für den Catechisme des Souverains, eine Arbeit, die ich aus der Feder des Herrn Landgrafen von Hessen nicht erwartet hätte. Sie erzeigen mir zu viel Ehre damit, daß Sie mir seine Erziehung zuschreiben. Käme er aus meiner Schule, so wäre er nicht katholisch geworden, und hätte seine Unterthanen nicht an die Engländer verkauft, wie das Vieh an

*) Friedr. hinterl. W. B. I. S. 69.

**) Hinterl. W. B. V. S. 163.

an den Schlächter. Diese Handlung sieht einem Fürsten der sich zum Lehrer der Souveraine aufwirft, gar nicht ähnlich. Die einzige Ursache dieses Schrittes ist schmutziger Eigennutz. Ich beklage die armen Hessen, daß sie ihre Laufbahn in Amerika eben so unglücklich als vergeblich endigen werden *).

Da seine Denkart den Gelehrten, mit welchen er korrespondirte, bekannt war, so durften sie auch über diese Materie so freimüthig an ihn schreiben, wie d'Alembert: Man sagt, daß die Engländer Deutschland entvölkern, um Truppen nach Amerika zu schicken. Mich dünkt, es ist für alle die kleinen Deutschen Fürsten nicht sehr redlich, und macht ihnen noch weniger Ehre, daß sie auf eine solche Art ihre Unterthanen außerhalb Landes schicken, und sie in einer Entfernung von zwei tausend Meilen todtschlagen lassen, um sich eine Oper zu verschaffen **).

Der patriotische Herr v. Moser (Reliquien S. 192) spricht eben so nachdrücklich: Ein Fürst hat im Sinn, eine neue gewaltsame Rekrutirung seiner Regimenter vorzunehmen, nicht etwa zur Vertheidigung seines Landes (dem drohet keine Gefahr), sondern sie an den Meistbietenden zu verhandeln; er hat mit seinem Kammerpräsidenten schon überrechnet, wie viel das Gut kosten möchte, das er seiner Maitresse kaufen will; er hat schon bey sich decretirt, seinen ehrlichsten geheimen Rath abzudanken; der große helle Haufe betet in der Hofkapelle dem Pfarrer nach: Herr, erfülle alle seine Anschläge!

In einer neuern Schrift erklärt sich ein edler Deutscher darüber also:

Ein noch weit fürchterlicher Despotismus ist der Menschenhandel, der Soldatenverkauf, mit dem man vor einiger Zeit in Deutschland und nirgends anders bekannt worden ist. Er gehört zu den Finanzerfindungen unsrer aufgeklärten Zeiten; und, so viel ich weiß, haben die vorigen Jahrhunderte nichts, was ihm an die Seite zu setzen wäre. Es versteht sich, daß der Unterthan schuldig ist, sein Vaterland zu vertheidigen; er soll auch nicht über die Rechtmäßigkeit der Kriege und Staatsverbindungen urtheilen, in die sich ein Regent einläßt, es sey denn, daß

*) B. X. S. 153.

**) B. XV. S. 40.

daß seine Repräsentanten es dürften. Seinem Fürsten muß er es zutrauen, daß er das Leben seiner Unterthanen nur der nahen oder fernen Sicherheit aufopfern werde. Der Fürst hat es zu verantworten, wenn er es um andrer eigensüchtiger Ursachen willen thut; und freilich giebt es wohl dabei viel zu verantworten. Ich rede auch jetzt nicht von der Finanzoperation, freiwillige Soldaten für eine andre Macht anwerben, und sie sich von ihr bezahlen zu lassen. Der beste Grund für sie ist der, daß sich arme Verblendete doch bereden lassen, ihre Freiheit und ihr Leben für den kärglichsten Unterhalt zu verkaufen. Aber die Söhne seiner Unterthanen, die zur Sicherheit oder Vertheidigung ihres Vaterlandes Soldaten wurden, in den Krieg zwischen zwei fremden Mächten zwingen, damit der Regent einige tausend oder hunderttausend Thaler für sie ziehe; den Eltern ihre Kinder, den Kindern wohl gar ihre Väter in einem fremden Lande todtschießen, und sich dafür eine bestimmte Summe bezahlen lassen, die dann vielleicht durch eine übermüthige Maitresse oder einen unersättlichen Günstling, oder durch Reisen in fremde Länder verzehrt, oder in eine Bank auf Zinsen gelegt wird; die Getödteten durch das Mark der Unterthanen wieder ersetzen, den Jüngling vom Pfluge, oder vom Handwerke, den Bräutigam aus den Armen seiner jammernden Braut, den Mann wohl gar von der Seite seines ohnmächtigen Weibes wegreißen, damit er auch todtgeschossen und accordsmäßig bezahlt werde; das so weit treiben, daß Weiber den Pflug führen, und Greise wieder den Dreschflegel zur Hand nehmen müssen, damit nur die Familie Brot habe: wer findet ein Wort für diesen mehr als sultanischen Despotismus? Ich rede nicht gern ohne Ehrfurcht, auch von Fürsten die dieses Namens nicht werth sind; aber kann man anders, als hier fragen: was wäre Seelenverkäuferei, wenn das keine ist? Und das Volk fühlt sie, wenn es auch lange schweigt! Ich hörte Väter klagen über den Raub ihrer Söhne, ich sah ihre bebende Lippen, ihre zum Himmel emporstarrenden Augen, ihre krampfhaft sich windenden Hände; ich sah manche gezwungene Soldaten, wie sie den Sklavenrock mit Füßen traten, und ihr Gewehr an einem hingekritzelten Fürstenbilde versuchten; ich hörte ihren gräßlichen Fluch, und

sah ihren noch gräßlichern Blick! Ginge dieser Menschenhandel so fort; wer bürgte dafür, daß nicht, früher oder später, ein ganzes Regiment solcher Soldaten sich empören daß es Anhang finden, daß jeder beraubte Vater, jeder zum Schlachtopfer gezwungne Sohn ihr natürlicher Anhänger seyn würde? Unmenschlichkeiten rächen sich früher oder später, besonders wenn sie zum System worden sind. Und da verlasse sich kein Deutscher Fürst auf die wohlthätige Verfassung Deutschlands, auf die Reichsgerichte oder den Fürstenbund. Allerdings sind so viele Schutzwehren in Deutschland, daß Empörung nicht ungehindert um sich greifen kann. Ein Land überall mit Gruben durchschnitten, wird nicht so leicht überschwemmt. Aber wenn der Geist des Aufruhrs allgemein wird: wenn die nehmlichen Truppen, die ihn hemmen sollen, sich für die Aufrührer erklären; wenn der Haufe der Empörten sich wie eine Lavine fortrollt, und bei jedem Schritte sich vergrößert, wenn von Fürsten, Reichsgerichten, und Officieren zwar genug befohlen, aber von Unterthanen und Soldaten nicht gehorcht wird, wie das belehrende Beispiel uns jetzt in Frankreich vor Augen schwebt: was helfen da Reichsgerichte, kreisausschreibende Fürsten, und Fürstenbündnisse? Sobald der Strom ganz aus seinen Ufern getreten ist, hilft kein Damm mehr!

Ewald über Revolutionen. S. 212.

Welchen Werth die Unterthanen in den Augen mancher Regenten haben, kann man aus einer bekannten sichern Anekdote vom König August II. von Polen schließen, der ein schönes Regiment Dragoner für zwei Vasen von Japanischem Porcelain an den Preuß. König Friedrich Wilhelm I. verkaufte.

II.

Bürgerliche Freiheit.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 52.

Kein Gefühl ist unzertrennlicher von unserem Wesen, als das Gefühl der Freiheit; der Mensch im ver-

verfeinertsten Zustande, und der roheste Natursohn, alle sind auf gleiche Weise davon durchdrungen. So wie wir ohne Fesseln geboren werden, so verlangen wir auch ohne Zwang zu leben. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Trotzes hat so viele große Männer in der Welt hervorgebracht; er hat die Verfassung der Freistaaten veranlaßt, welche eine Art von Gleichheit unter den Menschen festsetzt, und sie dadurch dem Naturstande näher bringt.

Machiavell ertheilt in diesem Kapitel gute politische Lehren für die, welche sich durch Einwilligung der Oberhäupter eines Freistaats zur höchsten Macht darin emporheben. Dies ist fast der einzige Fall, wo er es erlaubt, ein ehrlicher Mann zu seyn; nur Schade, daß dieser Fall sich beinahe nie ereignet. Der republikanische Geist wacht auf das eifersüchtigste über seine Freiheit: er scheuet alles, was ihm Banden anlegen kann, und empört sich schon gegen den Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, die das Joch ihrer Tyrannen abschüttelten, um der Unabhängigkeit zu genießen; aber keines, das frei war, und sich gutwillig der Sklaverei unterwarf.

Mehrere Freistaaten sind freilich durch die Folge der Zeit wieder unter den Despotismus gerathen; und fast scheint dies ein unvermeidliches und ihnen allen bevorstehendes Uebel zu seyn. Wie sollte auch eine Republik ewig allen den Ursachen, welche ihre Freiheit untergraben, widerstehen können? Wie könnte sie beständig die Ehrsucht der Großen, die sie in ihrem Schooße ernährt, im Zaume halten? Wie kann sie

in die Länge alle Verführungen und geheime Ränke ihrer Nachbarn, und wie die Bestechung ihrer eignen Mitglieder durch Wachsamkeit abwenden, so lange der Eigennutz unter den Menschen allmächtig bleibt? Wie kann sie hoffen, stets glücklich alle die Kriege zu beendigen, welche sie zu führen hat? Wie kann sie allen den Umständen vorbeugen, die ihrer Freiheit Nachtheil drohen: den bedenklichen und entscheidenden Augenblicken, den unvermutheten Zufällen, welche die Bestochnen und die Verwegnen zu benutzen verstehn? Werden die Truppen von feigen und furchtsamen Anführern kommandirt, so wird der Staat ein Raub seiner Feinde; haben jene aber tapfere und kühne Männer an ihrer Spitze, so werden diese im Frieden gefährlich, nachdem sie im Kriege gute Dienste geleistet hatten.

Fast alle Republiken haben sich aus dem Abgrunde der Tyrannei zum Gipfel der Freiheit erhoben, und sind fast alle wieder von dieser Freiheit in Sklaverei herabgestürzt worden. Eben die Athener, die zu Demosthenes Zeiten gegen Philipp von Macedonien beleidigende Reden ausstießen, krochen vor Alexandern. Eben die Römer, die nach Vertreibung der Tarquine den Königsnamen verabscheueten, litten einige Jahrhunderte später geduldig alle Grausamkeiten ihrer Kaiser. Eben die Engländer, die Karln I. wegen seiner Eingriffe in ihre Rechte dem Tode übergaben, beugten die Hartnäckigkeit ihres Trotzes unter die übermüthige Macht ihres Protektors. — Nicht diese Republiken selbst haben sich also nach freiem Willen

Herren

Herren gewählt, sondern unternehmende Männer, die von begünstigenden Zeitumständen unterstützt wurden, haben sie gegen ihren Willen unterjocht.

So wie die Menschen geboren werden, eine Zeitlang leben, und dann durch Krankheiten oder vor Alter hinsterben; eben so bilden sich die Freistaaten, blühen einige Jahrhunderte, und gehen endlich durch die Kühnheit eines Bürgers, oder durch die Waffen ihrer Feinde, unter. Alles dauert seine Zeit; alle Reiche der Welt, selbst die größten Monarchieen, währen nur eine Zeit lang. Auch fühlen alle Republiken wohl, daß ihre Stunde heran kommen wird; deshalb betrachten sie jede gar zu mächtige Familie, als einen Keim der Krankheit, welche ihnen einst den Tod bringen muß.

Niemals wird man Republikaner, die wirklich frei sind, bereden können, sich einen Herrn zu geben, selbst nicht den allerbesten; denn stets werden sie antworten, es sei besser, von den Gesetzen, als von der Laune eines einzigen Menschen, abzuhangen.

Hinterl. Werk. B. XI. S. 126.

(Brief an d'Alembert).

Polen hat keine Gesetze. Es genießt also nicht das, was man Freiheit nennt; sondern die Regierung ist in eine zügellose Anarchie ausgeartet, und der Adel begeht die grausamste Tyrannei gegen seine Sklaven. Kurz, unter allen Europäischen Regie-

rungen (die Türkische ausgenommen) ist diese die schlechteste.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. B. III. S. 234.

(Epist. an Darget).

Warum man, fragst du mich, so gern die Fürsten schmähe,
Und durchs Vergrößrungsglas all' ihre Fehler sehe? —
O Darget, von Natur strebt Jeder frei zu seyn;
Der Unterthan kann es dem Herrscher nicht verzeihn,
Daß er, der Einzelne, die Andern überraget; *)
Die ungeheure Kluft vom Herrn zum Diener kränkt
Sein Herz, an welchem Stolz und Groll und Mißmuth naget.

Der König hatte, wie man aus diesen Stellen sieht, eben die Begriffe von der bürgerlichen Freiheit, welche die ältere und neuere Philosophie für die einzig wahren anerkannt, und die auch in der Natur der Sache gegründet sind. Freiheit ist keinesweges ein ausschließliches Eigenthum der Republiken, sondern sie kann eben so, wie Despotismus, unter allen Regierungsformen statt finden, nur daß eine den letztern, eine andre die erstere mehr begünstigt. Aber welche von den zwei hundert und sechs und zwanzig (möglichen) verschiednen Regierungsformen **) in Hinsicht auf Freiheit die allerbeste sey, wird wohl noch lange ein Problem bleiben. Folgende Sätze sind klar und außer allem Zweifel:

Wenn die Freiheit in dem Vermögen besteht, zu thun, was man will; so kann sie nur ein einzelner, außer aller Gemeinschaft mit andern lebender Mensch ausüben.

*) eigentl. Der Mensch liebt Freiheit von Natur,
Und haßt Gewalt, die nicht beschränket ist.

**) Neuer Deutscher Merkur. St. 12. Jahrg. 93. S. 357.

ausüben. Sobald auch nur zwei Personen so nahe beisammen sind, daß eine die andre hindern kann, zu thun, was sie will; so wird jene Freiheit eingeschränkt. Diese Einschränkung nimmt mit der anwachsenden Zahl der Menschen, die in einem gewissen Bezirke wohnen, zu, und die Freiheit verschwindet endlich ganz, wenn Einer mit Gewalt die Uebrigen zwingt, ihren Willen dem seinigen unbedingt zu unterwerfen; oder auch, wenn mehrere Mächtige zu eben dem Zwecke sich mit einander verbinden. Dies ist der Ursprung des Despotismus.

Es ist aber noch ein andrer Fall möglich: Zwei in der Nähe bei einander lebende Personen, wovon jede thun will, was sie kann, gerathen bald in Streit, der sich entweder mit Ueberwältigung der einen, und mit gänzlicher Unterdrückung ihrer Freiheit endigt; oder — wofern sich beide an Kräften gleich sind — mit einem Vertrage, worin beide auf den uneingeschränkten Gebrauch ihrer Freiheit gleichmäßig Verzicht thun, und sich gegenseitig Sicherheit des Eigenthums und der Person versprechen. Jenes giebt, wie wir gesehen haben, ein Bild von der Entstehung des Despotismus; dieses eine Vorstellung vom Ursprung der Freistaaten. Was zwischen zwei Personen von gleichen Kräften ein solcher Vertrag ist; das ist in einem Freistaat das Gesetz. Durch das Gesetz müssen alle Mitglieder des Staats in Ansehung des Gebrauchs ihrer Freiheit gleichmäßig eingeschränkt seyn, und diese Einschränkung muß sich auf die Regel gründen: Was du willst, daß ich dir nicht thun soll, das thue du mir auch nicht. Je weiter eine Staatsverfassung von diesem Grundgesetz abweicht, desto mehr nähert sie sich dem Despotismus, und alle sogenannten Rechte Einer oder einiger Personen, welche demselben widersprechen, sind ursprünglich durch Gewalt erworben worden, und deshalb an sich ungültig.

„Wenn Souveraineteät höchste Gewaltübung ist, so gebührt sie weder dem Kaiser noch dem Reiche, sondern dem Gesetze, welches dem Reichshaupt und jedem Stande Gewalt und Gränze bestimmt. Vom obersten zum schwächsten, alle müssen dem Gesetz gehorchen. So ists in Republiken.“ Darstellung des Fürstenb. vom Staatsrath Müller S. 110.

Kant philosophirt über die Freiheit, worauf jedes Mitglied des gemeinen Wesens als Mensch Anspruch

machen kann, also: *) Niemand kann mich zwingen, auf seine Art (wie er sich das Wohlseyn andrer Menschen denkt) glücklich zu seyn, sondern ein Jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit Andrer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, die mit der Freiheit von Jedermann nach einem möglichen allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann, (d. i. diesem Rechte des Andern) nicht Abbruch thut. — Eine Regierung, die auf dem Prinzip des Wohlwollens gegen das Volk, als eines Vaters gegen seine Kinder, errichtet wäre, d. i. eine väterliche Regierung, wo also die Unterthanen als unmündige Kinder, die nicht unterscheiden können, was ihnen wahrhaftig nützlich oder schädlich ist, sich bloß passiv zu verhalten genöthigt sind, um, wie sie glücklich seyn sollen, bloß von dem Urtheile des Staatsoberhauptes, und, daß dieser es auch wolle, bloß von seiner Gütigkeit zu erwarten: ist der größte denkbare Despotismus (Verfassung, die alle Freiheit der Unterthanen, die alsdann gar keine Rechte haben, aufhebt). Nicht eine väterliche, sondern eine vaterländische Regierung ist diejenige, welche allein für Menschen, die der Rechte fähig sind, zugleich in Beziehung auf das Wohlwollen des Beherrschers, gedacht werden kann. Patriotisch ist nämlich die Denkungsart, da ein Jeder im Staate (das Oberhaupt desselben nicht ausgenommen) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß, oder das Land als den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen, und welchen er auch so als ein theures Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen, nicht aber es seinem unbedingtem Belieben zum Gebrauch zu unterwerfen, sich für befugt hält.

12.

*) Berlin. Monatsschr. Septbr. 93. S. 235.

12.

Leibeigenschaft.

Hinterl. Werk. B. VI. S. 66.

Es giebt in den meisten Staaten Europens Provinzen, wo die Bauern dem Acker angehören und Knechte ihrer Edelleute sind: dies ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste, und der, wogegen sich die Menschheit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um der Sklav von seines Gleichen zu seyn. Man verabscheuet mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man glaubt, es sey nichts als guter Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen; aber die Sache verhält sich anders: es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestritten; wollte man also jene abscheuliche Einrichtung auf einmal abschaffen, so würde die ganze Landwirthschaft einen tödtlichen Streich leiden, und man müßte zum Theil den Adel für den Verlust, den er an seinen Einkünften litte, entschädigen.

Es ist zu verwundern, wie der gerade gesunde Menschenverstand, welcher den König sonst so sicher leitet, sich hier durch ein Wort ohne Sinn hat können irre führen lassen. Er gesteht, daß die Leibeigenschaft unmenschlich und barbarisch sey, meint aber doch, daß sie nicht so geradezu aufgehoben werden könne, weil sie auf alten Verträgen beruhe, und die Gutsbesitzer für den aus der Aufhebung entstehenden Verlust

lust schadlos gehalten werden müßten. Dies war freilich bisher das gewöhnliche Räsonnement, womit selbst berühmte Rechtsgelehrte die Leibeigenschaft zu vertheidigen suchten. Allein ist es denn historisch wahr, daß die Leibeigenschaft durch einen Vertrag ihren Ursprung genommen hat? Ist auch überhaupt ein solcher Vertrag nur möglich und für die Nachkommen verbindlich? Bedingungen, welche der Ueberwinder dem Besiegten vorschreibt, und die dieser annehmen muß, können nicht Verträge genannt werden, und was Gewalt gegründet hat, kann auch Gewalt wieder zerstöhren.

Aber sagt man, ist es nicht ungerecht, die jetzigen Eigenthümer, welche nicht durch Gewaltthätigkeit, sondern durch Erbschaft oder Kauf rechtmäßiger Weise in den Besitz ihrer Güter getreten sind, der aus der Leibeigenschaft ihnen zufließenden Vortheile ohne allen Ersatz zu berauben? und wer soll ihnen den Schaden ersetzen? — Daß diese Schwierigkeit nicht so groß, nicht unauflöslich sey, hat die Erfahrung in Dänemark und andern Ländern gezeigt, wo dieses Joch nicht mehr Statt findet. Und warum will man denn nur gegen die Reichen gerecht seyn, und nicht gegen die Armen? Sind diese nicht ohne ihre Schuld und ohne ihre Einwilligung in diese traurige Lage gekommen? Ist der Verlust, den diese Unglücklichen durch Beraubung ihrer Freiheit leiden, nicht weit größer, als der — mehrentheils in der Einbildung bestehende — Schade, welcher den Eigenthümern durch Aufhebung der Knechtschaft zugefügt wird? Aber — unser Adel wird eher alle andre Beiträge zum öffentlichen Besten bewilligen, als diesen, ihm etwas von der Unterthänigkeit seiner Bauern aufzuopfern. Denn es ist die allgemeine Denkungsart der Menschen, daß sie sich lieber auf einmal einen auch großen Theil ihres Eigenthums rauben, als auf immer ein gewisses Eigenthumsrecht, sey es noch so klein (und unbillig) entziehen lassen. S. Garvens philos. Anmerk. und Abhandl. zu Cic. von den Pflichten, B. II. Seite 167.

13.

Gleichheit.

Hinterl. Werk. B. VI. S. 151.

Ungeachtet die Stände verschieden sind, sieht man doch ein, daß die Natur uns gleich gemacht hat, daß wir einig und friedlich leben müssen, zu welcher Nation wir auch gehören, und welchen Meinungen wir auch zugethan seyn mögen; und daß Freundschaft und Mitleid allgemeine Pflichten sind. Kurz, das Nachdenken bessert in uns alle Fehler des Temperaments.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 47.

Mich dünkt, wenn von der Geschichte des menschlichen Geistes die Rede ist, verschwindet der Unterschied der Stände und Lebensarten; die Könige sind nichts weiter, als Menschen, und alle Menschen sind einander gleich: denn wir haben hier nur im Allgemeinen die Eindrücke oder Veränderungen zu untersuchen, welche gewisse äußere Ursachen auf den menschlichen Geist bewirkt haben.

Theils Mißverstand, theils vorsetzliche Mißdeutung des Wortes Gleichheit hat bekanntlich zu unsrer Zeit viel Unheil gestiftet. So, wie Friedrich und mit ihm alle vernünftige Männer sich erklären, kann unmöglich Anstoß dabei seyn. „Es ist sehr einfältig, die Philosophen, wenigstens diejenigen, welche diesen Namen verdienen, beschuldigen zu wollen, als predigten sie die Gleichheit (der Stände); in jedem Staat, wie er auch immer seyn mag, ist diese Gleichheit eine unmögliche Grille. Die wahre Gleichheit der Bürger besteht

besteht darin, daß sie insgesammt den Gesetzen gleich unterworfen, und bei Verletzung derselben gleich strafbar sind. Dieses findet in allen gut regierten Staaten Statt, wo der Obere niemals befugt ist, den Untern ungestraft zu drücken; aber unglücklicher Weise findet es nicht überall Statt." *) — Wo Niemand von den Vortheilen und Nachtheilen der gesellschaftlichen Einrichtung ausgeschlossen ist, da herrscht eine vollkommne bürgerliche Gleichheit.

Den schädlichen Einfluß der Ungleichheit und des aus derselben entspringenden allzu großen Unterschieds der Stände auf den sittlichen Charakter, zeigt Garve (Philos. Anmerk. B. I. S. 66) sehr einleuchtend: Die Tapferkeit und Hoheit des Geistes, die einen so beträchtlichen Theil der alten Tugendlehre ausmacht, ist in der neuern Moral oft vergessen, wenigstens in der neuern Erziehung sehr vernachläßigt worden. Ueber der Tugend der Demuth, welche die Religion predigt, und die eine wahre Tugend ist, wenn man sie entweder in die richtige Schätzung unsrer selbst, oder in die Empfindung der Gleichheit aller Menschen mit uns, und des Vorzugs vieler über uns, setzet, hat man das edle Gefühl seines Werthes anzuempfehlen vergessen, das mit jener Demuth bestehen kann, und ohne welches wenig andre Tugenden bestehen können. Weil in unsern jetzigen Regierungsformen nicht alle Bürger zum Kriege berufen sind: so hat man viele Classen derselben, von der Pflicht der Unerschrockenheit und der Tapferkeit in Gefahren, losgesprochen; ja man hat die Erziehung einiger darauf angelegt, sie weichlich und feige zu machen. — Weil endlich bei uns der Unterschied der Stände größer ist, und sich in den Sitten, im Umgange viel merklicher zeigt; so werden die Großen zum Stolz, und die Niedrigern zur Schüchternheit gebildet. Beides benimmt dem Menschen die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher er jeden Menschen als seines Gleichen, und Glück, Stand, Reichthum, als unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Die furchtsame Verehrung der Großen und Reichen muß dann nothwendig eine ausschweifende Hochachtung gegen Reichthum und Macht selbst hervorbringen.

Und

*) d'Alemberts Br. an den König im 14ten B. der hinterl. W. S. 101.

Und doch gehört Tapferkeit und Edelmuth eben so gewiß zu einem tugendhaften Charakter, als Menschenliebe. Wer furchtsam ist, unterläßt viel Gutes, kann niemals seine Kräfte ganz gebrauchen, sagt und thut aus Menschengefälligkeit vieles, was er ohne Rücksicht auf Andre verwerfen würde. Kurz, ein feiger oder blöder Mensch ist nicht in seiner eignen Gewalt. Sobald er in Gefahr oder in Verlegenheit kommt, so handelt, so redet er nicht mehr wie er will; nicht so wie er es sich vorgesetzt hatte. Bei dem besten Herzen, bei dem besten Verstande desselben, läßt sich also nichts von ihm erwarten.

14.

Revolutionen.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 19.

Sind heut zu Tage in den christlichen Staaten die Revolutionen seltener; so kommt es daher, weil die Grundsätze einer reinen Moral sich immer weiter verbreiten. Der Geist der Menschen wird aufgeklärter, sie sind nicht mehr so rauh und wild, und der Dank dafür gebührt vielleicht den Gelehrten, die Europa verfeinert haben.

Hinterl. W. B. V. S. 107.

Es scheint, wenn man die Geschichte durchläuft, als ob Veränderungen und Revolutionen zu den fortdauernden Naturgesetzen gehörten: Alles in dieser Welt ist dem Wechsel unterworfen, und dennoch hängen Thoren sich an die Gegenstände ihrer Ehrsucht, vergöttern dieselben, und werden die Täuschungen dieser Zauberlaterne nicht inne, die unaufhörlich vor ihren

Augen

Augen vorbeizieht. Aber es giebt eine Kinderklapper für jedes Alter: Liebe für die Jünglinge, Ehrsucht für das reifere Alter, politische Rechenkunst für die Greise.

B. IX. S. 287.

Der Kanton Bern und der allerchristlichste König sind Popanze, die zu ihrer Belustigung kleine Republiken verschlingen; man beleidigt sie niemals ungeahndet, und wenn sie in üble Laune gerathen, so ist es auf immer und ewig um unser Calvinistisches Rom (Genf) geschehen. Die untergeordneten Ursachen des Schicksals werden darüber entscheiden; ich wünsche, daß sie die Angelegenheit zum Vortheil der Bürger lenken mögen, die, wie es mir scheint, Recht haben. Im Fall eines Unglücks sollen sie die Freistatt finden, die sie verlangen, und auch die Vortheile, die sie wünschen.

Hinterl. W. B. IX. S. 300.

Ich beklage die Bürger des Calvinistischen Roms, daß sie sich in der harten Nothwendigkeit befinden, entweder ihr Vaterland zu verlassen, oder den Vorrechten ihrer Freiheit zu entsagen; sie haben mit zu starken Gegnern zu thun, und werden von den Franzosen mit vieler Strenge behandelt.

B. IX. S. 296.

Ich beklage Sie, daß Ihre Einsiedelei von bewaffneten Truppen umringt ist. So bleibt denn kein

Aufenthalt vor Waffengetümmel sicher! Wer hätte glauben sollen, eine Republik werde von Nachbarn blokirt werden, denen gar keine Herrschaft über sie zusteht! Aber der Sturm wird, wie ich mir schmeichle, vorübergehen, die Genfer werden der Gewalt nicht hartnäckig widerstreben, oder die Französischen Minister ihre Heftigkeit mäßigen.

B. XI. S. 236.

(Aus einem Briefe an d'Alembert.)

Sie wollen wissen, was ich von dem Betragen der Engländer denke? Gerade wie das Publikum. Daß sie nämlich wider die Redlichkeit gesündigt haben, indem sie ihren Kolonieen den Vertrag nicht so hielten, wie sie ihn mit denselben geschlossen hatten; daß sie sehr ungeschickt und wider alle Regeln der Klugheit einem Gliede ihres Staatskörpers den Krieg angekündigt haben, der für sie nicht anders als unglücklich ausschlagen konnte; daß sie sehr einfältig die Stärke dieser Kolonieen nicht kannten, und sich einbildeten, General Gage könne sie mit 5 bis 6000 Mann, die er befehligte, bezwingen, daß sie Truppen in Sold nahmen, ohne an die Schiffe zu denken, die sie nach Amerika herüber bringen sollten, daß sie auf dem Londner Markt Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse für die Armee kauften, die in Pensilvanien fechten sollte. Kurz, nichts als Fehler sind diesen Insulanern vorzuwerfen.

Friedrich denkt von der Aufklärung und den Wissenschaften ganz anders und ohne Zweifel richtiger, als viele heut zu Tage, denen Aufklärer und Empörer Synonime sind. Das kommt aber daher: Jener war selbst ein Eingeweiheter, er ehrte die Wissenschaften, weil er sie kannte, und ihren Einfluß auf die Ausbildung des Geistes und Herzens selbst erfahren hatte, welches bei diesen gemeiniglich der Fall nicht ist. An Voltairen schrieb Friedrich: Autoren sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt; sie manifestiren Ideen, die Andre sich einprägen. — — Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, welche die Sicherheit und den Reitz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig!

Vor kurzem hat auch Kästner über diesen Gegenstand geschrieben, und die Unschuld der Schriftsteller in Hinsicht auf Revolutionen dargethan. Er sagt unter andern so witzig als wahr: zur Bewirkung von Revolutionen gehören Arme; diese werden aber nicht durch Federn, sondern durch den Magen in Bewegung gesetzt, so wie der Magen auch mehrentheils die Ursache von der Bewegung der Federn ist.

In der folgenden Stelle erklärt er die Revolutionen (die man aber wohl von Rebellionen zu unterscheiden hat) für nothwendige und unvermeidliche Begebenheiten, die jeder Staat zu seiner Zeit erfahren müsse. Die Geschichte bestätigt dies auch, und die Philosophie belehrt uns, daß solche Veränderungen in der Natur des Menschen und menschlicher Einrichtungen gegründet sind, und daß es nur ein Mittel giebt, ihnen zuvorzukommen, nehmlich Reformationen, die von Zeit zu Zeit mit Weisheit und gehöriger Vorsicht angestellt werden. „Bei zunehmender Aufklärung sieht sich die despotische Monarchie allezeit genöthigt, sich in eine souveraine zu verwandeln, oder sie wird durch eine Revolution aufgehoben, welche von selbst erfolgt, als eine zur Naturabsicht der Ausbildung der Menschengattung gehörige Begebenheit, die eben so von selbst und ohne Vertrag entsteht, als sich die Obergewalt von selbst bildet. Alles, was nicht durch einen moralischen Entschluß, sondern nach

Natur-

Naturgesetzen entstanden ist, sie mögen nun Gesetze der Bewegung oder der Leidenschaften seyn, hebt sich durch diese Gesetze wieder auf, sobald es zum Naturzweck nicht mehr nothwendig ist. Die bisherige, und, was die zu ihr gehörigen Dokumente betrifft, als geschlossen anzusehende Geschichte, bietet uns auch bloß Revolutionen dar, deren heilsamer Endzweck zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts und Herbeiführung einer weltbürgerlichen Gesellschaft, sich wohl auffinden, aber deren moralische Rechtmäßigkeit sich nicht beurtheilen läßt, weil diese einzig aus der Maxime der handelnden Personen, und nicht aus dem heilsamen oder mißlichen Erfolge erkannt werden müßte. Alles, was geschehen ist, muß nach Naturgesetzen, und alles, was geschehen soll, nach Freiheitsgesetzen betrachtet werden. — — In diesem liegt auch der Grund, warum eine souveraine Regierung keine rein moralische Form hat, weil der Richter in ihr durch sich selbst Richter ist. Dies kann wohl geduldet werden, so lange kein Grund vorhanden ist, mit der Verwaltung seines Amts unzufrieden zu seyn: aber sobald diese Unzufriedenheit Statt findet, so steht er unter keinem Schutze, und ist einer Revolution preis gegeben. Jede souveraine Verfassung trägt daher den Keim einer Revolution so gut in sich, wie die despotische: nur mit dem Unterschiede, daß eine Revolution bei der despotischen nothwendig den Umsturz der Verfassung hervorbringt, bei einer souverainen aber oft nur die Veränderung des regierenden Subjekts zum Zweck haben kann. — — In einer Verfassung, die als eine von freien moralischen Wesen zu wählende anzusehen ist, müssen daher alle vier Gewalten (die gesetzgebende, die richterliche, die wählende und die vollziehende) getheilt seyn. Eine solche Verfassung ist keiner Revolution mehr unterworfen, und kann jederzeit durch eine Reformation verbessert werden, wenn die Subjekte, welche die Gewalten haben, selbige schlecht verwalten *)."

Garve urtheilt über die Nothwendigkeit der Revolutionen der Hauptsache nach eben so, er sagt: **)

*) Neuer Deutscher Merkur St. 12. Jahrg. 93. S. 365 ꝛc.

**) Anmerk. und Abhandl. zum Cic. B. II. S. 169.

Revolutionen bereiten sich von selbst vor; die Menschen sind mehr Werkzeuge als Urheber derselben. — Große Hauptverbesserungen, welche die ganze Verfassung des Staats angehen, und die, welche das Eigenthum verletzen, überlasse man der Zeit, und sorge nur, daß die Gemüther der Bürger durch Aufklärung und durch Kenntniß ihrer wahren Vortheile vorbereitet werden, Mißbräuche selbst einzusehen und zu hassen. — In welchem Lichte betrachtet Friedrich die damals mißlungene Revolution der Bürger von Genf und die für ihre Freiheit kämpfenden amerikanischen Kolonieen? Sie haben Recht, sagt er, und ihre Unterdrücker haben Unrecht. Und wie räsonnirten gewisse Publicisten und Journalisten? — ein seltsamer Kontrast! Bürger nehmen die Partie der Tyrannen, und ein König wünscht den Bürgern einen glücklichen Erfolg ihrer angefangnen Revolution, und bedauert sie, da er hört, daß sie der Gewalt haben unterliegen müssen. Und gewiß, die allermeisten — wo nicht alle, — Regenten würden eben so gesinnt seyn, wenn sie, wie Friedrich, die wahre Beschaffenheit der Dinge einsähen, wenn sie wüßten, daß sie selbst nur zu regieren scheinen, indeß die wahre Gewalt in den Händen ihrer verschmitzten Günstlinge und Rathgeber ist, und daß Revolutionen (die man, wie gesagt, nicht mit Rebellionen und Konspirationen verwechseln muß) nicht sowohl gegen sie, als gegen diese schändlichen Menschen gerichtet sind, welche deshalb auch das größte Geschrei darüber erheben.

Bei dem allen unterschied Friedrich die Sache von den Personen, und er läßt nicht unbemerkt, daß die Urheber der Revolutionen oft die verworfensten Geschöpfe sind, die bei ihren Unternehmungen nichts weniger als edle Absichten haben. Gewöhnlicher Weise (heißt es in einem Briefe an Voltaire) macht man sich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche ein abergläubige Idee; wenn man in den Coulissen ist, sieht man, daß die größten Zauberscenen durch die gemeinsten Triebfedern, durch Taugenichtse hervorgebracht werden, die, wenn sie sich öffentlich, wie sie sind, zeigten, nur den Unwillen des Publikums auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterlist, Doppelsinn, Treulosigkeit sind unglücklicher Weise der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der

Spitze

Spitze der Nationen stehen, und ihnen Exempel seyn sollten.

15.

Umstürzung des Papstthums.

Hinterl. W. B. IX. S. 298.

(Aus einem Briefe an Voltaire.)

Ich habe, so wie Andre, bemerkt, daß da, wo die meisten Klöster und Mönche sind, das Volk am blindesten in Aberglauben dahin gegeben ist. Wenn man es so weit bringt, daß diese Asyle des Fanatismus vernichtet werden, so wird das Volk ohne Zweifel in kurzem gleichgültig und laulicht in Ansehung der Gegenstände werden, die es jetzt verehrt. Es käme also darauf an, daß man die Klöster zerstörte, oder wenigstens nach und nach ihre Anzahl verminderte. Dieser Augenblick ist da, denn Frankreich und Oestreich sind in Schulden; sie haben schon alle Hülfsquellen der Industrie erschöpft, um herauszukommen, und es ist ihnen nicht gelungen. Die Lockspeise, welche reiche Abteien und gut fundirte Klöster darbieten, ist verführerisch. Wenn man ihnen überdies vorstellte, wie sehr bei dem Cölibat die Bevölkerung ihrer Staaten leidet, ferner den Mißbrauch der großen Menge von Cucullatis, von denen ihre Provinzen wimmeln, und zugleich, wie leicht sie ihre Schulden zum Theil bezahlen können, wenn sie die Schätze dieser Kommunitäten, die keine Erben haben, dazu verwendeten: so

würden sie sich, glaub' ich, leicht dahin bringen lassen, diese Reform anzufangen; und hätten sie erst die Säkularisation einiger Pfründen genossen, so würde ihre Habsucht wahrscheinlich auch den Rest nach und nach verschlingen. Jede Regierung, die sich zu dieser Operation entschließt, wird die Philosophen lieben, und allen den Büchern anhangen, die den mannichfachen Volksaberglauben und den falschen Religionseifer der Heuchler angreifen, die sich gern gegen ihre Schritte setzen möchten.

B. X. S. 176.

(An eben denselben.)

Der Papst und die Mönche werden ohne Zweifel ein Ende nehmen; aber die Vernunft wird ihren Fall nicht bewirken. Vielmehr werden sie in dem Verhältnisse zu Grunde gehen, wie die Finanzen der großen Fürsten in Unordnung kommen. In Frankreich wird man, wenn alle Mittel Geld zu bekommen erschöpft sind, genöthigt seyn, Abteien und Klöster zu säkularisiren; dies Beispiel wird Nachahmer finden, und die Menge von Cucullatis wird auf eine sehr kleine Anzahl eingeschränkt werden. In Oestreich wird man durch eben dies Geldbedürfniß auf den Gedanken gerathen, seine Zuflucht zu der leichten Eroberung der Staaten des heiligen Stuhls zu nehmen, damit man die außerordentlichen Ausgaben bestreiten könne. Man wird dem heiligen Vater eine große Pension aussetzen. Aber wie wird es dann weiter gehen? Frankreich, Spanien, Polen, mit Einem Wort, alle katholische

Mächte

Mächte werden keinen Statthalter Jesu Christi anerkennen wollen, der unter dem kaiserlichen Hause steht; jede wird einen Patriarchen in ihrem eignen Lande ernennen; man wird National-Konzilien zusammen berufen; nach und nach wird sich jeder von der Einen Kirche trennen, und am Ende wird jedes Königreich seine eigne Religion haben, wie seine eigne Sprache.

Ein Theil von dieser Weißagung ist bereits in Erfüllung gegangen, und dies scheint zu beweisen, daß Friedrich im wahren prophetischen Geist gesprochen hat, und daß das Ende der Weißagung mit der Zeit auch in Erfüllung gehen wird. Also — nicht die Vernunft, nicht die Aufklärung, sondern die Geldnoth bewirkt solche Revolutionen. War dies nicht auch in Frankreich der Fall?

16.

Gesetze.

Hinterl. W. B. X. S. 186.

(Br. an Voltaire).

In dem Verhältnisse, wie die Völker civilisirter werden, muß man auch ihre Gesetze mildern. Wir haben es gethan, und befinden uns wohl dabei. Der Denkungsart der weisesten Gesetzgeber zu Folge, glaubte ich, es sey besser, Verbrechen zu verhüten und zu verhindern, als sie zu bestrafen. Dies ist mir gelungen. Um Ihnen einen deutlichen Begriff hiervon

zu geben, muß ich Sie mit unsrer Bevölkerung bekannt machen. Diese beläuft sich nur auf fünf Millionen und zwei hundert tausend Seelen. Wenn Frankreich zwanzig Millionen Einwohner hat, so macht unsre Menschenzahl etwa ein Viertheil davon aus. Seitdem nun unsre Gesetze gemildert worden sind, werden bei uns im Durchschnitt jährlich nur vierzehn, höchstens funfzehn Todesurtheile gefällt. Das kann ich Ihnen um so zuverläßiger sagen, da ohne meine Unterschrift Niemand zu Festungsstrafe verurtheilt, und eben so Niemand hingerichtet werden darf, wenn ich die Sentenz nicht bestätiget habe. Die meisten Deliquenten sind Kindermörderinnen. Andrer Mordthaten giebt es wenig, und noch seltener ist Strassenraub.

Gesetze, Verfassungen, Konstitutionen müssen bei veränderten Sitten und Bedürfnissen abgeändert und diesen angepaßt werden, und eben hierin besteht die heilsame Reformation eines Staats, welche Revolutionen vorbeugt. Daher sind gute Regenten hierauf immer vorzüglich bedacht gewesen, haben aber auch immer in dem bösen Willen Andrer, deren Privatnutzen sich mit dem allgemeinen Besten des Landes nicht verträgt, viel Hinderniß gefunden. Unter mehrern giebt die neuere Geschichte des unglücklichen Polens hiervon ein Beispiel. Auch Friedrich erndtete die Früchte seiner weisen Entwürfe nicht. „Er fühlte die Nothwendigkeit eines guten allgemeinen Gesetzbuchs gleich zu Anfang seiner Regierung, und so wie er auf Verbesserung der ganzen Rechtspflege bedacht war, so legte er auch mit Ernst Hand an das Werk. Zu eben der Zeit, als er durch den berühmten Cocceji eine verbesserte Proceßordnung anfertigen ließ, war auch der Entwurf zu einem Landrecht abgefaßt, und im Jahr 1749 durch den Druck bekannt gemacht.

Das

Das Werk war in zu großer Eile aufgeführt, mit zu weit getriebner Vorliebe für das Römische Recht, mehr in der Form eines Lehrbuchs, als eines Gesetzes abgefaßt, mit Lateinischen Kunstwörtern angefüllt und ohne Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks. Es erhielt so wenig vom Könige als von der Nation Beifall, und ward nur in einigen Provinzen bei einzelnen Materien als Gesetz eingeführt. Der große Friedrich gab jedoch seinen weisen Vorsatz nicht auf, erneuerte ihn fast bei jeder Gelegenheit, und machte einen nochmaligen Versuch zur Ausführung in den letzten Jahren seines thatenvollen Lebens." *)

Bekanntlich starb Friedrich noch vor der Vollendung des auf seinen Befehl verfertigten neuen Gesetzbuchs, dessen Schicksal Jedermann weiß. Der Verfasser der hier angezognen Stelle sagt in dem nehmlichen Aufsatze, woraus dieselbe genommen ist: Man beruft sich auf die von dem Landesherrn bestätigten Statuten und Gewohnheitsrechte einzelner Provinzen, ja sogar einzelner Städte, und will dadurch die allgemeine Anwendung des Gesetzbuchs hemmen. Man trägt diesen Einwurf mit hochtönenden Worten vor; und mancher Gutgesinnte wird dadurch irre geführt, weil er weder die Sache kennt, noch gewahr wird, daß listige Köpfe ihre gefährlichen Nebenabsichten darunter verstecken. — Die so leicht zu beantwortende Frage: Sollen auch diejenigen Statuten und Gewohnheitsrechte in Kraft bleiben, die weder auf eigenthümlichen Verfassungen einer Provinz beruhen, noch aus andern vernunftmäßigen Gründen beibehalten sind? — auch diese Frage haben Unwissenheit und böser Wille zu bestreiten versucht.

So werden also die besten Absichten wohlmeinender Regenten und ihrer rechtschaffenen Räthe durch Eigennutz, Intriguen und Ränke vereitelt!

---

*) Geschichte des gemeinen Rechts in den Preuß. Staaten vom Geh. Rath Gosler Berlin. Monatsch. April 93.

17.

Pflichten der Regenten.

Hinterl. W. B. VI. S. 54 — 56.

Wir haben bemerkt, daß die Bürger einem ihres Gleichen aus keinem andern Grunde den Vorrang einräumten, als weil sie wichtige Dienste von ihm erwarteten; diese Dienste bestehen darin, daß er die Gesetze aufrecht halte, die Gerechtigkeit genau handhabe, mit aller Macht dem Sittenverderbniß entgegen arbeite, und den Staat gegen seine Feinde vertheidige. Die Obrigkeit muß auf die Kultur des Bodens Acht haben, der Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln verschaffen, die Betriebsamkeit und den Handel beleben; sie ist einer immerwährenden Schildwache gleich, welche die Nachbarn und die Schritte der Feinde des Staats beobachten muß. Man fordert von ihr, daß ihre Vorhersehung und Klugheit zu rechter Zeit Bündnisse schließen, und die Bundesgenossen wählen soll, welche für das Wohl des Staats die schicklichsten sind. Aus dieser kurzen Darstellung ergeben sich die einzelnen Kenntnisse, welche zu jedem der angeführten Punkte erforderlich sind. Hierzu kommt 1.) ein tiefes Studium der besondern Verfassung und Lage des Landes, welches diese Obrigkeit zu regieren hat, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Geiste der Nation; denn wenn der Regent aus Unwissenheit fehlt, so macht er sich eben so strafbar, als wenn er es aus Bosheit thäte. Jenes ist ein Fehler der Trägheit, dieses ist Verderbniß des Herzens;

aber

aber das Uebel, welches für die Gesellschaft daraus entspringt, bleibt dasselbe.

Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art von Luxus ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste, und mit Hohn die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen Müßiggänger zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rührt von mehrern verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen; diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten haben, sie werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und sich andere Schandthaten dieser Art zu Schulden kommen lassen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Regierung des Staats gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern überläßt; so zieht der eine zur Rechten, der andere zur Linken; Niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut es auch seyn mag, um etwas Neues zu schaffen, und

um seine Phantasieen, oft zum Nachtheil des allgemeinen Besten, durchzusetzen. Andre Minister, die an die Stelle von diesen kommen, eilen so sehr als möglich, um auch ihrer Seits die gemachten Einrichtungen niederzureißen, und sind zufrieden, wenn sie nur für Erfinder gehalten werden. So verstattet diese beständige Reihe von Veränderungen und von Wechsel jenen Entwürfen niemals Zeit, Wurzel zu schlagen. Daher entstehen Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer schlechten Regierung.

B. IX. S. 329.

(Brief an Voltaire.)

Meine Hauptbeschäftigung besteht darin, daß ich in den Provinzen, zu deren Beherrscher mich der Geburtszufall gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre, die Sitten anbaue, und die Leute so glücklich zu machen suche, als es sich mit der menschlichen Natur verträgt, und als es die Mittel erlauben, die ich darauf verwenden kann.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 12.

Also muß die Gerechtigkeit das Hauptaugenmerk eines Regenten seyn; er muß für das Beste seines Volks sorgen, und dies jeder andern Rücksicht vorziehn. Was wird also aus allen jenen Ideen von Vortheil, von Glanz, von Despotismus? Es zeigt sich auf die Art ja, daß der Fürst nichts weniger ist, als der unumschränkte Gebieter der unter

ter seiner Herrschaft stehenden Völker, sondern vielmehr bloß ihr erster Bedienter.

Ebendaselbst S. 166.

Die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten, Jedermann Gewissensfreiheit zugestehn, stets König seyn und nie den Priester machen: dies sind die wahren Mittel, den Staat vor den Stürmen sicher zu erhalten, welche der dogmatisirende Geist der Theologen beständig zu erregen sucht.

Kürzer und bündiger hat wohl nicht leicht Jemand über die Pflichten der Regenten geschrieben, als Friedrich. Wir haben die vortrefflichen Briefe des Grafen Tessin und andre Schriften über denselben Gegenstand; aber wenn ein weiser König zu Königen spricht, so sind die Worte von größerm Gewichte. Diese Stellen hier bedürfen keines weitern Kommentars: es sey also genug, nur einige Gedanken des biedern Staatsmannes, des Frhrn. von Moser, zur Vergleichung mit jenen auszuzeichnen.

„Es ist keine Kunst, zu thun was man will; der Fürst ist aber edel gesinnt, der nichts anders thut, als was er soll. Und ach! wie selten sind diese anzutreffen."

„Ein Herr achte doch die Liebe seiner Unterthanen nie gering, sie reicht weiter, als alle Gewalt. Er wird sie erwerben und erhalten, wenn er zeigt, daß er sie nicht als Sklaven mit Furcht, sondern als freie Menschen mit Verstand regiere, und in seinen Handlungen nicht nach einem blinden Instinkt, sondern nach Gründen zu Werke gehe, deren Rechtmäßigkeit sich vor dem vernünftigen Theil seiner Unterthanen legitimirt."

„Ein Herr gewöhne sich doch, die Pflichten seines Amts den Rechten desselben allezeit vorzuziehen.

hen. Man kann einen Fürsten nicht verklagen, wenn er, anstatt sein Land zu regieren, lieber in den Krieg zieht; man muß zufrieden seyn, wenn er lieber mit den Hunden als mit den Referendarien spricht; man muß es in Geduld tragen, wenn die Sachen, die seine Unterschrift erfordern, um der Maitresse, um eines fremden Mahlers, ja um einer Drehbank willen Monate lang ununterzeichnet liegen bleiben: ist es aber rühmlich? Ein Herr behält allemal zu seinen Ruhe- und Ergötzungsstunden Zeit genug übrig, und es wird keinem derselben als ein Landes-Gravamen angerechnet werden, wenn er es dem wunderbaren Helden, *) dem Könige, dessen Größe noch Größere eifersüchtig macht, nicht gleich thun, noch zu gleicher Zeit Krieg führen, Schlachten gewinnen, sein Reich regieren, Bücher lesen, selbst schreiben, die Flöte spielen, weite Reisen thun, und sich in allem gleich gegenwärtig seyn kann. Wer wollte aber gern in den Chroniken seines Landes so verewigt seyn, als Bernhard Freydinger in dem Leben seines gewesenen Herrn, Herzog Heinrichs zu Sachsen, meldet: „Mit der Reise war Herzog Heinrich wohl zufrieden, als der sein Tage allezeit gern gewandert hatte. Aber mit viel Sachen und Briefen überlaufen zu werden, wie damals übermäßig geschah **), war er gar ungewohnt und ungeduldig. Wenn er in wichtigen Sachen, da mans nicht umgehen konnte, unterschreiben sollte, sagte er oft unwillig: Er wolle lieber alles thun, als schreiben, u. s. w.“

„Gewiß würde sich auch derjenige schlecht empfehlen, der seinem gnädigsten Herrn das wohlverdiente Epitaphium setzen wollte, womit ein alter Deutscher Dichter den Seinigen besungen hat:

Derselbig führt zwar keine Pracht,
Blieb bei der gewöhnlichen Tracht;
Aber seine unterthane Leut
Waren seiner wenig erfreut.

Er

*) Friedrich dem Einzigen.

**) Es ist schon ein schlimmes Zeichen, wenn die Unterthanen den Regenten übermäßig mit Bittschriften anlaufen müssen.

Er hörte nicht ihr Noth und Klagen,
Wartet sein Weidewerk und Jagen,
Fing Kaninchen, Hasen und Reh,
Und sonst viel andre Wildprät meh;
Als wär' er um ein großes Geld
Für einen Jägermeister bestellt,
Oder mit Nebucadnezar
Verdammt zu der Bestien Schaar,
Und nicht gesetzt zum Landesherrn,
Seine Leute zu regiern mit Ehrn,
Zu befördern Gericht und Recht,
Zu schützen den Herrn und Knecht.

Ein Jahr vor seinem Tode sprach Friedrich mit einem sehr verdienten Manne über Prinzenerziehung; er bemerkte, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse, seine Macht recht zu gebrauchen, aber eben so sehr, sie nicht zu mißbrauchen. Verschiedne Dinge, sagte er, sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsächlich: Religion und Liebe. Siehe Nicolai Anekdoten von Friedrich II, Heft I. S. 75.

18.

Achtung gegen Konstitutionen.

Hinterl. W. B. IX. S. 360.

Die Konventionen, auf welche das dortige Volk (die Einwohner in Neufschatel) seine Freiheit und seine Privilegien gründet, sind mir ehrwürdig, und ich schließe meine Macht in die Gränzen ein, die es selbst bestimmt hat, als es sich meinem Hause unterwarf.

Welch ein edler Zug in dem Charakter des Königs! Er hatte die Macht, seinen Willen geltend zu machen, seine Forderungen waren billig und der Menschenliebe gemäß, und dennoch stand er davon ab, wenn der Widerspruch sich auf Privilegien und Freiheiten stützte. Er wollte dem verfolgten Rousseau eine Freistatt in Neufschatel anweisen; man gab es aber dort nicht zu; er verlangte Schutz für ein andres Opfer des Fanatismus; man schlug ihm denselben ab. Wer könnte es tadeln, wenn Friedrich sich in solchen Fällen durch den Gebrauch seiner Macht Gehorsam verschafft hätte? Allein ihm waren Privilegien und Freiheiten ehrwürdig, deren Verletzung er auch nicht mit den redlichen Absichten, die ihn leiteten, glaubte rechtfertigen zu können. Ich habe, schreibt er an Voltaire, zu Neufschatel eben so viel Autorität, als der König von Schweden (ehemals) bei seinen Reichstagen, oder so viel Gewalt, als Stanislaus über seine Sarmatische Anarchie. — — Ich bin gezwungen, Ihnen das erniedrigende Geständniß zu thun, daß ich ohnmächtig bin. Ich habe in diesem Lande das Mittel nicht ergreifen wollen, dessen sich der Französische Hof bedient, um die Parlamenter im Königreiche gehorsam gegen seinen Willen zu machen. —

Es giebt große und kleine Höfe, die (zuweilen gar bei eigennützigen und schlechten Absichten) einen unbedingten Gehorsam gegen ihren Willen, wenn er auch mit Privilegien und Rechten der Einwohner in klarem Widerspruche steht, verlangen, und bescheidne Gegenvorstellungen wie Rebellionen ansehen und bestrafen. Exempla sunt odiosa. S. auch Schlözers Staatsanzeigen, Heft 44. S. 451.

19.

Stände im Brandenburgischen.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. I. S. 392.

George Wilhelm zog im Jahre 1631 die Stände zum letztenmal zu Rathe, und befragte sie, ob sie es für

für gut fänden, daß er ein Bündniß mit den Schweden schlösse, und ihnen seine festen Plätze überließe, oder daß er die Partei des Kaisers nähme. Nachher zog Schwarzenberg, der allmächtige Minister eines schwachen Fürsten, die ganze Gewalt des Landesherrn und der Stände an sich, und legte eigenmächtig Kontributionen auf. Nun behielten die Stände von ihrer Macht, die sie nie gemißbraucht hatten, weiter nichts übrig, als das Verdienst, sich den Befehlen des Hofes blindlings zu unterwerfen.

Von welcher Wichtigkeit patriotischgesinnte Stände für das Wohl eines Landes sind, wie viel sie zum allgemeinen Besten mitwirken können, darf nicht erst bewiesen werden. Diese Stände unterdrücken, und sie außer Thätigkeit setzen, ist an sich schon Tyrannei, und öffnet der willkührlichen Gewalt vollends Thür und Thor. Hier war es wiederum nicht der Regent, sondern ein Minister, der diesen Despotismus ausübte, welches der obigen Bemerkung N. 14 zur Bestätigung dient. Leider! giebt es aber auch Stände, die ihre Pflicht nicht erfüllen, und Verräther an der Wohlfahrt des Landes werden. Moser entwirft davon eine getreue und kräftige Schilderung mit folgenden Worten: *) In verschiedenen Provinzen Deutschlands habe ich die Handlungen der Landtäge in der Nähe zu betrachten Gelegenheit gehabt. Es hat mich ein eignes Bedauern gekostet, zu sehen, wie das landesväterliche Herz auf denselben herumgeschleppt worden. Nach der Proposition der landesherrlichen Kommissarien brach dem theuren Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anforderungen beschwerlich fallen müsse, Er, der alsdenn erst froh seyn würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Dies einige tröstet ihn, daß es ganz

*) Der Herr und der Diener S. 101.

ganz unvermeidliche und unter der Leitung eines höhern Schicksals stehende Bedürfnisse sind, welche ihn nöthigen, dem Lande mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen.

Nach dieser Charlatans-Predigt geht das Negotiiren an. Die Landeshauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten, und wie sie nach der verschiednen Lage der Deutschen Provinzen heissen, werden einer nach dem andern besprochen, gastirt, belobt, bedroht und gewonnen, die mehrern Stimmen machen endlich den Schluß, und es wird ein abermaliges Aderlassen durchs ganze Land resolvirt. Der Landtags-Abschied ist so gelehrt, wie eine Leichenpredigt, und der Minister mit seinen Macklern und Küch- und Kellerbedienten kommen im Triumph nach Hofe zurück, Leben und Wonne breitet sich wieder über die Favoritinnen und Favoriten aus, der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so muthig ins Horn, die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche, der Parforce-Hundsstall, dem die Rentkammer und Kreditores schon den Untergang dekretirt hatten, ertönt von frohem Geheul, und alle adeliche und unadeliche Müßiggänger rechnen bereits auf die neueröfnete Goldgrube. Von den geschehenen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden abgetragen, und einige mit großem Vortheil feil gemachte dem Lande inkorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles dies ist im Angesichte des Landes mit Hand und Siegel, auf Wort und Treue vollzogen worden. Allein, daß Gott erbarm! wie wird der theuersten Zusage gespottet. Die wichtigen Männer, die sich zu Werkzeugen einer heillosen Beredsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, heischen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit; die Termine kann man nicht erwarten, die Gelder werden also auf den Kredit des Landes im voraus anderswo gesucht und erhoben, anstatt die Miliz zu bezahlen, und den Fuß der Truppen zu erhalten, werden selbige reducirt, die Kreditores werden treuherzig gemacht, ihre von dem Lande nun consentirte Kapitalien zu verlängern, und den Junkern, denen die Güter feil gemacht worden, giebt man etwas auf Abschlag, ei-

neu

nen Dienst bei Hofe, ihren Kindern eine Fahne, sie mögen sehen, wenn sie einst das Uebrige bekommen. Das aus den Lebenssäften des Staates destillirte Geld aber erhebt der Landesherr durch seine Leute selbst, ihm dies zu versagen, hieße dem Fürsten nicht getrauet, sich dem Herrn zum Vormünder aufzuwerfen, das wäre ein Crimen laesae; wer wird sich das zu verlangen unterstehen? wo wird der ehrliche Minister seyn, der seinem Herrn mit dergleichen Vorstellungen beschwerlich fiele? ja sind nicht leider! diese oftermalen die ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen, und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen, und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Hause beseufzen, welchem mit männlichen Muth möglichst zu steuern sie vor Gott, ihrem Gewissen, und ihren Pflichten gegen Herrn und Land auf das stärkste verbunden sind.

20.

Verwaltungen der Finanzen.

Ebendaselbst S. 195.

Ein Fürst ist der erste Diener, die erste obrigkeitliche Person des Staats, und muß diesem von dem Gebrauche, den er von den Auflagen des Volks macht, Rechenschaft geben; er erhebt sie, um durch die Truppen, die er hält, den Staat vertheidigen zu können; ferner, um die Würde, mit der er bekleidet ist, zu behaupten, Dienste und gute Eigenschaften zu belohnen, zwischen den Reichen und den Verschuldeten gewissermaßen ein Gleichgewicht herzustellen, allen Arten und Gattungen von Unglücklichen Erleichterung zu geben, und Pracht in Allem zu beobachten, was

den Staatskörper im Ganzen betrift. Wenn der Fürst einen aufgeklärten Kopf und ein rechtschaffenes Herz hat, so wird er seinen ganzen Aufwand so einrichten, daß er dem Publikum nützlich ist und seinen Unterthanen zum größten Vortheil gereicht.

Hinterl. W. B. IV. S. 63.

Indessen kann weder die Staatskunst, noch der Kriegesstand zum Nutzen des Ganzen wirken, wenn die Finanzen nicht in der allergrößten Ordnung gehalten werden, und wenn der Fürst selbst nicht haushälterisch und weise ist. Das Geld ist wie der Stab der Zauberer, vermittelst dessen sie Wunder thaten. Große politische Plane, die Erhaltung des Soldatenstandes, die besten Absichten, dem Volke Erleichterung zu verschaffen; alles erstarrt, wenn es nicht vom Gelde belebt wird. Die Haushaltung des Regenten ist für das Publikum um so wichtiger, weil, wenn er nicht Geld genug im Vorrath hat, um die Kriegeskosten zu bestreiten, ohne außerordentliche Auflagen zu machen, oder um den Bürgern bei allgemeinen Unglücksfällen beizuspringen, alle diese Lasten auf die Unterthanen fallen, welche dann zur Zeit des Unglücks, wo sie des Beistandes so nöthig bedürfen, ohne alle Hülfe sind. Keine Regierungsform, sie mag republikanisch oder monarchisch seyn, kann ohne Auflagen bestehen; alle bedurfen sie derselben in gleichem Maße. Die Obrigkeit, die mit allen öffentlichen Geschaften belastet ist, muß doch zu leben haben; die Richter müssen bezahlt werden, damit sie nicht Unterschleife

schleife machen; die Soldaten müssen Unterhalt bekommen, damit sie nicht Gewaltthätigkeiten verüben, um ihr Leben zu erhalten; so müssen auch die Personen, welche der Führung des Finanzwesens vorgesetzt sind, gut genug besoldet werden, damit die Noth sie nicht reitze, das Vermögen des Staats ungetreu zu verwalten. Diese verschiedenen Ausgaben erfordern beträchtliche Summen, und dazu muß man noch etwas rechnen, das jährlich für außerordentliche Fälle zur Seite gelegt wird. Dies Alles muß nothwendig von dem Volke erhoben werden; und die Kunst besteht darin, es zu erheben, ohne die Bürger zu drücken.

Ein Fürst muß dem Staate von der Verwendung des Geldes, welches vom Volke erhoben wird, Rechenschaft ablegen; er muß beständig auf einen hinlänglichen baaren Vorrath bedacht seyn, damit er zur Zeit der Noth nicht außerordentliche Auflagen machen dürfe. Denn der Fürst ist nicht Eigenthümer der öffentlichen Gelder, sondern Verwalter; er steht in Diensten des Staats, wenn gleich an der Spitze desselben, und als Staatsbedienter hat er nur einen bestimmten Theil von den Landeseinkünften, als Besoldung für seine Dienste, zu fordern. So hielt es wenigstens der große Friedrich, welcher diese Grundsätze nicht bloß lehrte, sondern auch ausübte. Er war darin so streng und gewissenhaft, daß er sich lieber von seinen eignen Bedürfnissen entzog, um Wohlthaten erweisen zu können, als Anweisungen auf die Staatskasse gab. Rührend ist in dieser Hinsicht unter mehrern andern folgende Anekdote:

Die Wittwe eines braven Officiers schrieb an den König, daß sie alt wäre und an der Gicht und Chiragra läge, welches, wie der König selbst am besten wisse, sehr schmerzhaft sei; ihre beiden Töchter, die sie von ihrer Hände Arbeit nähren müßten, wären schwächlich, und wenig im Stande, ihr lange Bei-

stand zu leisten. Wenn diese stürben, müßte sie schlechterdings verhungern; sie bäte ihn also, ihr mit schleuniger Hülfe gnädig beizustehen u. s. w.

Der König antwortete ihr: Meine liebe Frau Rittmeisterin! Ihre Armuth und betrübten Umstände, so wie Ihre Schwachheit, geht mir sehr zu Herzen. Warum hat Sie sich nicht schon längst bei mir gemeldet. Gegenwärtig ist zwar keine Pension vorhanden, aber ich muß Ihr helfen, da Sie einen so braven Mann gehabt hat, dessen Verlust ich sehr bedaure. Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen; dieses beträgt jährlich 365 Rthlr., und die Zahlung dieser kleinen Summe, womit Sie sich vor der Hand beruhigen muß, bis eine Pension vakant geworden ist, soll mit dem Ersten künftigen Monats ihren Anfang nehmen 2c.

So dachte und handelte ein König, der über Millionen zu disponiren hatte. Wie machen es dagegen viele andre, wenn sie — nicht etwa zur Unterstützung würdiger und dürftiger Personen, sondern — zur Belohnung schwelgender Diener geheimer Vergnügungen ihre Privatkasse nicht vermögend genug finden? — Doch das sind harte Reden, wer mag sie tragen? Der Regent soll mit dem Staatsvermögen nicht schalten und walten dürfen wie es ihm beliebt, er soll Rechnung ablegen u. s. w. Von solchen Pflichten mag Friedrich lange predigen, er wird kaum Hörer, geschweige Thäter seines Wortes haben.

Eben der Meinung, wie Friedrich, waren jedoch auch die Kurmärkischen Stände, welche in einer Versammlung, wozu sie im J. 1572 eingeladen wurden, um Mittel zur Tilgung der Landesschulden ausfindig zu machen, mit altdeutscher Freimüthigkeit sagten: Fürsten sind Bewahrer, nicht Eigenthumsherren des Vermögens der Unterthanen; mit dem durch Schweiß erworbnem Gute des Volks nach Willkühr schalten, ist Tyrannei, nicht Herrschaft. Wer kann da gleichgültig bleiben, wenn Regenten thun was ihnen einfällt, an keine Pflicht, an keine Regierungssorgen gebunden zu seyn glauben; wenn sie ihre Zeit durch Jagden tödten, nur für Schauspiele, für Ergötzungen leben, nur in unnützem Pompe Ehre suchen; durch Wein und durch Ausschweifungen, die der Rausch gebiert, des Landes Schätze verprassen, wenn sie von Lüsten erschlafft, aber nicht gesättigt, schlummern

mern, wo sie wachen, träumen, wo sie denken sollen; wenn sie Habsüchtige oder Schmeichler mit dem Raube der Bürger mästen; wenn sie, um die so erschöpften Schatzkammern mit dem Marke der Unterthanen wieder zu füllen, die Stände durch süße Versprechungen überreden, durch Drohungen schrecken, mit Gewalt zwingen; wenn sie bei den Ihrigen Haß, bei den Fremden Verachtung erzeugen! Das heißt nicht, die Schafe scheren, sondern schinden; nicht, die Wolle nehmen, sondern das Fell abziehen. Privatleute werden bestraft, wenn sie mehr verschwenden, als ihre Einnahme erlaubt, wie viel schädlicher, wie viel strafwürdiger ist die Schwelgerei derer, welche die Aufseher und Wächter der Gesetze sind!" Gallus Handb. der Brandenburg. Geschichte 3ter Th. S. 260.

„Das Volk ist dem Regenten Salarirung schuldig; nur sollte diese der Regent nicht selbst bestimmen. In der Demokratie beköstigen sich die Herrscher selbst. Die reichen Aristokraten regieren häufig bloß für Ehre und Sporteln (ein Amsterdammer Bürgermeister hat jährlich 100 Dukaten). Die Einherrscher sind theuer: nur Friedrich der Einzige begnügte sich mit 220000 Rthlr." Schlözers Staatsrecht S. 104.

Man vergleiche auch, was den vereinigten Staaten in Nordamerika ihre Regierung kostet, mit den Bedürfnissen der Engl. Regierung und andrer.

21.

Accise in England.

Hinterl. W. B. I. S. 40.

Ungeachtet Walpole den innern Zustand des Reiches so wohl kannte, so faßte er doch (1727) ein wichtiges Projekt, welches ihm mißlang. Er wollte die Accise in England einführen. Wäre ihm dies gelungen, so hätten die Summen, welche diese Auflage

einbringen mußte, hingereicht, um die königliche Autorität in Despotie zu verwandeln. Das merkte die Nation, und ward aufsätzig. Einige Parlementsglieder sagten Walpolen: er bezahle sie wohl für die gewöhnlichen Thorheiten, aber diese sey über alle Bestechung. Beim Herausgehen aus dem Parlamente ward Walpole angefallen; man ergriff seinen Mantel, den er zur rechten Zeit fahren ließ, und er rettete sich mit Hülfe eines Gardekapitains, der zu seinem Glücke sich bei diesem Auflaufe befand. Diese Erfahrung lehrte den König, Achtung für die englische Freiheit zu haben; der Vorschlag wegen der Accise fiel, und seine Klugheit befestigte seinen Thron wieder.

Die Erzählung dieses Vorfalls ist unrichtig. Walpole wollte nicht die Accise einführen, denn sie war schon vor ihm eingeführt, und eben so wenig kann es also auch heissen, daß der Vorschlag der Accise gefallen sei. Der Minister hatte nur einen Plan gemacht, die Betrügereien bei der Accise und den Zöllen zu verhüten, es sollte z. B. aller Tabak in Magazinen niedergelegt werden, aus welchen die Eigenthümer ihn erst nach Erlegung der Abgaben erhalten könnten ꝛc. Diese strengen Maßregeln mißfielen dem Volk, und es stand im Begriff, sein Mißvergnügen durch Aufruhr zu erkennen zu geben, daher man jenen Entwurf zurück nehmen mußte.

Indeß ist uns diese Erzählung doch wichtig wegen des Urtheils, welches der König hinzufügt: Wäre ihm dies Projekt gelungen, so —— —— die königliche Autorität in Despotie zu verwandeln. Dies haben in der That die ungeheuren Auflagen in England schon bewirkt; es herrscht daselbst der ärgste Despotismus, der Ministerdespotismus, der noch schlimmer ist, als der königliche. Ein Theil des von der Nation erpreßten Geldes wird zu Bestechungen angewandt, und so können

können die Minister im Parlamente Alles durchsetzen, was sie wollen, das Volk mag auch noch so laut dagegen schreien.

Uebrigens ist bekannt, daß die Accise (oder die Konsumtionsabgaben) in den meisten Ländern bisher noch die Haupteinnahme des Staats macht, und daß sie auch wirklich in manchem Betrachte weniger Unbequemlichkeiten mit sich führt als Kopfsteuern und andre fixe Auflagen. Was für ein Mißbrauch mit diesen letztern zu Zeiten getrieben worden ist und noch getrieben wird, lehrt die Geschichte. Man schrieb Steuern aus, nicht nur zur Bestreitung wahrer Landesbedürfnisse, sondern auch zur Ausstattung der Töchter des regierenden Hauses, zu Reisen, zu Brunnenkuren ꝛc. Ein regierender Reichsgraf hatte einmal ein Bein gebrochen; eine dazu bewilligte Beinbruchssteuer mußte viele Jahre lang bezahlt werden *). Mit den Kriegssteuern geht es oft auch so; man fordert sie immer noch ein, wenn auch die durch den Krieg entstandne Schuld schon längst bezahlt ist, oder bezahlt seyn könnte.

Wenn die Besteuerung der liegenden Gründe nach dem physiokratischen Systeme nicht ausführbar ist; so bleibt die Accise die allerschicklichste Art der Auflage. Aber freilich muß sie nicht, wie in England und Holland, auf den höchsten Ton gestimmt seyn, und nicht die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens in Verhältniß mit den Gegenständen des Luxus und des Vergnügens zu sehr beschweren. In England hat die ungleiche Vertheilung der Abgaben eine ungeheure Disproportion in dem Vermögenszustande der Einwohner hervorgebracht: auf der einen Seite unermeßlichen Reichthum, auf der andern drückende Armuth und Elend. Achtzehn Millionen Reichsthaler muß der Staat jährlich auf die Unterhaltung der Armee verwenden, und jetzt reicht diese Summe nicht mehr zu. Den Fehler der unverhältnißmäßig starken Auflagen auf nothwendige Lebensmittel haben fast alle Zoll- und Accise-Tarifs in allen Ländern und Ländchen, und man sieht wohl, wer dergleichen Taxationes zu machen pflegt. Dies ist eine der vornehmsten Quellen der Armuth des gemeinen Mannes, wovon

*) Pütters Staatsverf. des Deutsch. Reichs, Th. II. S. 275.

man aber nicht gern wissen will. „Je mehr der Staat die nothwendigen Bedürfnisse mit Abgaben belegt; desto weniger ist der Arme im Stande, sich seinen Unterhalt zu verschaffen; je mehr man ihm die Mittel raubt, sich die dringendsten und unentbehrlichsten Dinge verschaffen zu können, desto mehr leidet der Handel. Es giebt ein Mittel den Armen Erleichterung zu verschaffen, wenn man diese Auflagen milderte, und sie in ein natürlicheres, den Kräften des Armen, und dem Glücke des Reichen angemessenes Verhältniß setzte; nehmlich man müßte diese Gefälle auf andere Gegenstände nach einer proportionellen Progression legen, um den Ertrag der Hälfte der Gefälle zu decken und wieder herauszubringen, welche man bei dem Mehle, bei dem Brote, bei dem Fleische, bei dem Biere, bei dem Kornbrandtewein, bei dem Gemüse und bei dem Brennholz erlassen würde. Es ist ausgemacht, daß das Volk um so glücklicher seyn, daß man dem Verhältnisse zwischen den Reichen und Armen um so näher kommen, und ein gewisses Gleichgewicht unter ihnen herstellen muß, je weniger die physischen Bedürfnisse mit Auflagen belegt werden. Wenn der Impost auf die Konsumtion zu sehr erschöpft wird; so hebt er alles Gleichgewicht und alles Verhältniß auf. Wenn ein Handwerksmann zu seinem Unterhalt ein Pfund Fleisch kauft; so muß er es eben so theuer bezahlen, als ein Reicher. Eine arme Frau im Kindbette, ihr kranker Mann, und ihre drei oder vier noch unerwachsene Kinder; diese fünf oder sechs Personen wollen doch leben, sie wollen essen und trinken und die nothdürftigste Feuerung haben ꝛc. obgleich Vater und Mutter außer Stande sind ihren Lebensunterhalt zu verdienen; müssen nicht diese armen bedauernswürdigen Leute Alles, was sie gebrauchen, eben so theuer bezahlen, als wenn ein Reicher es kaufte? Und doch ist zwischen dem Armen und dem Reichen das Verhältniß ungleicher, als zwischen Eins und Tausend. Der Handwerker oder der Arbeitsmann bezahlt nicht nur verhältnißmäßig, sondern er bezahlt auch in der That mehr als ein Reicher und Vornehmer, weil er von den gemeinen Bedürfnissen weit mehr als jener gebraucht. Je höher daher der Impost von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln und Bedürfnissen steigt, desto mehr schneidet man ihm die Mittel ab, für seinen Unterhalt sorgen, und sich die

nöthig-

nöthigsten Bedürfnisse anschaffen und erwerben zu können." Journal für Aufklärung Jahrg. 89. S. 76. ꝛc.

22.

Preßfreiheit.

Hinterl. W. B. IX. S. 261.

(Brief an Voltaire).

Sie sagen mir: eine Kolonie von Philosophen wolle sich in Cleve niederlassen *). Ich habe gar nichts dagegen; auch kann ich ihnen alles zugestehen, was sie verlangen; nur kein Holz, denn Ihre Landsleute haben bei ihrem Besuche die dortigen Forsten fast ganz verwüstet. Doch mache ich immer die Bedingung, daß sie derer schonen, die Schonung haben müssen, und daß sie in den Schriften, die sie drucken lassen, den Anstand nicht vergessen.

B. XI. S. 132.

(Brief an d'Alembert).

Wenn Sie aber wissen wollen, was ich von der Preßfreiheit und von den satirischen Schriften, die eine unvermeidliche Folge derselben sind, halte; so werde ich Ihnen gestehen — ohne jedoch die Herren Encyklopädisten, für welche ich alle Achtung habe, vor den Kopf stoßen zu wollen — daß ich — soviel ich die Menschen kenne, womit ich mich ziemlich lange beschäftigt habe — fest überzeugt bin: daß sie zurückhal-

*) Genfer Gelehrten, die bei den damaligen Unruhen ihre Vaterstadt verlassen wollten.

rückhaltender Zwangsmittel bedürfen, und daß sie stets jeder ihnen verstatteten Freiheit mißbrauchen werden; daß folglich, was die Bücher betrifft, ihre Schriften einer Prüfung unterworfen seyn müssen, die zwar nicht streng, jedoch hinreichend ist, Alles zu unterdrücken, was gegen die allgemeine Sicherheit, so wie gegen das Wohl der Gesellschaft verstößt, welcher letztern die Satire zuwider läuft.

B. XI. S. 342.

(An ebendenselben.)

Der Herr von Villars, welcher nicht der Marschall von Villars ist, kann in Neufschatel drucken lassen, was ihm beliebt: wenn er nur die Mächte schont, und die Großen der Erde nicht angreift; denn das sind kitzliche Leute in Absicht ihres Anspruchs auf Untrüglichkeit, und in Absicht ihrer Würden. Priester, wie Sie wissen, nennen jene die Ebenbilder Gottes auf Erden; und die Narren glauben es im Ernste; und so müssen freilich die Blätterschreiber viel Achtung für sie haben, und ihrer gränzenlosen Empfindlichkeit mit der ängstlichsten Behutsamkeit schonen. — Wenn das Ebenbild Gottes in Versailles die Bekanntmachung von Voltaires Werken verbietet, so werden die Schweizerischen, Holländischen und Deutschen Buchhändler durch den Druck das gewinnen, was die Französischen hätten gewinnen können; und Ihre Priester werden doch nicht, so viel Mühe sie sich auch deßhalb geben, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die gebenedeiete

benedeiete Dummheit des zehnten und elften Jahrhunderts wieder erwecken.

Der König redet hier einer eingeschränkten Preßfreiheit das Wort, wiewohl sie unter seiner Regierung in seinen Ländern weniger eingeschränkt war, als in andern Staaten. Schriften, welche den bittersten Tadel seiner Handlungen und seiner Anordnungen enthielten, durften öffentlich verkauft werden, und theologische Schriftsteller waren von allem Zwange befreit. Nur Schmähschriften gegen fremde Höfe verstattete er nicht, und auch in den hier angezognen Stellen dringt er vorzüglich in Ansehung dieser auf Einschränkung der Druckfreiheit. Der bekannte Journalist Crauz verlohr auf unmittelbaren Befehl des Königs die ihm vorher ertheilte Censurfreiheit, weil er einer seiner Brochüren den Titel: Oestreichische Charlatanerien; gegeben hatte, und diese wurden sogleich unterdrückt, da er doch vorher Berlinische Charlatanerien ungehindert hatte schreiben dürfen. Eine solche Einschränkung erfordert die Politik und gerade sie ist auch dem Reiche der Wahrheit und der Wissenschaften am wenigsten schädlich. Allein andre Grenzen sollte man auch der Preßfreiheit nicht setzen wollen, sonst ist man in Gefahr, mit dem Unkraut zugleich den Weizen auszuraufen. Denn wie schwankend ist nicht die Regel der Censur: Alles, was wider den Staat, wider die Religion und die guten Sitten gerichtet ist, darf nicht gedruckt werden. Dadurch giebt man dem Censor freie Gewalt nach Willkühr mit dem Manuskript zu verfahren. Wie wenig ein Staat von der uneingeschränkten Preßfreiheit zu besorgen hat, das sieht man jetzt an Dänemarks Beispiel. Und daß der Zweck, den man durch Einschränkungen dieser Art erreichen will, doch nicht erreicht wird, hat Frankreich offenbar gezeigt. Die Unwirksamkeit dieser Maßregeln giebt auch Friedrich zu, indem er sagt: Wenn das Ebenbild Gottes in Versailles die Bekanntmachung von Voltairs Werken verbietet, so werden fremde Buchhändler durch den Druck das gewinnen, was die Französischen hätten gewinnen

winnen können, und ihre Priester werden doch nicht, so viel Mühe sie sich auch deßhalb geben, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die gebenedeiete Dummheit des zehnten und elften wieder erwecken.

D'Allembert erklärt sich über diese Materie in einem Briefe an den König also: In Rücksicht der Schriften aus allen Fächern, literarischen oder philosophischen Inhalts, sogar über die Regierung, bin ich der Meinung, daß die Freiheit darüber zu schreiben, ja sogar, sie zu beurtheilen, ganz unbedingt seyn müsse; nur muß die Satire dabei nicht statt finden, weil es der Endzweck der Preßfreiheit seyn soll, zu erleuchten, nicht aber zu beleidigen.

— — Die Presse, dieses göttliche Geschenk, welches der Zufall erst in neuern Zeiten dem Genie und der Freiheit gemacht hat; diese Kunst, Kopieen mit vorhin unmöglicher Geschwindigkeit zu verfertigen; dieses Geheimniß, Ideen zu verewigen, und die Eroberungen der Vernunft ins Unendliche fortzusetzen; dieses Zaubermittel, das dem in seinem Zimmer unbemerkt Meditirenden in einem Augenblicke hundert tausend Zuhörer und Schüler verschafft — — Preßfreiheit, ein unentbehrliches Bedürfniß zu einer glücklichen Regierungsform, ohne die selbst Stände eher schädlich als nützlich sind. Dabei muß der Schriftsteller verdeckt bleiben dürfen, damit er furchtloser und sein Beurtheiler unpartheiischer sey. Aber Drucker und Verleger müssen sich angeben, damit die Justiz im Nothfall einen Aufrührer oder Ehrenschänder finden und strafen könne: widrigenfalls wird Preßfreiheit eine ungleich verhaßtere Tyrannei, als die Löwenrachen in Venedig. S. allgemeines Staatsrecht von Schlözer S. 153 — 154.

23.

Frankreichs Lage vor der Revolution.

Hinterl. W. B. X. S. 168.

(Brief an Voltaire).

Wer mit Ihnen von der Französischen Regierung gesprochen hat, mag, wie es mir scheint, wohl ein wenig übertrieben haben. Bei einer gewissen Gelegenheit habe ich genaue Kenntniß von den Einkünften und Schulden dieses Reiches bekommen. Die letztern sind ungeheuer, die Hülfsquellen erschöpft, und die Auflagen im höchsten Grade vervielfältigt. Das einzige Mittel, diese Schuldenlast mit der Zeit zu vermindern, bestände darin, daß man den Aufwand einschränkte, und alles Ueberflüßige darin vermiede. Aber dahin wird man nie kommen; denn anstatt zu sagen: „Ich habe so und so viel Einkünfte, und kann so und so viel davon ausgeben;“ sagt man: „ich brauche so und so viel, macht Quellen ausfindig!“ Ein starker Aderlaß der Tonsurirten könnte freilich etwas helfen; indeß würde er nicht hinreichen, die Schulden in kurzer Zeit zu tilgen und dem Volke die Erleichterung zu geben, deren es so höchstnöthig bedarf. Diese ungngenehme Lage schreibt sich schon von den vorhergehenden Regierungen her, welche Schulden gemacht und sie niemals bezahlt haben. Gegenwärtig ist die Masse so ungeheuer, daß man nur durch einen Bankerott davon loskommen kann. Wenn ein Krieg mit England ausbricht (welches unvermeidlich

meidlich zu seyn scheint), so braucht man Geld; unmöglich kann man das finden; man muß also die Bezahlung der Leibrenten suspendiren: und so werden wenigstens einige tausend Familien im Königreiche zu Grunde gerichtet. Glauben Sie gewiß, daß der Regierung kein andres Mittel übrig bleibt, um eine so grausame Katastrophe zu vermeiden, als ein überdachter Bankerott, nehmlich so, daß man die Zinsen und das Kapital um die Hälfte heruntersetzt.

Die traurige Lage Frankreichs vor der Revolution ist allzubekannt, als daß man hier noch eine ausführliche Beschreibung davon geben dürfte. Bloß die jährlichen Zinsen der Staatsschulden beliefen sich auf mehr als zweihundert Millionen Livres, und die Ausgabe überstieg von Jahr zu Jahr die Einnahme um ein Beträchtliches. Dennoch wollte sich der Hof nicht entschließen, der Verschwendung und Ueppigkeit Grenzen zu setzen, sondern die Mittel zur Fortsetzung der gewohnten Lebensart sollten immer durch neue Auflagen wieder herbeigeschafft werden. Auch ging man wirklich schon damit um, einen Nationalbankerott zu erklären, als der Ausbruch der Revolution diesen und andre schändliche Plane der Hofparthei vereitelte. Eine solche Wendung des Schicksals von Frankreich konnte weder Friedrich noch irgend ein Sterblicher voraussehen. Hätte er sie erlebt, diese Scenen, mit welcher Weisheit würde der große Mann die Angelegenheiten von Europa geleitet haben!

24.

Urtheil über Ludwig XVI.

Hinterl. W. B. X. S. 60.

(Brief an Voltaire).

Und der gute Ludwig XV? — der ist mit Extrapost zum ewigen Vater gereist. Es hat mir leid gethan; er war ein ganz guter Mann, dem man weiter keinen Fehler vorwerfen konnte, als daß er König war. Sein Nachfolger zeigt bei seinem ersten Auftritt viele Klugheit, und macht den Welschen *) Hoffnung zu einer glücklichen Regierung. Indeß wollt ich, er wäre, aus Hochachtung gegen seinen Aeltervater, mit der du Barry **) gelinder umgegangen. Wenn das Mönchsgesindel Einfluß auf den jungen Mann hat, so werden die Petitmaitres Rosenkränze, und die Novizen im Venus-Orden agnus dei tragen.

Ebendas. S. 61.

Ich wage es noch nicht, mein Urtheil über Ludwig XVI. zu fällen. Man muß Zeit haben, eine Reihe Handlungen von ihm zu sammeln, man muß seinem Gange nachfolgen, und zwar mehrere Jahre hintereinander: oder man irrt sich, weil man sich übereilt und zu geschwind entschieden hat. Sie haben in Frankreich Verbindungen, und können Anekdoten vom Hofe wissen, die mir unbekannt sind. Wenn die aber-

*) ein alter Name der Franzosen.

**) Letzte Maitresse Ludwigs XV, die vor kurzem guillotinirt worden ist.

abergläubische Parthei über die philosophische siegt, so beklage ich die armen Welschen; sie sind dann in Gefahr, von irgend einem Heuchler in der Mönchskappe oder in der Soutane *) regiert zu werden, der ihnen mit einer Hand die Disciplin geben, und mit der andern das Kruzifix an den Kopf schlagen wird. Wenn das geschieht, dann gute Nacht, ihr schönen Künste und ihr höhern Wissenschaften! Der Rost des Aberglaubens wird ein Volk, das sonst so liebenswürdig und für die Gesellschaft geboren ist, gänzlich vernichten. Aber es bleibt noch ungewiß, ob diese traurige religiöse Thorheit ihre Schellen an dem Throne der Kapetinger schütteln wird.

Ebendas. S. 115.

Ludwig XVI. hat die besten Absichten von der Welt, und ist wohlwollend; aber vor nichts muß man sich mehr fürchten, als vor jener Pest der Höfe, die sich bemühen wird, ihn zu verderben. Er ist sehr jung, und kennt die mannigfaltige List, so wie die feinen Kunstgriffe noch nicht, deren sich die Hofleute bedienen werden, um ihn nach ihrer Willkühr zu lenken, damit sie ihren Eigennutz, ihren Haß oder ihre Ehrsucht befriedigen können. Von seiner Kindheit an ist er in der Schule der Fanatiker und Schwachköpfe gewesen; und daher muß man besorgen, er werde nicht Entschlossenheit genug haben, das mit eignen Augen zu prüfen, was man ihn anbeten gelehrt hat.

*) Ein enger und langer Rock, den die Römischen Geistlichen als eine auszeichnende Kleidung tragen.

293.

Wir haben hier auch erfahren, daß einige Französische Minister abgesetzt worden sind. Darüber wundre ich mich gar nicht. Ich stelle mir Ludwig den XVI. als ein junges Lamm vor, das alte Wölfe umgeben. Er ist sehr glücklich, wenn er ihnen entgeht. In Frankreich würde selbst ein Mann zu thun haben, der schon alle Uebung in der Regierungskunst hätte. Man würde ihm auflauern, ihn durch hinterlistige Winkelzüge verführen, und zu falschen Schritten verleiten. Es ist also ganz natürlich, daß ein junger Monarch ohne Erfahrung sich von dem Strome der Kabalen und Intriguen hinreißen läßt.

B. XI. S. 198.

(Brief an d'Alembert).

Man sagt sehr viel Gutes von Ihrem neuen Könige. Das freuet mich; wenn er nur ausdauert, und sich nicht durch die List seiner Hofschranzen und durch die Ränke des Schwarms hinreißen läßt, der die Könige umgiebt, und Plane zusammen schmiedet, um sie zu Thorheiten zu verleiten. Man rühmt besonders seine Wahl der Minister.

Alle Schilderungen, die von dem Charakter des unglücklichen Ludwigs bisher erschienen sind, stimmen in der Hauptsache mit Friedrichs Meinung überein. „Unser junge König, schreibt d'Alembert, *) verdient immerfort die gute Meinung, die Ew. Majestät von ihm hegen. Er liebt das Gute, die Gerechtigkeit, die Sparsamkeit und den Frieden. Aber

*) Hinterl. W. B. XIV. S. 287.

die Schelme, die Hofleute, und die Pfaffen thun ihr Möglichstes, sich den Verbesserungen und Einrichtungen zu widersetzen, welche ihm von tugendhaften und aufgeklärten Ministern vorgeschlagen werden, die er die Klugheit und das Glück hatte, um seine Person zu versammeln. Unausgesetzt bringe ich meine guten Wünsche für ihn dar, denn ich erkenne deutlich, daß, ohne Ausnahme, unter allen Prinzen seines Hauses, Er derjenige ist, den wir uns zum Könige wünschen sollten, wenn ihn uns das günstige Schicksal nicht gegeben hätte." — Waren nicht von jeher viele — ich will nicht sagen die allermeisten — Regenten in der nehmlichen Lage, wie Ludwig? Mit dem besten Herzen von der Welt, mit dem sehnlichsten Wunsche, zum Wohl des Landes wirken zu können, blieben sie unthätig für dasselbe, oder handelten ihm gerade entgegen, weil sie Schurken ihr Ohr liehen. Verständen daher die Regenten ihren wahren Vortheil recht, so würden sie eine Regierungsform, die ihrer Willkühr am wenigsten überläßt, allen andern vorziehen.

25.

England.

Hinterl. Werk. B. V. S. 159.

Der Londoner Hof bietet uns ein ganz anderes Gemälde dar, als das jetzt entworfene. Der Mann, der den König und das Reich regiert, ist der Schotte Bute; er gleicht jenen bösen Geistern, von denen man immer spricht, und die man niemals sieht; er hüllt sich selbst, wie seine Veranstaltungen, in dicke Finsterniß; seine Emissare, seine Kreaturen sind die Triebfedern, durch die er diese politische Maschine nach Gefallen bewegt. Er hat das System der alten

Torys,

Torys, welche behaupten, Englands Wohlfahrt erfordere, daß der König despotische Gewalt habe, und Großbrittannien müsse, statt sich mit den Mächten des festen Landes in Bündnisse einzulassen, vielmehr bloß sich auf die Erweiterung seiner Handelsvortheile einschränken. Paris ist in seinen Augen, was in des Censor Cato's Augen Carthago war. Bute würde an einem einzigen Tage alle Französische Schiffe vernichten, wenn es in seiner Gewalt stünde, und wenn er sie zusammenbringen könnte. Er ist herrschsüchtig und hart in der Regierung, und bekümmert sich wenig um die Wahl der Mittel, deren er sich bedient; seine Ungeschicklichkeit in der Führung der Geschäfte übertrifft noch seine Halsstarrigkeit. Dieser Minister fing, um seine großen Plane durchzusetzen, damit an, die Bestechung in dem Unterhause einzuführen. Eine Million Pfund Sterling, welche die Nation jährlich an den König zur Unterhaltung der Civilliste bezahlt, reichte kaum zu, die feilen Mitglieder des Parlaments zu befriedigen. Da diese zum Unterhalt der königlichen Familie, des Hofes und der Gesandtschaften bestimmte Summe jährlich verwendet ward, um die Nation ihrer innern Kraft zu berauben; so behielt Georg III. für sich selbst und zur Bestreitung der königlichen Würde zu London nichts übrig, als 500000 Rthlr., die er aus seinem Kurfürstenthum Hannover zog. Die Englische Nation, die durch ihren Souverain selbst herabgewürdigt ward, hatte nun keinen Willen mehr, als den seinigen. Aber, als wenn es an so vielen Ungerechtigkeiten noch nicht ge-

nug gewesen wäre, wollte Lord Bute einen noch dreistern und entscheidenderen Streich ausführen, um den Despotismus, auf den es abgesehen war, desto schneller zu gründen. Er vermochte den König, die Amerikanischen Kolonieen mit willkührlichen Taxen zu belegen; theils in der Absicht, seine Einkünfte zu vermehren, theils um ein Beispiel zu geben, welches mit der Zeit in Großbrittannien nachgeahmt werden könnte. Aber wir werden sehen, daß die Folgen dieser despotischen Handlung seiner Erwartung keinesweges entsprachen. Die Amerikaner, die man keiner Bestechung gewürdigt hatte, widersetzten sich geradezu dieser Auflage, die ihren Rechten, ihren Gewohnheiten, und sonderlich den Freiheiten, welche sie seit ihrer Niederlassung genossen hatten, so sehr zuwider lief. Eine weise Regierung würde geeilt haben, diese Unruhen in der Geburt zu ersticken, aber das Londoner Ministerium handelte nach andern Grundsätzen; es erregte neue Zänkereien mit den Kolonieen wegen der Kaufleute, welche den ausschließenden Handel mit gewissen Ostindischen Waaren hatten, da man jene zwingen wollte, dieselben zu kaufen. Die Härte und Gewaltthätigkeit dieses Verfahrens brachte die Amerikaner vollends zum Aufruhr: sie hielten einen Kongreß zu Philadelphia, wo sie sich vom Englischen Joche, welches ihnen von nun an unerträglich ward, lossagten, und sich für frei und unabhängig erklärten. Großbrittannien war also jetzt in einen verderblichen Krieg mit seinen eigenen Kolonieen verflochten; wenn aber Lord Bute sich schon bei der Behandlung dieser

Ange-

Angelegenheit sehr unüberlegt gezeigt hatte, so erschien er noch weit mehr von dieser Seite, bei der fernern Ausführung der Sache, und als nun der Krieg wirklich ausbrach. Er war treuherzig genug zu glauben, daß 7000 Mann regulirter Truppen hinreichend seyn würden, Amerika zu unterjochen; und da er eben kein Newton im Rechnen war, so rechnete er immer fehl. Der General Washington, den man zu London das Haupt der Rebellen nannte, erhielt gleich bei den ersten Feindseligkeiten Vortheile über die bei Boston versammelten Königlichen. Den König, der sich auf Siege gefaßt gemacht hatte, befremdete die Nachricht von diesem Unfall ungemein, und die Regierung sah sich genöthigt, zu andern Maßregeln zu greifen. Es war einleuchtend, daß die Anzahl der Truppen in Amerika zu schwach war, um den entworfenen Plan auszuführen; man mußte also eine Armee haben, ungeachtet man alle Schwierigkeiten einsah, so viel Mannschaft zu finden und zusammen zu bringen. Den Engländern hat es bei ihren Unterhandlungen jederzeit an der nöthigen Kunst und Biegsamkeit gefehlt. Da sie mit Ungestüm auf ihr Interesse dringen, wissen sie den Vortheilen Anderer nicht zu schmeicheln; sie denken, mit dem Anbieten ihrer Guineen können sie alles ausrichten. Sie wandten sich anfangs an die Kaiserin von Rußland, und beleidigten diese durch ihr Gesuch um so mehr, da der Stolz dieser Fürstin es weit unter ihrer Würde hielt, von einer andern Macht Subsidien zu nehmen. Endlich fanden sie in Deutschland habsüchtige oder mit

Schulden beladene Fürsten, die sich ihr Geld gefallen ließen; dies verschaffte ihnen 12,000 Hessen, 4,000 Braunschweiger, 1200 Anspacher, und eben so viel Hanauer; ohne einige hundert Mann zu rechnen, die ihnen der Fürst von Waldeck überließ. Außerdem schickte der Hof 4,000 Hannoveraner nach Gibraltar und Port-Mahon, um dort die Englischen Besatzungen abzulösen, welche dann nach Amerika geführt wurden. Alle diese Truppen standen unter dem Befehl des Lord Howe und seines Bruders, des Admirals, wie wir zu seiner Zeit erzählen werden. Jeder Feldzug kostete den Engländern 6 Millionen Pfund Sterling, oder 36 Millionen Rthlr. Man rechnete damals, daß Großbrittaniens Schulden sich bereits auf 900 Millionen Thaler beliefen. Ein Feldzug war nicht genug, die Kolonieen zu unterwerfen; folglich sah man sogleich voraus, daß in Kurzem die Nationalschulden bis über tausend Millionen steigen würden. Im nächsten Feldzuge fiel nichts Entscheidendes vor; und die Amerikaner hielten sich gegen den Lord Howe und alle zu ihm gestoßenen Verstärkungen. Allein gegen das Ende des Jahres 1777 fing das Glück an sich zum Vortheil der Kolonieen zu erklären. Auf Befehl des Hofes brach General Bourgoyne mit 13000 Mann von Kanada auf, um, dem ihm vorgeschriebnen Plane gemäß, nach Boston zu gehen, während Lord Howe, der von nichts benachrichtiget war, sich der Stadt Philadelphia bemächtigt hatte. Dieser Mangel des Einverständnisses verdarb vollends Alles; Bourgoyne, dem es an Pferden fehlte, um die Le-

bens-

bensmittel fortzubringen, und der im Grunde, wegen des Mangels an Unterhalte, eine unmögliche Unternehmung angefangen hatte, war genöthigt, sich samt allen seinen Truppen den Amerikanern, die er zu unterjochen gedachte, gefangen zu geben. Ein Vorfall dieser Art würde zu einer andern Zeit die ganze Nation gegen die Regierung aufgebracht, und selbst eine Revolution nach sich gezogen haben; jetzt brachte derselbe nichts als ein leichtes Murren hervor: so sehr überwog die Liebe zu den Reichthümern die Liebe zum Vaterlande, und machte, daß diese sonst so edle und großgesinnte Nation den persönlichen Vortheil dem allgemeinen Besten vorzog. Der König von England, der Bute's System hartnäckig unterstützte, widersetzte sich den Hindernissen, die er mit jedem Schritte entstehen sah. Wenig bekümmert um das Unglück, welches auf sein Volk zurückfiel, ward er dadurch nur desto eifriger in seinem Vorhaben; und um endlich das Uebergewicht über die Amerikaner zu erzwingen, fing er Unterhandlungen an allen Deutschen Höfen an, damit er die wenigen Hülfsvölker erhielte, die sie ihm noch zu liefern im Stande waren. Deutschland fühlte es schon, daß man ihm so viele Menschen entzogen hatte, um sie in entfernte Himmelsstriche zu schicken; und der König von Preußen sah mit Verdruß das Reich von seinen Beschützern entblößt, zumal wenn etwa ein neuer Krieg ausbrechen sollte; denn in den Unruhen von 1756 hatte Niedersachsen und Westphalen allein ein Heer zusammengebracht, womit man alle Plane der Französischen Armee aufgehalten und

vereitelt hatte. Aus diesem Grunde erschwerte er den Truppen, die von den Fürsten an England überlassen wurden, den Durchzug, wenn sie genöthigt waren, durch das Magdeburgische, durch das Mindensche, oder die Gegenden des Niederrheins zu gehen. Dies war nichts als eine schwache Vergeltung für das üble Benehmen des Londoner Hofes in Ansehung der Stadt und des Hafens Danzig. Bei dem allen war der König nicht Willens, die Sache allzuweit zu treiben. Eine lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß man eine Menge Feinde in der Welt findet, und daß man sich keine selbst muthwillig zuziehen darf. Dies ist im Allgemeinen die Vorstellung, die man sich, während der wenigen Jahre, deren Geschichte wir hier zu schreiben Willens sind, von England machen kann.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 187.

England hat zwar viele weise Gesetze; aber vielleicht wird in keinem Europäischen Lande weniger darüber gehalten. Rapin Thoiras merkt sehr richtig an, daß durch einen Fehler in der Regierungsform die königliche Gewalt an dem Parlamente beständig ein Gegengewicht hat, und daß beide einander wechselseitig beobachten, um ihre Autorität entweder zu erhalten oder zu erweitern. Dies hindert sowohl den König, als die Repräsentanten der Nation, gehörig für die Ausübung der Rechtspflege zu sorgen; und die unruhige, stürmische Regierung ändert beständig durch Parlamentsakten ihre Gesetze, so wie die Umstände

stände es nöthig machen. Daraus folgt denn, daß England mehr als irgend ein anderes Königreich eine Verbesserung seines Justizwesens nöthig hat.

Englands Konstitution hat in alten und neuern Zeiten so viel Lobredner gefunden, daß die Tadler dagegen wenig in Betrachtung zu kommen scheinen. Ursprünglich ist die Verfassung des Landes aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammengesetzt, und sie müßte demnach allerdings große Vorzüge vor andern Verfassungen haben, wo eine dieser Formen ausschließend herrscht. Allein schon längst hat die Aristokratie das Uebergewicht über die beiden andern bekommen, und Englands jetzige Lage ist in mehr als einer Hinsicht der Lage Frankreichs vor der Revolution ähnlich. Die Minister arbeiteten unermüdet daran, die eingeschränkte königliche Gewalt zu erweitern, wohlwissend, daß der König doch nur den Schein, und sie selbst die Realität der Gewalt haben würden; und dies ist ihnen leider! mehr als zu gut gelungen. Was Friedrich hier vom Lord Bute sagt: er regiert den König und das Reich; das gilt von allen, die eine geraume Zeit vor ihm seinen Posten bekleideten, so wie von seinen Nachfolgern. — Die Nationalschuld ist nicht geringer, als die von Frankreich vor der Revolution war, und die jährlichen Zinsen übersteigen schon weit die Hälfte der Einnahme, daher einsichtsvolle Männer einen Staatsbankerott für unvermeidlich halten. Wenn England bei seinem System beharret, darf es sich wohl ein beßres Schicksal versprechen, als Frankreich?

Folgende Schilderung von Englands Staatsverfassung trägt alle Kennzeichen der Wahrheit an sich:

„Wenn wir des Herrn de l'Olme Roman über die Englische Konstitution für treue Darstellung der Verfassung halten wollen; so findet man nirgends eine zweckmäßigere Gesetzgebung, mehr Gleichheit in Vertheilung der Gewalt, mehr persönliche Freiheit und Sicherheit, als in Großbrittannien. Aber beleuchten wir ein wenig die Scene; so werden wir andrer Meinung. Des Königs Gewalt über Krieg

und

und Frieden, und überhaupt seine monarchische Macht ist dadurch eingeschränkt, daß von der Nation die Verwilligung der zu jeder Unternehmung nöthigen Gelder abhängt; auch darf er, ohne Einstimmung der Parlamente, keine Gesetze geben. Diese Parlamente nun bestehen aus gewählten Repräsentanten, die, wie bekannt ist, nach einer höchst widersinnigen Proportion das ganze Volk vorstellen, so daß eine Universität deren mehr abschickt als eine ganze Grafschaft. Bestechungen haben, nach Monsieur de l'Olme Versicherung, dabei nicht Statt; aber das ist Keinem, der gewählt werden will, verwehrt, daß er einem Wählenden für einen Korb voll Eier hundert Pfund Sterling bezahle. Die Hofparthei ist also nicht nur Meister von den Wahlen, sondern kann auch, da sie Ehrenstellen und Pfründen vergiebt, sich nach Gefallen Parthei machen, und durch die Ueberstimmung Dinge durchsetzen, wovon Jedermann weiß, daß der neun und neunzig Hunderttheil der Nation dagegen ist. Die Justiz wird so verwaltet, und die Gesetze sind so klar, daß nirgends in der Welt die streitenden Theile so jämmerlich von den Advokaten geschunden, und nirgends in der Welt so himmelschreiende Urtheile gesprochen werden, als in England. Die Friedensrichter sind nicht selten bestechbar; die Geschwornen oft gewissenlose Menschen aus dem niedrigsten Pöbel. Ein Bösewicht, der mich als Dieb angiebt, und seine Aussage durch einen Meineid bekräftigt, kann mich ohne Umstände an den Galgen bringen. Durch den geringsten Anstoß gegen übliche Förmlichkeiten wird die gerechteste Sache verloren, und der ärgste Verbrecher bleibt ungestraft, wenn bei seinem Proceße gegen eine solche Formalität gefehlt ist. Als im Jahre 1790 ein verworfner Mensch die Frauenzimmer auf offner Straße mörderischer Weise mit Messern anfiel, und er endlich entdeckt und angeklagt wurde, fehlte nicht viel, daß man ihn hätte ohne Strafe frei lassen müssen, weil die Anklage in eine solche Form gebracht war, daß daraus nichts erwiesen werden konnte, als daß er ein Paar Löcher in die Kleider einiger Damen gerissen hatte. Ein Mädchen, das Hauben gestohlen hat, wird, wenn auch der Diebstahl selbst erwiesen ist, frei gesprochen, wenn der Ankläger aus Versehen Leinewand nennt,

was Nesseltuch war. Ein Mann darf seine Frau mit einem Stricke um den Hals, auf dem Markte verkaufen. Vor zwei Jahren geschahe dies in einer Englischen Stadt von Gerichtswegen an einer Armen, welche die Gemeine nicht länger zu ernähren Lust hatte. Wenn ein unglücklicher Mensch einer Kleinigkeit wegen am Pranger steht; so wird dem Pöbel verstattet, ihn zu Tode zu martern. Von den greulichen Gewaltthätigkeiten, die im Jahre 1790 bei dem Matrosen-Pressen vorgiengen, habe ich schon oben geredet; ich will nur noch den Herrn von Archenholz als Zeugen anführen, der uns erzählt, wie damals freie, mit Gewalt angeworbne Menschen, zu Hunderten in enge Schiffsräume zusammengepackt wurden, wo Viele von ihnen, wie im schwarzen Loche in Calcutta, erstickten. Der Unfug der Accisebedienten beweist auch nicht, daß Freiheit in England respektirt wird; daß Jemand, der die Schwester seiner verstorbenen Frau heirathet, wie ein Blutschänder bestraft wird, ist eben kein Zeichen einer philosophischen Gesetzgebung. Die reichen Geistlichen führen ein ärgerliches und wollüstiges Leben in der Hauptstadt, und lassen drei oder vier Landpfarreien, welche sie an sich gekauft haben, durch Vikarien versehn. Hierzu werden die gewählt, welche am wenigsten Besoldung fordern; die Gemeinen müssen mit den verworfensten, unwissendsten Menschen zu Seelsorgern vorlieb nehmen, indeß die wirklichen Pfarrer von ihrem theuren Gelde in London Maitressen unterhalten, und nie einen Fuß in ihren Kirchsprengel setzen. Die Preßfreiheit wird von Jahr zu Jahr mehr eingeschränkt. Luxus, Mangel an Treue und Glauben und Unsittlichkeit nehmen auf eine fast unglaubliche Weise Ueberhand. Oeffentlich werden Akademieen eröffnet, in welchen man Unterricht im Stehlen giebt; öffentlich werden die Hazardspiele geduldet, gegen welche man die strengsten Gesetze gegeben hat. Die Menge müßiger, gegen die Ordnung der Natur lebender Menschen vermehrt sich in allen Ständen, und die unerhörtesten, niederträchtigsten Verbrechen und Laster, wovon man täglich Beispiele sieht, laden den Staatsmann und Philosophen eben nicht ein, die Englische Verfassung als Muster anzupreisen.“ V. Wurmbrand

Brand politisches Glaubensbekentniß von Knigge S. 129 ꝛc.

26.

Vereinigte Provinzen in Nordamerika.

Hinterl. Werk. B. V. S. 159.

Von einer andern Seite sah Frankreich, das immer eifersüchtig auf England ist, mit Freuden, wie sich die Mißhelligkeiten in Amerika zwischen den Kolonieen und dem Mutterlande entspannen. Es fachte unter der Hand den Geist des Aufruhrs an, der sich dort zu zeigen anfing, und ermunterte die Amerikaner, ihre Rechte gegen den Despotismus zu behaupten, welchen der König Georg III. daselbst einführen wollte, indem es ihnen in der Ferne die Hülfe zeigte, die sie von der Freundschaft des Allerchristlichsten Königs erwarten könnten.

B. X. S. 126.

(Brief an Voltaire).

Sie billigen wahrscheinlich die Verfassung von Pensylvanien, so wie sie gegenwärtig ist. Sie existirt erst seit einem Jahrhunderte; lassen Sie noch fünf oder sechs hingehen, so wird man sie nicht mehr kennen. Es ist ja ausgemacht, daß Unbeständigkeit zu den ewigen Naturgesetzen gehört. Wenn auch Philosophen eine Regierungsform gründeten, so würde sie doch eben das Schicksal haben.

Die vereinigten Provinzen in Nordamerika haben ihre Freiheit vorzüglich der Unterstützung Frankreichs zu danken; dieß ist bekannt. Dabei verdient jedoch bemerkt zu werden, daß das Französische Volk schon damals enthusiastisch für den glücklichen Erfolg des Freiheitskrieges der Provinzen gestimmt war. Der Hof hingegen handelte dabei bloß in politischer Rücksicht; er suchte nur durch die beförderte Trennung der Provinzen, England zu schwächen, und verhehlte diese Absicht so wenig, daß er — gegen die sonstige Gewohnheit der Höfe, die ihren Eigennutz mit glänzenden Titeln zu bedecken wissen — sogar den Amerikanischen Abgeordneten kein Geheimniß daraus machte. Diesen (den Herren Franklin und Deane) wurde auf Befehl des Königs angezeigt: „Daß, nachdem man den Zustand ihrer Angelegenheiten und die von ihnen gethanen Vorschläge lange und reiflich erwogen, in dem Staatsrathe entschieden worden und Seine Majestät entschlossen sey, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und einen Freundschafts- und Handlungs-Traktat mit ihnen zu schließen; daß man in diesem Traktat aus ihrer gegenwärtigen Lage keinen Vortheil ziehen, und keine Bedingungen von ihnen verlangen wolle, denen sie außerdem ihre Zustimmung würden versagen müssen; Seine Majestät wünschen, daß der Traktat, wenn er einmal gemacht sey, dauerhaft seyn, und ihre Freundschaft auf immer bestehen möge; welches man nicht erwarten könne, wenn nicht beide kontrahirende Theile in der Fortdauer des Traktats sowohl als im Anfange ihr Interesse fänden; Seiner Majestät Meinung gienge also dahin, solche Bedingungen festzusetzen, in welche sie gern einwilligen würden, wenn ihr Staat schon seit langer Zeit und auf dem höchsten Grade von Kraft und Macht stünde; solche Bedingungen endlich, die sie in der Folge billigen könnten, wenn diese Zeit würde gekommen seyn: Seine Majestät hätten den festen Entschluß gefaßt, nicht allein ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, sondern auch sie durch alle Mittel zu unterstützen, die in Ihrer Macht wären; indem Sie dies thäten, würden Sie Sich wahrscheinlich bald in einen Krieg verwickelt sehen, mit allen den Kosten, Gefahren und Nachtheilen, die ihn gewöhnlich begleiten: dessen ungeachtet erwarten Sie von ihnen keine Schadloshaltung dafür; Sie wollten auch

nicht

nicht einmal behaupten, daß Sie bei dieser Gelegenheit einzig und allein aus Liebe zu ihnen so handelten, denn auch Ihre königliche Zuneigung für sie und ihre Sache ungerechnet, sey es Frankreichs offenbares Interesse, Englands Macht durch ihre Trennung von selbigem zu vermindern: der König wolle ferner auch nicht einmal darauf bestehen, daß, wenn er ihrentwegen einen Krieg mit England anfange, sie nicht einen besondern Frieden für sich schließen könnten, wenn man ihnen gute und vortheilhafte Bedingungen anböte; der einzige Artikel, auf welchem der König bestehen würde, sey, daß sie in keinem Friedenstraktat, den sie mit England schließen möchten, ihrer Unabhängigkeit entsagen, noch unter den Gehorsam gedachter Regierung zurückkehren sollten."

Nach diesen Grundsätzen und den vom Könige von Frankreich dem Herrn Gerard unter dem 30. Jan. 1778 ertheilten Vollmachten unterzeichnete dieser Minister am folgenden 6. Febr. mit den Amerikanischen Bevollmächtigten zu Paris einen Allianz- und Kommerz-Traktat, fast in denselben Ausdrücken, als die vom Kongreß ihnen ertheilten Instruktionen enthielten. Dieser Traktat ward auf die Basis der vollkommensten Gleichheit gegründet; und ist in Rücksicht auf Frankreichs große so lange bestehende Macht, und die Kindheit der vereinigten Staaten von Amerika, ein Traktat ohne Beispiel, welcher Ludwig dem XVI. nicht nur unter den größten Monarchen Frankreichs, sondern auch unter denjenigen, deren Namen durch die Geschichte geheiligt sind, einen Platz verschaffen muß *). —

Friedrichs Urtheil über die Dauer der Amerikanischen Konstitution ist ein Beweis seiner tiefen Welt- und Menschenkenntniß. Der große Franklin, dessen Werk sie zum Theil war, hatte doch auch keine günstigere Idee davon. Er äußerte dieß in einer Rede, welche er im Kongreß zu Philadelphia hielt, als man sich wegen der Annahme einer dauerhaften Verfassung berathschlagte. „Ich gestehe, sagte er, daß ich diese Konstitution jetzt nicht sehr billige; aber ich bin nicht gewiß, ob ich sie jemals billigen werde, denn ich habe in

*) Denkwürdigkeiten zur Geschichte B. Franklins, von Milon. S. 68 ꝛc.

in meinem langen Leben verschiedene Fälle erfahren, wo ich durch bessere Belehrung oder reifere Ueberlegung genöthigt war, selbst in wichtigen Dingen meine Meinung fahren zu lassen, die ich zuvor für richtig hielt, hernach aber fand, daß sie es nicht war. Je älter ich also werde, je mehr bin ich geneigt mein eignes Urtheil aufzuschieben, und das Urtheil Anderer zu ehren. Inzwischen glauben die meisten Menschen, so wie die meisten Sekten in der Religion, im Besitz aller Wahrheit zu seyn, und denken, Alles, worin Andere von ihnen abweichen, sey Irrthum. Steele, ein Protestant, sagt in einer Zueignungsschrift an Pope: der einzige Unterschied zwischen unsern beiden Kirchen, in ihren Meinungen über die Gewißheit ihrer Grundsätze, ist, daß die katholische unfehlbar ist, und die Englische nie Unrecht hat."

Allein ungeachtet viele Privatpersonen einen eben so hohen Begriff von ihrer eigenen Unfehlbarkeit als von der Unfehlbarkeit ihrer Sekte haben, so drücken doch nur wenige ihn so natürlich aus, als eine gewisse Französische Dame, die in einem kleinen Zwist mit ihrer Schwester sagte: ich weis nicht wie es kommt, Schwester, aber ich finde Niemanden als mich, der immer Recht hat. Mit solchen Gesinnungen stimme ich dieser Konstitution mit allen ihren Fehlern, wenn es dergleichen sind, bei; weil ich glaube, daß eine allgemeine Regierung uns nöthig thut, und daß es keine Regierungsform giebt, die nicht zum Segen werden könne, wenn sie gut verwaltet wird; ja ich glaube noch mehr, daß diese den Anschein hat, daß sie eine Reihe von Jahren hindurch gut verwaltet werden wird, und daß sie zuletzt nicht anders als in Despotismus ausarten kann, wie andere vor ihr, wenn die Nation so verdorben seyn wird, daß sie einer despotischen Regierung bedarf, und keiner andern empfänglich ist. Ich zweifle auch, im Fall wir selbst eine jede andere Verabredung durchsetzen könnten, daß wir im Stande sind, eine bessere Konstitution zu machen; denn wenn Sie eine Anzahl von Menschen versammeln, um aus der Vereinigung ihrer Einsichten Nutzen zu ziehen, so versammeln Sie unvermeidlich mit diesen Menschen auch alle ihre Vorurtheile, ihre Leidenschaften, ihre irrige Meinungen, ihr Lokalinteresse und ihre persönlichen Absichten. Kann man von einer solchen Versammlung ein voll-

kommenes Produkt erwarten? Es ist daher für mich etwas Bewundernswürdiges, dieses System der Vollkommenheit so nahe zu sehen, als es wirklich ist; und ich denke, dies wird auch unsere Feinde in Verwunderung setzen, welche mit Zuversicht die Nachricht erwarten, daß unsre Anschläge verwirrt worden sind, wie bei dem Thurmbau zu Babel; und daß unsere Staaten auf dem Punkt stehen sich zu trennen und sich hernach bloß in der Absicht versammeln werden, sich untereinander umzubringen.

Ich stimme also dieser Konstitution bei, weil ich keine bessere erwarte; und weil ich nicht sicher bin, ob sie nicht die beste sei. Ich opfere dem allgemeinen Besten die Meinungen auf, die ich von ihren Mängeln gehegt habe: ich habe nie ein Wort davon kund werden lassen; sie sind in dem Bezirk dieser Mauern geboren, und hier sollen sie sterben. Wenn ein Jeder von uns nach seiner Zurückkunft bei unsern Konstituenten, die Einwürfe die er dagegen gemacht, vortragen, und Anhänger zu ihrer Unterstützung zu gewinnen suchen sollte, so könnten wir die allgemeine Annahme dieser Konstitution hindern, und wir würden aller der heilsamen Folgen und großen Vortheile, die zu unserm Besten bei fremden Nationen sowohl als unter uns selbst für unsere wirkliche oder scheinbare Einmüthigkeit natürlich daraus entspringen, verlustig gehen. Die Macht und der Nachdruck einer jeden Regierung, die das Glück der Nation machen und sichern soll, hängt größtentheils von der allgemeinen Meinung ab, die man von der Güte dieser Regierungsform sowohl, als von den Einsichten und der Rechtschaffenheit ihrer Regenten hat.

Ich hoffe daher, daß wir aus Liebe zu uns, als einen Theil der Nation, und aus Liebe für die Nachkommenschaft, herzlich und einmüthig diese Konstitution allenthalben, wohin unser Einfluß sich erstreckt, empfehlen, und alles unser künftiges Dichten und Trachten auf die Mittel, sie wohl zu verwalten, richten werden.

Mit einem Wort, ich kann mich nicht enthalten, einen Wunsch zu äußern, daß nämlich jedes Mitglied dieser Versammlung, welches immer noch einige Einwendungen haben kann, bei dieser Gelegenheit mit mir ein wenig an seiner Unfehlbarkeit zweifeln, und, um unsre Einmüthigkeit öffentlich

kund

kund zu machen, seinen Namen unter diese Schrift setzen möchte."

Hierauf wurde die Motion gemacht, folgende Schlußformel hinzuzufügen: „Geschehen in der Versammlung mit einmüthiger Bewilligung u. s. w. welche auch bewilligt und dem zu Folge beigefügt wurde. S. Milons Denkwürdigkeiten zur Geschichte B. Franklins S. 94 ꝛc.

27.

Ueber Joseph I.

Hinterl. W. B. IX. S. 327.

(Aus einem Briefe an Voltaire.)

Ich reise nach Schlesien, und werde den Kaiser sehen, der mich zu seinem Lager in Mähren eingeladen hat. Wir wollen uns aber nicht schlagen, wie ehemals, sondern als gute Nachbarn mit einander leben. Dieser Fürst ist liebenswürdig und verdienstvoll; schätzt Ihre Werke, und liest sie, soviel er nur kann; ist nichts weniger als abergläubig; mit Einem Worte: ein Kaiser, wie Deutschland lange Zeit keinen gehabt hat.

Ebendas. S. 329.

Gegenwärtig komme ich so eben von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen, und habe da den Kaiser gesehn, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren, und hat den Aberglauben abgeworfen; ist in Prunk erzogen, und hat einfache

Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde, und opfert seinen Ehrgeitz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geschmack genug, Voltairens Werke zu lesen, und ihr Verdienst zu schätzen. Wenn Ihnen die getreue Schilderung dieses Fürsten kein Genüge thut, so muß ich gestehen, daß Sie sehr schwer zu befriedigen sind. Außer allen jenen Vorzügen, hat er auch große Bekanntschaft mit der Italiänischen Litteratur; er sagte mir einmal beinahe einen ganzen Gesang aus dem pastor fido und einige Verse aus dem Tasso her. Mit so etwas muß man immer anfangen. Nach den schönen Wissenschaften kommt dann in den Jahren des Nachdenkens die Philosophie, und wenn man diese recht viel studiert hat, dann muß man sich mit Montagne fragen: was weiß ich?

Den Charakter Josephs II. und die Ursachen seines ungewöhnlichen Schicksals hat Herder vortreflich entwickelt *). Joseph wollte fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter Billiges, Nützliches, Gutes! Oft war, was er wollte, nur erste Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte. — Dennoch erregte er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen, denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit, und er starb beim Ausbruch eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche. Dieß widrige Schicksal hatte vornehmlich seinen Grund in Josephs Charak-

*) Briefe zu Beförderung der Humanität, erst. Samml. S. 118 ꝛc.

Charakter. Er bildete sich nach dem großen Friedrich, da doch dieser in einer ganz andern Lage war. Joseph wollte selbst regieren, wie Friedrich; aber er fing zu viel auf Einmal an, er ließ sich zu sehr in das Detail der Dinge ein, und verwirrte sich dadurch, er zerstreute sich zu oft durch Reisen. Wider seinen Willen hatte ihm Friedrich den Kriegs- und Eroberungsgeist eingeflößt. Mit seinen Ansprüchen auf Baiern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europa's; mit seinen Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs; und in dem traurigen Türkenkriege opferte er Feldherren, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben auf. Rühmlicher war sein Kampf gegen den Aberglauben, gegen die Intoleranz und Pfafferei, und gegen die Unterdrückung des Landmannes. Und dennoch, welchen Widerstand erfuhr er, weil er zu rasch zu Werke ging, und alles mit Gewalt durchsetzen wollte. Mit einem Wort: Joseph wollte zwar oft das Beste, aber er wollte es als Despot, und dieß war die Quelle seines Unglücks.

28.

Corsika.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 112.

Die Corsikaner sind nur eine Hand voll Menschen, aber so tapfer und entschlossen, wie die Britten; man wird sie, glaube ich, nie anders, als durch Klugheit und durch Güte bezwingen. Um sich der Oberherrschaft dieser Insel zu versichern, scheint es mir unumgänglich nöthig, die Einwohner zu entwaffnen, und ihre Sitten milder zu machen. Im Vorbeigehen will ich hier, bei Gelegenheit der Corsikaner, doch anmerken, daß ihr Beispiel zeigt, welchen Muth, welche Tugend den Menschen die

Liebe zur Freiheit geben kann, und wie gefährlich und ungerecht deren Unterdrückung ist.

Corsika hat ungefähr funfzig tausend Einwohner. Die Genueser, welche diese Insel den Arabern im zwölften Jahrhunderte abgenommen hatten, konnten sie nie völlig unterjochen, und vertauschten sie daher im J. 1768 an Frankreich. Die muthigen Corsen widersetzten sich aber unter ihrem Anführer Paoli auch dem mächtigen Frankreich mit bewundernswürdiger Tapferkeit, und erst nach einem Aufwand von zweihundert Millionen Livres sahe es sich in dem Besitze dieses Ländchens. So schwer ist der Sieg über ein vom Geiste der Freiheit beseeltes Volk! — Ob jetzt die Engländer durch den Besitz dieser Insel, wofern sie noch ganz dazu gelangen, einen den Kosten der Eroberung gemäßen Zuwachs an Macht erhalten werden, ist wohl zu bezweifeln.

II.

Gedanken über einige philosophische Gegenstände.

I.

Das Daseyn Gottes.

Hinterl. W. B. VI. S. 115.

(Aus der kritischen Untersuchung über das System der Natur).

Die ganze Welt beweiset das Daseyn dieses Wesens; man darf nur die Augen öffnen, um sich davon zu überzeugen. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, welches die Natur hervorbrachte; also muß die Natur unendlich verständiger seyn, als er, oder sie hätte ihm Vollkommenheiten mitgetheilt, die sie selbst nicht besäße; welches ein förmlicher Widerspruch wäre.

Wird die Denkkraft von der Organisation bewirkt; so muß die Natur, welche unendlich mehr or-

ganisirt ist, als der Mensch, (dieser unmerkliche Theil des großen Ganzen), die Verstandeskraft gewiß im höchsten Grade der Vollkommenheit besitzen. Die blinde Natur mit physischer Bewegung verbunden, kann nichts als Verwirrung erzeugen; und da sie ohne Zusammenhang handeln würde, so könnte sie niemals bestimmte Endzwecke erreichen; nie diese Meisterstücke hervorbringen, welche der menschliche Verstand im unendlich Kleinen sowohl, als im unendlich Großen, bewundert. Die Endzwecke, die sich die Natur bei ihren Werken vorsetzte, sind so offenbar, daß man gezwungen ist, eine allgewaltige und unendlich weise Ursache anzunehmen, welche nothwendig Alles dahin lenkt. Betrachte ich den Menschen, so finde ich, daß er bei seiner Geburt das schwächste unter allen Thieren ist, keine Waffen, keinen Schutz wider den Angriff hat, der Strenge der Jahreszeiten nicht widerstehen kann, und stets in Gefahr schwebt, ein Raub reißender Thiere zu werden. Um ihn für die Schwäche seines Körpers schadlos zu halten, und dem Untergange des Geschlechts vorzubeugen, begabte ihn die Natur vor allen andern Geschöpfen mit vorzüglicher Vernunft, wodurch er in den Stand gesetzt ward, sich das auf künstliche Art zu verschaffen, was die Natur ihm verweigert zu haben schien. Der Körper des verächtlichsten Thieres ist wunderbarer eingerichtet, als das künstlichste Laboratorium des geschicktesten Chemikers; er bereitet die Säfte, die sein Wesen erneuern, die sich den Theilen, woraus er bestehet, assimiliren, und sein Daseyn verlängern. Wie könnte

sich

sich dieser wunderbare, und zur Erhaltung aller lebenden Wesen nothwendige Bau von einer blinden Ursache herleiten lassen, welche die größten Wunder thäte, ohne es selbst zu wissen? So viel braucht es nicht, um unsern Philosophen zum Stillschweigen zu bringen, und sein System zu Grunde zu richten; das Auge einer Milbe, ein Grashalm sind hinreichend, ihm zu zeigen, daß der Urheber des Weltalls weise ist. Ja noch mehr: ich glaube sogar, man könne, wenn man mit ihm eine blinde erste Ursache annähme, ihm beweisen, daß die Geschlechter bei ihrer Fortpflanzung nicht beständig seyn, sondern aufs Gerathewohl in mancherlei seltsame Geschöpfe ausarten würden. Nur unveränderliche Gesetze eines verständigen Wesens können also diese mannigfaltige Menge der Geschöpfe unveränderlich in der Vollkommenheit ihrer Arten und Geschlechter erhalten. Vergebens sucht der Verfasser sich zu täuschen; die Wahrheit zwingt ihm, wider seinen Willen, das Geständniß ab, daß die Natur in ihrer unermeßlichen Werkstatt Materialien zur Bildung neuer Produkte aufsammelt, daß sie also einen Endzweck vor Augen haben, und eben deswegen verständig seyn muß. Man sey nur einigermaßen aufrichtig, so ist es unmöglich, dieser Wahrheit zu widerstehen. Selbst die vom physischen und moralischen Uebel entlehnten Einwürfe können sie nicht über den Haufen werfen: die Ewigkeit der Welt hebt diese Schwierigkeit. Ohne Widerrede ist also die Natur verständig, und weichet niemals von den ewigen Gesetzen der Schwere, der Bewegung, der an-

ziehenden Kraft, u. s. w. ab, die sie weder aufheben, noch verändern kann. Ungeachtet uns unsre Vernunft das Daseyn dieses Wesens beweist, ungeachtet wir es spüren, und einige seiner Wirkungen errathen; werden wir es doch niemals deutlich genug kennen lernen, um uns einen bestimmten Begriff davon zu machen; und jeder Philosoph, der das Hirngespinst angreift, welches die Theologen erdichtet haben, kämpft im Grunde wider die Wolke des Ixions, ohne im geringsten dieses Wesen selbst zu berühren, dessen Daseyn und Vollkommenheiten das ganze Weltall bezeugt und beweiset.

Bei Widerlegung des berüchtigten Systems der Natur, führt Friedrich diesen physicotheologischen Beweis vom Daseyn Gottes, der selbst nach Kants Ausspruch noch der beste von allen ist, indem er uns eine höchst moralische Gewißheit verschaft. Aber demonstrativ ist er nicht, denn 1, sind unsre Begriffe von der Ordnung und Einheit in der Welt sehr eingeschränkt und unbestimmt, es kann also daraus auf keine unbeschränkte und bestimmte Weltursache geschlossen werden; 2, ist der Schluß bloß analogisch, mithin schon nicht mehr apodiktisch gewiß; 3, verläßt dieser Beweiß das durch empirische Gründe geführte Argument wieder, ergreift die Zufälligkeit der Welt, schließt von dieser auf ein nothwendiges, und von diesem auf das vollkommenste höchste Wesen, nimmt also zu den fehlerhaften ontologischen und kosmologischen Beweisen seine Zuflucht *).

Demonstrirt kann also das Daseyn Gottes nicht werden, eben so wenig, als man es gründlich bestreiten kann, wie schon längst mehrere Philosophen eingesehen

*) Versuch, die harten Urtheile über die Kantische Philosophie zu mildern, von J. Weber S. 43.

sehen haben, welche sich deshalb auf die Seite des Skepticismus hinneigten. So schreibt unter andern d'Alembert über diesen Gegenstand an den König: Montagnes Spruch: „Was weiß ich's?" scheint mir die Antwort zu seyn, die man beinahe auf alle dergleichen Fragen geben sollte; und besonders denke ich in Rücksicht auf das Daseyn eines höchsten Geistes, daß diejenigen, die es läugnen, weit mehr behaupten, als sie beweisen können, und daß bei dieser Materie bloß der Skepticismus vernünftig ist. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß in dem Weltall, und besonders in dem Bau der Thiere und der Pflanzen, sich solche Verbindungen der Theile zeigen, welche eine oberste Intelligenz zu verrathen scheinen; sie beweisen die Existenz dieses Geistes, so wie eine Uhr das Daseyn eines Uhrmachers beweist; das scheint unwiderleglich. Will man nun aber weiter gehen, und fragt man sich: Was ist nun dieser Geist? Hat er die Materie erschaffen oder bloß geordnet? Ist Schöpfung möglich? Und wenn sie es nicht ist, ist also die Materie ewig? Und wenn die Materie ewig ist, und nur dazu eines Geistes bedurfte, um geordnet zu werden, ist dann dieser Geist mit der Materie Eins, oder davon verschieden? Wenn er Eins mit derselben ist, so ist eigentlich die Materie Gott und Gott die Materie; ist er aber davon verschieden, wie ist es denkbar, daß ein Wesen, welches nicht Materie ist, auf die Materie wirke? Ueberdies, wenn dieser Geist unendlich weise und unendlich mächtig ist, woher kommt es, daß sein Werk, diese unglückliche Welt, mit so vielen physischen Unvollkommenheiten und mit so vielen moralischen Greueln angefüllt ist? Warum sind nicht alle Menschen glücklich und gerecht? — *)

„Es ist dem bloßen Denker gleich unmöglich, das Daseyn Gottes zu läugnen und es zu behaupten. Läugnet ers, so unterläßt er etwas zu denken, oder bestrebt sich, etwas wegzudenken, was er als nothwendig vorhanden denken muß, eine absolut-erste Ursache dessen, was ist und geschieht. Behauptet ers, so nimmt er entweder eine leere Gedankenform oder ein sinnliches Wesen als Gott an; und keines von beiden thut ihm Genüge; die leere Gedankenform nicht, weil er sich Nichts dabei denkt; das sinnliche

*) Hinterl. Werk. B. XIV, S. 114.

sinnliche Wesen nicht, weil er nie weiß, ob er sich das rechte dabei denkt, weil er von allen sinnlichen Wesen, die er kennt, keins zu Gott machen möchte, und weil sinnliche Wesen, die er nicht kennt, keine sinnlichen Wesen mehr, sondern bloß Geschöpfe der Einbildungskraft sind. Der bloße Denker muß also den Beweiß, daß ein Gott sey, ewig schuldig bleiben, denn das Daseyn eines Dinges muß gewiesen, kann nicht bewiesen werden. Weisen, zeigen kann er aber Gott nicht; und so kommt er mit allen seinen Beweisen nie weiter, als daß Gott seyn muß, und kann nie sagen, daß er ist. Ein peinlicher Zustand!

In dieser Verlegenheit kommt das Herz dem Verstande zu Hülfe, und füllt jene leere Gedankenform der absolut-ersten Ursache mit einem Stoffe aus, den ihm der moralische Sinn, die Vernunft, liefert. So schafft es sich die moralische Gottheit, deren es bedarf, das Urbild und die erste Quelle aller sittlichen Vollkommenheit.

Dieses Vernunftwesen hat eine idealisch-wirkliche Existenz für uns, ein Daseyn das so wirklich ist, als die Ideen von Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Schönheit, Wahrheit, u. s. w., deren Wirklichkeit wir in uns empfinden. Vermöge dieses unsers moralischen oder Ideensinnes, wenn ich so sagen kann, erscheint uns nun die Welt als ein Kunstwerk von einer Meisterhand, die Weisheit und Güte leiteten. Die Welt ist für unsern physischen Sinn, die schöne, ordnungsvolle Welt für unsern moralischen Sinn wirklich da. Der physische Sinn zeigt uns ihren Urheber nicht, aber der moralische zeigt ihn uns. Freilich zeigt er ihn uns nur, wie ein moralischer Sinn etwas zeigen kann, als ein moralisches, als ein Vernunftwesen. Aber der idealischen Wirklichkeit dieses Vernunftwesens einmal versichert, leihen wir ihm das physische Daseyn, unbekümmert wie es damit beschaffen, ja ob ein solches Daseyn überall möglich sey. Das Herz bringt den Verstand zum Schweigen.

Aber freilich kann das Herz dies nur, wo sein Interesse größer ist, als das Interesse des Verstandes. Wer wenig oder gar kein moralisches Gefühl hat, dem fehlt der Sinn, womit die moralische Gottheit erkannt werden muß. Und da die physische Gottheit überall

nicht

nicht erkannt werden kann, so erkennt ein solcher gar keine Gottheit, er bleibt ewig ungewiß, was er von ihrem Daseyn halten soll; oder wenn das Interesse des Verstandes bei ihm sehr groß ist, so kömmt er vielleicht dahin, daß ihm die Unmöglichkeit das physische Daseyn der Gottheit zu beweisen, für die Unmöglichkeit des physischen Daseyns der Gottheit selbst gilt: er wird ein Atheist.

Wo wir also das Glauben des physischen Daseyns der Gottheit — denn mehr als Glauben ist nicht möglich, wo keine Beweise Statt finden — fest gründen wollen, da müssen wir das Herz für alles Schöne, Wahre und Gute interessiren, oder welches eben das sagt, wir müssen den moralischen Sinn, die Vernunft, üben. Je nach dem einer mehr oder weniger Moralität hat, hat er mehr oder weniger moralische Gottheit; und je nach dem er mehr oder weniger moralische Gottheit hat, glaubt er das physische Daseyn der Gottheit mehr oder weniger." *)

Geist des Menschen.

Hinterl. W. B. VIII. S. 244.

(Br. an Voltaire).

Leider ist der Geist, wie es scheint, dem Körper nur untergeordnet; er wird mit der Organisation unseres Mechanismus zugleich zerrüttet; und sobald nur die Materie leidet, hat auch er Empfindungen davon. Diese enge und innige Verbindung ist, wie mich dünkt, ein sehr starker Beweis für Loke's Meinung. Das, was in uns denkt, ist gewiß eine Wirkung oder das Resultat von dem Mechanismus unsrer belebten Maschine.

*) Emil von Rousseau, übersetzt von Cramer, dritter Th. S. 174 ꝛc.

schine. Jeder vernünftige Mensch, jeder, der nicht von Vorurtheilen oder Eigenliebe eingenommen ist, muß dieß zugestehen.

B. X. S. 132.

(An eben denselben.)

Sie fragen mich, was der Geist sey? Ach! ich will Ihnen alles sagen, was er nicht ist. Ich selbst habe so wenig, daß ich um eine Definition davon sehr verlegen seyn würde. Wenn Sie indeß verlangen, daß ich, um Ihnen die Zeit zu vertreiben, meinen Roman so gut liefern soll, als ein Andrer, so halte ich mich an die Begriffe, die mir die Erfahrung giebt. Ich glaube mit vollkommner Ueberzeugung, daß ich nicht doppelt existire; daher sehe ich mich als ein einziges Wesen an. Ich weiß, daß ich ein materielles belebtes Geschöpf bin, das Organe hat und denkt; daraus schließe ich, daß die belebte Materie denken kann, so wie sie gewissermaßen die Eigenschaften der Elektricität hat.

Ich sehe, daß das animalische Leben von der Wärme und der Bewegung abhängt; daher vermuthe ich, daß die Ursache von beiden wohl eine Partikel von dem Elementarfeuer seyn könnte. Ich schreibe die Denkkraft den fünf Sinnen zu, die uns die Natur gegeben hat. Die Begriffe, die sie uns verschaffen, drücken sich in die Nerven ein, durch welche sie dann fortgepflanzt werden. Diese Eindrücke, die wir das Gedächtniß nennen, geben uns Ideen. Die Wärme des Elementarfeuers, die das Blut in einer be-

ständigen Bewegung erhält, weckt diese Ideen auf, und verursacht die Imagination. Wenn diese Bewegung schnell und leicht von Statten geht, so folgen die Gedanken schleunig auf einander; ist sie aber langsam und schwer, so kommen auch die Gedanken nur sehr einzeln. Der Schlaf bestätigt diese Meinung. Ist er gut, so cirkulirt das Blut so sanft, daß die Ideen gleichsam erstarrt sind, daß sich die Verstandesnerven abspannen, und daß die Seele gewissermaßen vernichtet scheint. Cirkulirt aber das Blut in dem Gehirn zu heftig, wie bei berauschten Leuten, oder im hitzigen Fieber, so verwirrt und zerrüttet es die Ideen. Eine kleine Obstruktion in den Gehirnnerven verursacht Wahnsinn. Wenn ein Tropfen lymphatischer Feuchtigkeit in dem Kranium auseinander fließt, so zieht er den Verlust des Gedächtnisses nach sich; und wenn endlich ein Blutstropfen, der aus seinem Gefäße getreten ist, auf das Gehirn und dessen Nerven drückt, so verursacht er die Apoplexie.

Sie sehen, daß ich die Seele mehr mediciniſch als metaphysisch untersuche. Ich begnüge mich mit diesen Wahrscheinlichkeiten, bis ich etwas Besseres bekomme, und schränke mich darauf ein, daß ich die Früchte Ihres Verstandes, Ihrer immer wieder auflebenden Imagination und Ihres herrlichen Genie's benutze, ohne mich übrigens darum zu bekümmern, ob diese bewundernswürdigen Talente von angebornen Ideen herrühren, ob Gott Ihnen alle Ihre Gedanken inspirirt, oder ob Sie ein Uhrwerk sind, deſ-

sen

sen Zeiger auf Heinrich IV. steht, indeß Ihr Glockenspiel die Henriade hören läßt.

Mag sich ein Andrer ein Labyrinth bauen, um sich darin zu verirren; ich freue mich über Ihre Werke, und preise das Wesen der Wesen, daß es mich zu Ihrem Zeitgenossen gemacht hat.

Da wir in unsrer jetzigen Eingeschränktheit schwerlich je das Wesen der Kräfte erkennen werden, so wird es auch wohl immer unausgemacht bleiben, von welcher Beschaffenheit die vorstellende Kraft (Seele, Geist) in uns sey. Für die Immaterialität derselben scheint folgendes Raisonnement zu streiten: die Materie und ihre Veränderungen erscheinen nur dem äußern Sinn; die Veränderungen der Seele oder die Vorstellungen können nur von dem innern Sinne (der Seele selbst vermittelst des Nervengeistes) wahrgenommen werden. Wäre die Seele mit der Materie gleichartig, so müßten sich auch die Veränderungen derselben im Raum anschauen lassen, und Objekte des äußern Sinnes seyn, welches aller Erfahrung widerspricht. — Substanzen an und für sich erkennen wir nicht, sondern bloß ihre Accidentien. Wenn nun die Accidentien ganz heterogener Art sind, so muß unser Verstand auch die Substanzen, so ferne sie durch die Accidentien erscheinen, als heterogen denken. Wir nehmen aber zwei ganz heterogene Erscheinungen wahr: eine im Raume durch den äußern, andre bloß in der Zeit durch den innern Sinn. Die letztern sind weder Accidentien der erstern, weil sie sonst im Raume seyn müßten; noch die erstern Accidentien der letztern. Daher müssen wir uns dieselben als verschiedne Substanzen denken. Wir nennen die Substanz der äußern Erscheinungen Materie; die Substanz der innern, Seele. S. Jakobs Grundriß der Erfahrungsseelenlehre, S. 34 und 38.

Der scharfsinnige Herder spricht hierüber mit ungemeiner Klarheit und Präcision, wenn er sagt: Priestley und Andre haben den Spiritualisten vorgerückt, daß

daß man in der ganzen Natur keinen reinen Geist kenne, und daß man auch den innern Zustand der Materie lange nicht genug einsehe, um ihr das Denken oder andre geistige Kräfte abzusprechen; mich dünkt sie haben in beiden Recht. Einen Geist, der ohne und außer aller Materie wirkt, kennen wir nicht; und in dieser sehen wir so viele geistähnliche Kräfte, daß mir ein völliger Gegensatz und Widerspruch dieser beiden allerdings sehr verschiedenen Wesen des Geistes und der Materie, wo nicht selbst widersprechend, so doch wenigstens ganz unerwiesen scheint. Wie können zwei Wesen gemeinschaftlich und innig harmonisch wirken, die, völlig ungleichartig einander wesentlich entgegen wären? und wie können wir dieses behaupten, da uns weder Geist noch Materie im Innern bekannt ist?

Wo wir eine Kraft wirken sehen, wirkt sie allerdings in einem Organ und diesem harmonisch; ohne dasselbe wird sie unsern Sinnen wenigstens nicht sichtbar: mit ihm aber ist sie zugleich da, und wenn wir der durchgehenden Analogie der Natur glauben dürfen, so hat sie sich dasselbe zugebildet. Präformirte Keime, die seit der Schöpfung bereit lagen, hat kein Auge gesehen: was wir vom ersten Augenblick des Werdens eines Geschöpfs bemerken, sind wirkende organische Kräfte. Hat ein einzelnes Wesen diese in sich: so erzeugt es selbst; sind die Geschlechter getheilt, so muß jedes derselben zur Organisation des Abkömmlings beitragen, und zwar nach der Verschiedenheit des Baues auf eine verschiedene Weise. Geschöpfe von Pflanzen-Natur, deren Kräfte noch einartig, aber desto inniger wirken, haben nur einen leisen Hauch der Berührung nöthig, ihr Selbsterzeugtes zu beleben; auch in Thieren, wo der lebendige Reitz und ein zähes Leben durch alle Glieder herrscht, mithin fast alles Produktions- und Reproduktionskraft ist, bedarf die Frucht der Belebung oft nur außer Mutterleibe. Je vielartiger der Organisation nach die Geschöpfe werden: desto unkenntlicher wird das, was man bei jenen den Keim nannte; es ist organische Materie, zu der lebendige Kräfte kommen müssen, sie erst zur Gestalt des künftigen Geschöpfs zu bilden. Welche Auswirkungen gehen im Ei eines Vogels vor, ehe die Frucht Gestalt gewinnet, und sich diese vollendet! Die organische Kraft muß zerrütten, indem

sie ordnet: sie zieht Theile zusammen und treibt sie auseinander; ja es scheint, als ob mehrere Kräfte in Wettstreit wären, und zuerst eine Mißgeburt bilden wollten, bis sie in ihr Gleichgewicht treten, und das Geschöpfe das wird, was es seiner Gattung nach seyn soll. Siehet man diese Wandlungen, diese lebendigen Wirkungen sowohl im Ei des Vogels als im Mutterleibe des Thieres, das Lebendige gebäret: so dünkt mich, spricht man uneigentlich, wenn man von Keimen, die nur entwickelt würden, oder von einer Epigenesis redet, nach der die Glieder von außen zu wüchsen. Bildung (genesis) ist, eine Wirkung innerer Kräfte, denen die Natur eine Masse vorbereitet hatte, die sie sich zubilden, in der sie sich sichtbar machen sollten. Dies ist die Erfahrung der Natur: dies bestätigen die Perioden der Bildung in den verschiedenen Gattungen von mehr oder minder organischer Vielartigkeit und Fülle von Lebenskräften: nur hieraus lassen sich die Mißbildungen der Geschöpfe durch Krankheit, Zufall, oder durch die Vermischung verschiedener Gattungen erklären, und es ist dieser Weg der einzige, den uns in allen ihren Werken die kraft- und lebenreiche Natur durch eine fortgehende Analogie gleichsam aufdringt.

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir die Meinung zuschriebe, als ob, wie einige sich ausgedrückt haben, unsre vernünftige Seele sich ihren Körper im Mutterleibe und zwar durch Vernunft gebauet habe. Wir haben gesehen, wie spät die Gabe der Vernunft in uns angebauet werde, und daß wir zwar fähig zu ihr auf der Welt erscheinen; sie aber weder eigenmächtig besitzen noch erobern mögen. Und wie wäre ein solches Gebilde auch für die reifste Vernunft des Menschen möglich? da wir dasselbe in keinem Theil weder von innen noch außen begreiffen, und selbst der größeste Theil der Lebensverrichtungen in uns ohne das Bewußtseyn und den Willen der Seele fortgeht. Nicht unsre Vernunft wars, die den Leib bildete, sondern der Finger der Gottheit, organische Kräfte. Sie hatte der Ewige auf dem großen Gange der Natur so weit hinauf geführt, daß sie jetzt von seiner Hand gebunden, in einer kleinen Welt organischer Materie, die er ausgesondert und zur Bildung des jungen Wesens sogar eigen umhüllt hatte, ihre Schöpfungsstätte fanden. Harmonisch vereinig-

ten sie sich mit ihrem Gebilde, in welchem sie auch, so lange es dauert, ihm harmonisch wirken; bis, wenn dieß abgebraucht ist, der Schöpfer sie von ihrem Dienst abruft, und ihnen eine andre Wirkungsstätte bereitet.

Wollen wir also dem Gange der Natur folgen: so ist offenbar:

1) Daß Kraft und Organ zwar innigst verbunden, nicht aber eins und dasselbe sey. Die Materie unsers Körpers war da; aber gestalt- und leblos, ehe sie die organischen Kräfte bildeten und belebten.

2) Jede Kraft wirkt ihrem Organ harmonisch; denn sie hat sich dasselbe zur Offenbarung ihres Wesens nur zugebildet, sie assimilirte die Theile, die der Allmächtige ihr zuführte, und in deren Hülle er sie gleichsam einwies.

3) Wenn die Hülle wegfällt: so bleibt die Kraft, die voraus, obwohl in einem niedrigen Zustande und ebenfalls organisch, dennoch vor dieser Hülle schon existirte. Wars möglich, daß sie aus ihrem vorigen in diesen Zustand übergehen konnte: so ist ihr auch bei dieser Enthüllung ein neuer Uebergang möglich. Fürs Medium wird der sorgen, der sie, und zwar viel unvollkommner, hieher brachte.

Und sollte die sich immer gleiche Natur nicht schon einen Wink über das Medium gegeben haben, in dem alle Kräfte der Schöpfung wirken? In den tiefsten Abgründen des Werdens, wo wir keimendes Leben sehen, werden wir das unerforschte und so wirksame Element gewahr, das wir mit den unvollkommenen Namen Licht, Aether, Lebenswärme benennen, und das vielleicht das Sensorium des Allerschaffenden ist, dadurch er Alles belebet, Alles erwärmet. In tausend und Millionen Organe ausgegossen, läutert sich dieser himmlische Feuerstrom immer feiner und feiner; durch sein Vehikulum wirken vielleicht alle Kräfte hienieden, und das Wunder der irrdischen Schöpfung, die Generation, ist von ihm unabtrennlich. Vielleicht ward unser Körpergebäude auch eben deswegen aufgerichtet, daß wir, selbst unsern gröbern Theilen nach, von diesem elektrischen Strome mehr an uns ziehen, mehr in uns verarbeiten könnten; und in den feinern Kräften ist zwar nicht die grobe elektrische Materie, aber etwas von unsrer Organisation selbst verarbeitetes, unendlich Feineres und dennoch ihr Aehnliches, das Werkzeug

der körperlichen und Geistes-Empfindung. Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden; und sodann ists weder zu begreiffen, wie sie auf den Körper wirke? noch wie andre Gegenstände auf sie zu wirken vermögen? oder es ist dieser unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist, der alles Lebendige durchfließt, und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menschlichen Organisation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelst seiner wirkte die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig, und stralte in sich selbst zurück, mit einem Bewußtseyn, das ihr Innerstes reget. Vermittelst seiner füllte sich der Geist mit edler Wärme, und wußte sich durch freie Selbstbestimmung gleichsam aus dem Körper, ja aus der Welt zu setzen und sie zu lenken. Er hat also Macht über dasselbe gewonnen, und wenn seine Stunde schlägt, wenn seine äußere Maschine aufgelöset wird: was ist natürlicher, als daß nach eignen ewig fortwirkenden Gesetzen der Natur er das, was seiner Art geworden und mit ihm innig vereint ist, nach sich ziehe? Er tritt in sein Medium über, und dies ziehet ihn — oder vielmehr Du ziehest und leitest uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du Seele und Mutter aller lebendigen Wesen, Du leitest und bildest uns zu unserer neuen Bestimmung sanft hinüber.

Und so wird, dünkt mich, die Nichtigkeit der Schlüsse sichtbar, mit denen die Materialisten unsre Unsterblichkeit niedergeworfen zu haben meinen. Lasset es seyn, daß wir unsere Seele als einen reinen Geist nicht kennen; wir wollen sie auch als solchen nicht kennen lernen. Lasset es seyn, daß sie nur als eine organische Kraft wirke; sie soll auch nicht anders wirken dürfen, ja ich setze noch dazu, sie hat erst in diesem ihrem Zustande mit einem menschlichen Gehirn denken, mit menschlichen Nerven empfinden gelernt, und sich einige Vernunft und Humanität angebildet. Lasset es endlich seyn, daß sie mit allen Kräften der Materie, des Reitzes, der Bewegung, des Lebens ursprünglich Eins sey, und nur auf einer höheren Stufe in einer ausgebildetern feinern Organisation wirke; hat man denn je auch nur Eine Kraft der Bewegung und des Reitzes untergehen sehen? und sind diese niedern Kräfte mit ihren Organen Eins und dasselbe? Der nun eine unzählbare Menge derselben in meinen

Körper

Körper führte, und jeder ihr Gebilde anwies, der meine Seele über sie setzte, und ihr ihre Kunstwerkstätte und an den Nerven die Bande anwies, dadurch sie alle jene Kräfte lenket: wird ihm im großen Zusammenhange der Natur ein Medium fehlen, sie hinaus zu führen? und muß er es nicht thun, da er sie eben so wunderbar, offenbar zu einer höhern Bildung, in dies organische Haus führte? *)

Unsterblichkeit und Vorsehung.

Hinterl. W. B. IX. S. 334.

(Aus einem Briefe an Voltaire.)

Wenn es möglich wäre, daß nach diesem Leben noch etwas existirte, so wüßte er (der verstorbne Prinz von Braunschweig) jetzt gewiß mehr als wir alle zusammen; allein höchst wahrscheinlich weiß er ganz und gar Nichts. Ein Philosoph unter meiner Bekanntschaft, ein Mann, der fest auf seinen Meinungen besteht, bildet sich ein, wir hätten genug Wahrscheinlichkeitsstufen, um zu der Gewißheit zu kommen, daß post mortem nihil est. Er behauptet, der Mensch sey kein doppeltes Wesen; wir wären nur Materie, die von der Bewegung belebt werde; und sobald die abgenutzten Triebfedern ihre Wirkung versagten, zerstörte sich die Maschine, und ihre Theile fielen auseinander. Dieser Philosoph sagt auch, es sey viel schwerer, von Gott zu sprechen, als von den Menschen; denn wir kämen auf den Gedanken daß er exi-

*) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, B. I. S. 294 ꝛc.

stire, nur durch viele Vermuthungen, und das am mindesten Alberne, was uns die Vernunft über ihn an die Hand gebe, bestehe in dem Glauben, er sey das beständige Principium der Bewegung und alles dessen, was die Natur beseelt. Mein Philosoph ist sehr überzeugt, dieses verständige Wesen bekümmere sich um den Allerchristlichsten nicht mehr, als um Mustafa, und das, was den Menschen begegne, beunruhige es eben so wenig, als was einem Ameisenhaufen zustoße, den ein Botenläufer, ohne es zu merken, zertritt. Er sieht das Thiergeschlecht als ein Accidenz der Natur an, wie den Sand, der von Rädern in Bewegung gesetzt wird, obgleich diese Räder eigentlich nur dazu bestimmt sind, daß sie einen Wagen schnell fortschaffen sollen.

Dieser sonderbare Mann behauptet auch, es existire gar keine Relation zwischen den lebendigen Geschöpfen und dem höchsten verständigen Wesen; denn schwache Kreaturen könnten diesem Wesen weder schaden noch Dienste leisten; unsre Laster und unsre Tugenden hätten bloß auf die menschliche Gesellschaft Beziehung, und Strafen oder Belohnungen, die wir von ihr erhielten, wären schon genug für uns.

Wenn man behauptet, daß das Denkvermögen bloß eine Eigenschaft der organisirten Materie sey, so muß man freilich auch annehmen, daß mit der Zerstörung des Organs jenes Vermögen ganz aufhöre. In so fern schloß Friedrich vollkommen konsequent (denn der Philosoph von seiner Bekanntschaft ist Er selbst, wie man leicht sieht). Allein die Materie, oder das, was

im

im Raume existirt, ist nicht die Kraft, welche wirkt, wie wir dies in der ganzen Natur bemerken können. Die Kräfte an sich sind unsichtbar und die Kenntniß ihres Wesens liegt außer dem Gebiet der Erfahrung; aber ihr Daseyn zeigt sich durch die Wirkungen, welche sie vermittelst der Materie hervorbringen, und wodurch sie unsern Sinnen bemerkbar werden. Ihrem Wesen nach mögen vielleicht alle Kräfte einander gleich seyn, und die verschiednen Wirkungen derselben haben vermuthlich ihren Grund nur in der verschiednen Beschaffenheit und Organisation der Materie. Die Kraft bleibt also auch, wie Herder ganz richtig sagt, wenn gleich das Organ zerstört wird.

Wird aber die Denkkraft nach Zerstörung meines Körpers noch dasselbe Wesen seyn, welches sie in Verbindung mit demselben war? Hängt das Gedächtniß nicht von der Organisation ab, und muß jenes nicht mit dieser zugleich aufgehoben werden? Was hilft mir aber die Fortdauer, wenn ich mich meines vorigen Zustandes nicht mehr erinnere? Ist der Uebergang der Denkkraft in ein neues Organ ohne Rückerinnerung nicht eben so viel, als eine neue Schöpfung? — Dergleichen Zweifel und Einwürfe sind leichter vorgebracht, als widerlegt, und man sieht daraus, daß die Unsterblichkeit der Seele eben so wenig, als das Daseyn Gottes demonstrirt werden kann. Jedoch läßt sich in Ansehung der Identität des Wesens noch anführen, daß dieselbe keinesweges auf dem Gedächtniße beruhe, denn wir sind im höchsten Alter noch immer dieselben Wesen, die wir im Mutterleibe und in der ersten Kindheit waren, ob wir uns gleich dieses Zustandes nicht erinnern. Der Zusammenhang aller Vorstellungen, sie mögen dunkel, klar oder deutlich gewesen seyn, man mag sich derselben erinnern oder nicht, macht die Identität des Menschen.

Wer die Fortdauer der Seele läugnet, dem müssen auch die Schicksale der Menschen räthselhaft scheinen, der findet in den Weltbegebenheiten nicht Spuren einer weisen und gütigen Providenz, sondern er schreibt alles einem blinden Ohngefähr, oder einem unvermeidlichen Verhängniß zu. Man darf sich also nicht wundern, daß Friedrich diese Grundsätze hier bekennt, da sie ganz natürlich aus der Behauptung fließen: post mortem nihil est, nach dem Tode ist Nichts weiter, ist

Alles aus. Eben so folgt aus den vorhergehenden Sätzen auch der Schluß: es existirt also keine Relation (Verhältniß) zwischen den lebendigen Geschöpfen und dem höchsten Wesen. Allein diese spekulativen Grübeleien des Königs hatten auf seine Handlungsweise keinen nachtheiligen Einfluß; er erfüllte die Pflichten, die ihm sein Stand auflegte, gewissenhafter, als mancher Andre, der ohne weitre Untersuchung treuherzig glaubt, was die Kirche glaubt. Und dies wird man fast durchgängig bei allen irrenden Selbstdenkern finden: ihre Praxis widerlegt ihre eigne Theorie; das Herz behauptet seine Rechte gegen den Verstand. Wie peinlich indeß die Lage gewesen sey, in welche ihn diese Zweifel gesetzt hatten, und wie sehr ihn diese Ungewißheit beunruhigte, (ob er gleich hier versichert, er sey fest von dem Allen überzeugt), das sieht man aus einem nicht lange vor seinem Tode verfertigten Gedicht: über das Daseyn Gottes.

Unde? Ubi? Quo?

Woher kam ich? wo bin ich? und wohin
Werd' ich einst gehn? Es ist mir unbekannt.
Montagne fragte sich: was weiß ich denn?
Und hier sagt auch der größte Theolog
Ganz ohne Dünkel wohl nur eben das.
Indessen, welch ein Ort nimmt einst mich auf?
Geworfen ward ich gestern in die Welt;
Sollt' ich darin nun wohl nothwendig seyn?
Es ist ein Wesen da, und war es stets;
Es bleibt, sey es nun Körper, oder Geist:
Und dieser Lehre widerspricht kein Mensch.
Doch ich — ich Armer, nur so eng beschränkt,
Den Alles um ihn her in Staunen setzt,
Und sichtbar überzeugt, er wisse Nichts —
Ich fühle bei dem Allen, denke, will,
Und wähle mir im Handeln einen Zweck.
Und wähntet ihr nun, der Allmächtige,
Der Allem, der auch mir das Daseyn gab,
Der habe keinen Willen, keinen Zweck,
Indeß er mir die Denkkraft doch verlieh?
Was er mir zugetheilt, das fehl' ihm selbst? —
Allein das Uebel, das so mannichfach
Die Körper- und die Geisterwelt bedrückt —
Erwidert ihr — die Pest, der Krieg, der Durst,
Der Hunger, und das Podagra, der Stein,

Sie

Sie schaffen doch so oft dem Menschen Quaal.
Sind Hagel, Blitz, ein tausendfaches Gift,
Der Erde schreckliches Erbeben, sind
Die Stürme, Wirbelwinde, der Vulkan,
Und Alles, was so furchtbar menschenleer
Die Erde macht — sind das Geschenke wohl,
So wie ein Vater sie den Kindern giebt?
O stolzer Mensch! empöretes Atom!
Des Himmels hohe Weisheit klagst du an?
Erkenne, daß dein Geist so schwach nur ist!
Daß deine Neubegier gezähmet sey,
Gab diese Schranken dir der Ewige.
Er will vielleicht, daß diese Dunkelheit
Beschäme die Vernunft, die stolz schon ist,
Daß ihr ein Stral von Licht zum Führer ward,
Der ihr bisweilen wohl die Wahrheit wies.
Allein es fehlet noch an deinem Glück,
Daß er vor deinen schwachen Augen dir
Des ganzen Weltalls Plan enthüllen muß!
Wenn du den Rathschluß Gottes preisen sollst,
So muß entdeckt dir sein Geheimniß seyn.
Was ist des Uebels Quelle? ach! je mehr,
Je mehr ich forschen mag, je mehr verhüllt
Sein Ursprung sich vor mir. — Was lehret dieß?
Sonst nichts, als daß mein Geist beschränkt und eng
In seiner Sphäre ist. — Doch, dächt' ich wohl,
Der blinde Staub sey jeder Wirkung Grund?
Dem widerstreitet die Vernunft in mir.
Erklärbar ist das nicht, und dies ist ungereimt;
Zwei Klippen hemmen mich in meinem Lauf.
Ich muß nun wählen. Ungereimtheit ist
Unglaublich auch; so bleib' ich bei der Schwierigkeit,
Und lasse gern die Ungereimtheit euch.

Als seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, gestorben war, äußerte er verschiedentlich in Briefen an seine Freunde die Hoffnung, er werde sie dereinst wieder sehen.

Moralische Freiheit.

Hinterl. Werk. B. VI. S. 118.

Aus der krit. Untersuchung über das System der Natur.

Fast buchstäblich hat er, (der Verfasser des Systems der Natur) das System des Fatalismus abgeschrieben, so wie es Leibnitz vorgetragen und Wolf erklärt hat. Damit mein Leser mich recht verstehe, glaube ich den Begriff bestimmen zu müssen, den man mit dem Worte Freiheit verbindet. Ich verstehe darunter jede Handlung unsers Willens, bei welcher dieser sich von selbst und ohne Zwang bestimmt. Man glaube ja nicht, daß ich durch die Annehmung dieses Grundsatzes das System der Nothwendigkeit überhaupt und in allen Stücken anzugreifen gesonnen bin; ich suche nur die Wahrheit; überall verehre ich sie, wo ich sie antreffe, und ihr unterwerfe ich mich, wenn man sie mir zeigt. Um richtig von der Frage zu urtheilen, will ich den Hauptbeweis des Verfassers anführen. „Alle unsre Begriffe," sagt er, „erhalten wir durch die Sinne und durch eine Folge unsrer Organisation; folglich sind alle unsre Handlungen nothwendig." Man giebt ihm zu, daß wir unsern Sinnen, so wie unsern Organen, Alles zu danken haben; allein der Verfasser hätte bemerken sollen, daß erlangte Begriffe Anlaß zu neuen Zusammensetzungen geben. Bei der ersten dieser Wirkungen verhält sich die Seele bloß leidend, bei der andern ist sie thätig. Die Erfindung und die Einbildungskraft beschäftigen sich mit Gegenständen, die uns durch die Sinne bekannt wurden.

Zum Beispiel: als Newton die Geometrie lernte, war sein Geist bloß passiv, und sammelte Begriffe; als er aber auf seine erstaunenswürdigen Entdeckungen kam, war er mehr als thätig: er schuf. Man muß in dem Menschen die verschiednen Wirkungen des Verstandes unterscheiden: er ist da, wo der Eindruck ihn beherrscht, ein Sklav; aber wo seine Einbildungskraft wirksam ist, völlig frei. Darin stimme ich also mit dem Verfasser überein, daß es eine gewisse Verkettung der Dinge giebt, die Einfluß auf den Menschen hat, und deren Eindrücke ihn zuweilen beherrschen. Der Mensch erhält bei der Geburt sein Temperament, seinen Charakter, mit dem Keim seiner Laster und seiner Tugenden; einen gewissen Antheil von Verstand, den er weder einschränken, noch ausdehnen kann; Talente und Genie, oder Stumpfsinn und Unfähigkeit. So oft wir uns von dem Ungestüm unsrer Leidenschaften hinreißen lassen, triumphirt die Fatalität und siegt über unsre Freiheit; so oft aber die Stärke der Vernunft diese Leidenschaften bändigt, so oft behält die Freiheit die Oberhand.

Ist denn der Mensch nicht in der That sehr frei, wenn er für dieses oder jenes Neigung hat, und sich endlich nach eigner Wahl bestimmt? Ohne Zweifel wird mir der Verfasser antworten, diese Wahl erhalte ihre Richtung von der Nothwendigkeit. In dieser Antwort glaube ich einen Mißbrauch des Ausdrucks Nothwendigkeit zu bemerken, welcher mit den Ausdrücken Ursache, Bewegungsgrund, Vernunft, verwechselt wird. Freilich geschieht

Nichts

Nichts ohne Ursache; aber nicht jede Ursache ist nothwendig. Freilich wird ein Mensch, der nicht wahnsinnig ist, sich nach den Eingebungen seiner Selbstliebe bestimmen; frei würde er nicht seyn, ich sage es noch einmal, sondern rasend toll, wenn er anders handelte. Mit der Freiheit ist es also eben so, wie mit der Weisheit, der Vernunft, der Tugend, der Gesundheit, die kein Sterblicher vollkommen, aber doch zuweilen besitzt. In einigen Stücken sind wir unter der Herrschaft der Nothwendigkeit leidend, in einigen andern aber handeln wir frei und unabhängig.

In diesem Stücke wollen wir uns an Locke halten. Dieser Philosoph ist sehr überzeugt, daß es nicht in seiner Gewalt steht, aus der Thüre zu gehen, wenn sie verschlossen ist; daß er aber die Freiheit hat, nach seinem Gutdünken zu handeln, wenn sie offen ist. Je mehr man an dieser Frage künstelt, desto verwickelter wird sie; durch die Menge von Spitzfindigkeiten macht man sie endlich so dunkel, daß man sich selbst unverständlich wird. Hauptsächlich gereicht es den Anhängern des Fatalismus zum Nachtheil, daß ihr praktisches Leben in beständigem Widerspruche mit den Grundsätzen ihrer Theorie steht.

B. VIII, S. 118.

(Brief an Voltaire).

Ihre metaphysische Abhandlung über die Freiheit habe ich erhalten. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich nicht ganz Ihrer Meinung bin. Ich gründe mein System darauf, daß man nicht von

freien

freien Stücken auf Kenntnisse Verzicht thun muß, die sich durch das Philosophiren erwerben lassen. Dies vorausgesetzt, gebe ich mir Mühe, Gott in so weit kennen zu lernen, als ich kann; und hierinn ist mir die Analogie sehr behülflich. Ich sehe erstlich, daß der Schöpfer weise und mächtig seyn muß. Vermöge seiner Weisheit hat er in seinem unendlichen Verstande den Plan der Welt gedacht, und vermöge seiner Allmacht ihn ausgeführt. Daraus folgt nothwendig, der Urheber der Welt müsse bei der Erschaffung derselben einen Endzweck gehabt haben. Hatte er einen Endzweck, so müßen alle Ereignisse dazu beitragen; tragen alle Ereignisse dazu bei, so müssen die Menschen dem Plane des Schöpfers gemäß handeln, und sich zu allem, was sie thun, nur nach den unveränderlichen Gesetzen ihres Schicksals entschließen, denen sie, ohne dieselben zu kennen, gehorchen. Sonst wäre ja Gott nur ein müßiger Zuschauer; die Welt würde von unserm Eigensinne regiert; und der, dessen Macht sie erschaffen hat, wäre, seitdem sie von schwachen Sterblichen bevölkert worden ist, völlig unnütz. Ich gestehe Ihnen zu, daß man dazwischen wählen muß, ob man den Schöpfer oder das Geschöpf zu einem passiven Wesen machen will. Ohne Bedenken thue ich das Letztere; denn es ist natürlicher, daß Gott Alles wirkt, und daß der Mensch das Werkzeug seines Willens ist, als daß man sich einen Gott denkt, der eine Welt geschaffen, und sie mit Menschen bevölkert hat, um nachher müßig zu seyn, und seinen Willen, so wie seine Macht, dem Eigensinne des menschlichen Gei-

kes zu unterwerfen. Ich denke mir einen Amerikaner oder sonst einen Wilden, der zum erstenmale eine Uhr sieht. Er wird glauben, der Zeiger habe die Freiheit, sich von selbst zu drehen, und nicht einmal vermuthen, er werde von verborgnen Triebfedern in Bewegung gesetzt; noch vielweniger aber, ein Uhrmacher habe es absichtlich so eingerichtet, daß er genau die ihm vorgeschriebene Bewegung machen muß. So ein Künstler ist Gott; die Federn und Räder, aus denen er uns zusammengesetzt hat, sind unendlich viel feiner und mannigfaltiger, als die in einer Uhr. Der Mensch ist zu vielen Dingen fähig; und da die Kunst in uns sehr tief versteckt liegt, und die Grundkraft, die uns in Bewegung setzt, unsichtbar ist: so halten wir uns an das, was uns am stärksten in die Sinne fällt, und der, welcher alle Triebfedern in uns in Gang bringt, entgeht unsern schwachen Augen. Aber nichts desto weniger wollte er doch, daß alle unsre Handlungen sich auf ein Ganzes beziehen sollten, nämlich auf die Beförderung der Gesellschaft und auf das Wohl des menschlichen Geschlechts.

Wenn man die Gegenstände einzeln betrachtet, so kann man vielleicht bei weitem andre Begriffe von ihnen bekommen, als man dann haben würde, wenn man sie mit Allem, was auf sie Beziehung hat, in Verbindung sähe. Man kann ein Gebäude nicht nach einem einzelnen Riß beurtheilen; übersieht man es aber ganz, dann kann man einen genauen und deutlichen Begriff von seinen Verhältnissen und seiner Schönheit erhalten. Eben das ist der Fall bei den philoso-

phischen

phischen Systemen. Wenn man abgerissene Stücke davon nimmt, so führt man einen Thurm auf, der keinen Grund hat, und folglich von selbst einstürzt. Sobald man also zugesteht, daß ein Gott ist, so muß er nothwendig mit in das System gehören; denn sonst wäre es mehrerer Bequemlichkeit wegen besser, ihn lieber ganz wegzuläugnen. Wenn man mit dem Namen Gott nicht die Begriffe von seinen Eigenschaften und besonders von seiner Macht, seiner Weisheit und seinem Vorherwissen verbindet; so ist er ein Schall, der schlechterdings gar keinen Sinn und keine Beziehung hat. Ich gestehe zu, daß man das Edelste, das Erhabenste und Herrlichste (wenn ich mich anders so ausdrücken darf,) zusammenhäufen muß, um einen, obgleich nur sehr unvollkommnen, Begriff von dem Schöpfer, diesem ewigen, allmächtigen Wesen, zu bekommen. Indeß will ich mich lieber in dem Abgrunde seiner Unermeßlichkeit verlieren, als auf Kenntniß von ihm und jede intellektuelle Idee, die ich mir von ihm machen kann, Verzicht thun.

Mit einem Worte: Wenn kein Gott wäre, so würde ich einzig und allein Ihr System annehmen; aber da gewiß einer existirt, so kann man sich ihn nie thätig genug denken. Nun muß ich Ihnen noch folgendes sagen: da Alles auf dem Vorhergegangenen beruhet, oder vielmehr seinen Grund darin hat, so finde ich die Ursache von dem Temperamente und der Laune jedes Menschen in dem Mechanismus seines Körpers. Ein heftiger Mensch hat eine leicht überfließende Galle, ein Misanthrop hat Blähungen im

Unter-

Unterleibe, der Trinker eine trockne Lunge, der Verliebte Ueberfluß an Säften, u. s. w. Kurz, da ich dies Alles in unserm Körper so und nicht anders angeordnet finde, so vermuthe ich, daß jedes Individuum nothwendig auf eine bestimmte Art determinirt seyn muß, und daß es nicht von uns abhängt, einen andern Charakter zu haben, als uns einmal zugetheilt worden ist. Und was soll ich von den äußern Umständen sagen, die uns Ideen geben, und uns zu Entschlüssen veranlassen? So ladet mich z. B. das schöne Wetter ein, frische Luft zu schöpfen; der Ruf eines Mannes von gutem Geschmack, der mir ein Buch empfiehlt, treibt mich an, es zu lesen, u. s. w. Hätte man mir also niemals gesagt, daß es einen Voltaire in der Welt giebt, und hätte ich seine vortreflichen Werke nicht gelesen: wie würde mein Wille, diese frei wirkende Kraft, mich haben dazu bestimmen können, ihm meine ganze Achtung zu schenken? Mit Einem Worte: wie kann ich etwas wollen, wenn ich gar nichts davon weiß?

Und, (um die Freiheit in ihren letzten Verschanzungen anzugreifen,) wie kann ein Mensch sich zu einer Wahl oder einer Handlung entschließen, wenn die Umstände ihm nicht Gelegenheit dazu geben? Und wer regiert diese Umstände? Das Ungefähr kann es nicht thun; denn mit diesem Worte läßt sich gar kein Sinn verbinden. Folglich thut es nur Gott. Wenn also Gott die Umstände nach seinem Willen lenkt, so lenkt und regiert er nothwendig auch die Menschen; und dieses Principium ist die Basis und gleichsam

die

die Grundlage des Systems von der göttlichen Vorsehung, das mir den edelsten, höchsten und erhabensten Begriff beibringt, den ein so beschränktes Geschöpf, wie der Mensch, sich von einem so unermeßlichen Wesen, wie der Schöpfer, machen kann. Dies Principium lehrt mich Gott als ein unendlich großes und weises Wesen kennen, das sich in den größten Sachen niemals verliert, und bei den kleinsten einzelnen Umständen seine Würde nicht verletzt. Wie unermeßlich ist nicht ein Gott, der Alles im Ganzen umfaßt, und dessen Weisheit schon beim Ursprunge der Welt das veranstaltet hat, was er am Ende der Zeit ausführt? Indeß will ich Gottes Mysterien nicht nach schwachen menschlichen Begriffen abmessen. Ich sehe so weit als ich kann, und wenn mir einige Gegenstände entgehen, so will ich deshalb nicht auf die Verzicht thun, die mir meine Augen deutlich zeigen.

B. VIII. S. 144.

(An ebendenselben.)

Ich habe bemerkt, daß uns in den Systemen, die wir vertheidigen, unsre Art zu beweisen am meisten von einander entfernt. Sie argumentiren a posteriori und ich a priori. Um also mit mehr Ordnung zu Werke zu gehen, und alle Verirrungen in den tiefen metaphysischen Dunkelheiten, die wir erhellen müssen, zu vermeiden, wird es, wie ich glaube, gut seyn, wenn wir damit anfangen, ein bestimmtes Principium festzusetzen. Dies ist dann der Pol, nach dem wir unsern Kompaß orientiren, und der Mittel-

punkt, in welchen alle Radii meines Raisonnements zusammen laufen.

Ich gründe Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, auf Gottes Vorsehung, Weisheit und Vorherwissen. Gott ist entweder weise, oder nicht. Wenn er es ist, so muß er nichts dem Ungefähr überlassen, und sich in Allem, was er thut, einen Zweck vorsetzen. Daraus folgt denn seine Allwissenheit, seine Vorsehung, und die Lehre von einem unwiderruflichen Schicksal. Wenn Gott keine Weisheit besitzt, so ist er nicht mehr Gott, sondern ein Wesen ohne Vernunft, ein blindes Ungefähr, eine sich selbst widersprechende Zusammensetzung von Eigenschaften, die nicht wirklich existiren kann. Folglich ist es nothwendig, daß Weisheit, Vorhersehen und Vorherwissen Eigenschaften der Gottheit sind. Dies beweist hinlänglich, daß Gott die Wirkungen schon in ihren Ursachen sieht, und daß, da er ein unendlich mächtiges Wesen ist, sein Wille mit dem Allem, was er vorhersieht, übereinstimmt. Bemerken Sie im Vorbeigehen, daß dem zufolge in Rücksicht auf Gott keine künftige Zufälligkeiten Statt finden; denn für ein allwissendes Wesen, das Alles will, was es kann, und Alles kann, was es will, ist die Zukunft nicht unsicher.

Sie werden nun erlauben, daß ich Ihnen auf die Einwürfe antworte, die Sie mir gemacht haben. Ich will Ihrer eignen Ordnung folgen, damit dann durch eine Parallele die Wahrheit desto sichtbarer werde.

I. So wie Sie die Freiheit des Menschen definiren, kann sie, nach meinem Principium, keinen zureichenden Grund haben; denn da sie einzig und allein nur von Gott herkommen kann, so will ich Ihnen beweisen, daß dies sogar einen Widerspruch enthält, und folglich unmöglich ist. Gott kann das Wesen der Dinge nicht umschaffen; denn so wenig er einem Triangel vier Seiten geben, oder das Geschehene ungeschehen machen kann, eben so wenig kann er sein eignes Wesen ändern. Nun gehört es aber, da er weise und allmächtig ist, und die Zukunft kennt, zu seinem Wesen, die Ereignisse zu bestimmen, die in allen noch künftigen Jahrhunderten Statt haben sollen. Er kann dem Menschen nicht die Freiheit ertheilen, auf eine Art zu handeln, die seinem einmal bestimmten Willen geradezu entgegen läuft. Daraus folgt, daß man einen Widerspruch behauptet, wenn man sagt, Gott könne dem Menschen Freiheit geben.

II. Ich räume ein, daß der Mensch denkt, Bewegungen macht, und Handlungen vornimmt; aber er steht in allen diesen Stücken unter den unwandelbaren Gesetzen des Schicksals. Die Gottheit hat Alles vorhergesehen und angeordnet. Der Mensch weiß nichts von der Zukunft, und bemerkt nicht, daß, indeß er unabhängig zu handeln scheint, alle seine Handlungen dahin abzwecken, die Rathschlüsse der Vorsehung zu erfüllen.

Man sieht die Freiheit hier, die Sklavin voller Stolz,
Ein nie gesehn'es Band hält sie, gleich Ketten fest;

Ein unbekanntes Joch, das keine Kraft zerbricht,
Hat Gott ihr auferlegt, und ist doch nicht Tyrann.
(Henriade).

III. Ich gestehe Ihnen, daß mich der Anfang Ihres dritten Einwurfs betroffen hat. Daß aus meinem eignen System folgen sollte, Gott täusche uns, überraschte mich. Aber lassen Sie uns untersuchen, ob uns Gott so sehr hintergeht, als man es glaublich machen will. Das unendlich weise, unendlich konsequente Wesen täuscht seine Geschöpfe dadurch nicht, daß es ihnen Freiheit gegeben zu haben scheint. Gott sagt zu ihnen nicht: „Ihr seyd frei, ihr könnt nach eurem Willen handeln," u. s. w.; sondern er hat es für gut gefunden, die Triebfedern, durch die sie wirken, vor ihren Augen zu verbergen. Hier kommt es nicht auf die Leidenschaften, die ganz von uns selbst abhangen, sondern im Gegentheil auf die Bewegungsgründe an, die unsern Willen bestimmen. Wir denken uns ein Glück, oder schmeicheln uns mit einem Vortheil, und diese Vorstellung dient bei allen Handlungen unsers Willens zur Richtschnur. Ein Dieb z. B. würde nicht stehlen, wenn er sich bei dem Besitze dessen, was er rauben will, nicht einen glücklichen Zustand dächte. Ein Geitziger würde nicht Schätze auf Schätze anhäufen, wenn er sich bei dem Sammlen aller dieser Reichthümer nicht fälschlich ein Glück vorstellte. Ein Soldat würde sein Leben nicht in Gefahr setzen, wenn er nicht in der Idee von dem Ruhme und der Ehre, die er sich erwerben kann, sein Glück fände: der eine in Beförderung; der andre in Belohnungen,

nungen, die ihn erwarten. Mit einem Worte: Alle Menschen werden nur von den Vorstellungen beherrscht, die sie sich von ihrem Vortheil und Wohlstande machen.

IV. Uebrigens glaube ich den Widerspruch hinlänglich gezeigt zu haben, der in der Hypothese von dem freien Willen liegt, man mag nun auf Gottes Vollkommenheiten, oder auf das sehen, was wir täglich durch die Erfahrung bestätigt finden. Sie werden also mit mir einräumen, daß die kleinsten Handlungen aus einem gewissen Principium, aus einem Begriffe von auffallendem Vortheil, und aus dem entspringen, was man vernünftige Bewegungsgründe nennt. Diese sind, meiner Meinung zufolge, die Schnüre und Gegengewichte, durch welche alle Maschinen der Welt in Thätigkeit gesetzt werden, und die verborgnen Triebfedern, deren sich Gott, weil es ihm so gefällt, bedient, um unsre Handlungen seinem höchsten Willen zu unterwerfen. Das Temperament und die gelegentlichen Ursachen, (die ebenfalls alle von dem göttlichen Willen abhangen,) bewirken dann die Modifikationen in dem Willen der Menschen, und verursachen den so merklichen Unterschied in ihren Handlungen.

V. Wie es mir scheint, könnten auch noch der Umlauf der himmlischen Körper und die Ordnung, denen sie alle unterworfen sind, ein sehr starkes Argument zur Behauptung der unbedingten Nothwendigkeit an die Hand geben. Wer nur einige Kenntnisse von der Astronomie hat, der weiß, wie

äußerst regelmäßig die Planeten ihren Lauf verrichten. Man kennt übrigens alle die unwandelbaren Naturgesetze der Schwere, der anziehenden Kraft, und der Bewegung. Wenn Körper von dieser Art, wenn Welten, wenn das ganze Universum festen und bleibenden Gesetzen unterworfen ist, wie können nun die Herren Clarke und Newton mir sagen: der Mensch, dieses kleine, in Vergleichung mit dem ungeheuren Weltall fast unmerkliche Wesen — was sage ich? — dieser niedre Wurm, der auf der Erde umher kriecht, und gegen das Universum ein bloßer Punkt ist — dieses elende Geschöpf habe allein das Recht, nach einem bloßen Ungefähr zu handeln, unter keinem Gesetze zu stehen, und seinem Schöpfer zum Trotze sich ohne Grund zu seinen Handlungen zu determiniren? Denn wer die gänzliche Freiheit der Menschen behauptet, der läugnet geradezu, daß sie vernünftig sind, und von den oben angeführten Bewegungsgründen beherrscht werden.

VI. Auf Ihren sechsten Einwurf habe ich schon geantwortet, und so darf ich hier nur wiederholen, daß Gott das Wesen der Dinge nicht verändern, und sich folglich auch seiner Eigenschaften nicht entäußern kann.

VII. Da ich bewiesen habe, daß es einen Widerspruch enthält, wenn man annimmt, Gott könne dem Menschen Freiheit zu handeln geben; so wäre es überflüßig, auf Ihren siebenten Einwurf zu antworten. Indeß kann ich nicht unterlassen, in Wolfs und Leibnitzens Namen den Herren Clarke und

Newton

Newton zu sagen, daß ein Gott, der sich bei der Regierung der Welt auf die kleinsten einzelnen Umstände einläßt, und die Handlungen der Menschen lenkt, indeß er zugleich für die Bedürfnisse einer unzähligen Menge von Welten sorgt, die er erhält, mir weit bewundernswürdiger scheint, als ein Gott, der, nach dem Beispiele der spanischen Edlen und Grands, sich dem Müßiggange überläßt, und sich um nichts bekümmert. Noch mehr. Was würde aus Gottes Unermeßlichkeit werden, wenn wir, um ihm gleichsam Erleichterung zu verschaffen, ihm die Sorge für die kleinsten Dinge abnähmen? Ich wiederhole es noch einmal: Wolfs System erklärt die Bewegungsgründe zu unsern Handlungen so, daß sie den Eigenschaften Gottes und der Erfahrung nicht widersprechen.

VIII. Die heftigen Leidenschaften der Menschen sind auffallende Triebfedern, da sie uns sichtbar in die Sinne fallen. Die andern existiren eben so gut; aber man hat mehr Anstrengung des Geistes und mehr Nachdenken nöthig, um sie zu entdecken.

IX. Ich gebe zu, daß man die Begierden und den Willen nicht verwechseln muß; aber daß dieser über jene siegen kann, beweist nichts für die Freiheit, sondern im Gegentheil bloß, daß uns eine Idee von Ruhm, den uns die Beherrschung unsrer Begierden erwerben wird, eine Idee von Stolz oder bisweilen auch von Klugheit, dazu determinirt, sie zu überwinden. Dies kommt mit dem überein, was ich schon weiter oben festgesetzt habe.

X. Da ohne Gott die Welt nicht geschaffen seyn könnte, wie Sie selber zugeben, und da ich Ihnen bewiesen habe, daß der Mensch nicht frei ist, so folgt daraus, daß es eine unbedingte Nothwendigkeit giebt. Da es diese giebt, so muß der Mensch ihr unterworfen seyn, und kann also keine Freiheit haben.

XI. Spricht man von den Menschen, so können alle Vergleichungen, die man von ihnen hernimmt, passen. Spricht man aber von Gott, so scheinen sie mir alle unrecht angebracht zu seyn; denn wir schreiben ihm dann menschliche Ideen zu, lassen ihn als einen Menschen handeln, und ihn eine Rolle spielen, die seiner Majestät gänzlich zuwider läuft.

Soll ich nun auch noch das System der Socinianer widerlegen, nachdem ich mein eignes hinlänglich befestigt habe? Sobald man bewiesen hat, daß Gott nichts thun kann, was mit seinem Wesen kontradiktorisch ist; so kann man die Folgerung daraus herleiten, daß alle Gründe, die sich für die Freiheit des Menschen anführen lassen, immer gleich falsch seyn werden. Wolfs System beruhet auf den bewiesenen Eigenschaften Gottes, das andre aber nur auf Hypothesen; und da die erste von diesen augenscheinlich falsch ist, so sehen Sie leicht ein, daß auch alle übrigen von selbst wegfallen müssen.

Um nichts zu übergehen, muß ich Sie auf eine Inkonsequenz aufmerksam machen, die ich in der Behauptung finde, daß Gott Vergnügen daran haben soll, Geschöpfe frei handeln zu sehen. Man bemerkt nicht, daß man

alle

alle seine Urtheile mit einer gewissen Rücksicht auf sich selber fällt; wir sehen z. B. mit Vergnügen, daß eine fleißige Ameisen-Republik mit einer Art von Klugheit für ihren Unterhalt sorgt; und daher glauben wir denn, Gott müsse über die Handlungen der Menschen eben so viele Freude haben. Wenn man so schließt, vergißt man, daß Freude unter die menschlichen Leidenschaften gehört. Da Gott kein Mensch ist, und sich in sich selbst vollkommen glücklich fühlt; so kann er weder der Freude, noch der Traurigkeit, der Liebe, des Hasses und überhaupt keiner Leidenschaften fähig seyn, wodurch die Ruhe der Menschen gestört wird.

Man behauptet dann freilich, Gott sehe das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft; die Zeit mache ihn nicht alt, und durch den jetzigen Augenblick, durch Monate, durch Jahre, durch tausendmal tausend Jahre werde sein Wesen in nichts geändert, und diese wären in Vergleichung mit seiner Dauer, die weder Anfang noch Ende hat, nur ein Augenblick, ja noch weniger. Ich gestehe, daß mir Herrn Clarke's Gott sehr lächerlich vorkommt. Er besucht in der That die Kaffeehäuser fleißig, und schwatzt mit elenden Politikern über die gegenwärtigen Konjunkturen in Europa. Jetzt muß er sehr verlegen seyn, das zu errathen, was bei dem nächsten Feldzuge in Ungarn vorgehen wird, und mit großer Ungeduld diese Ereignisse erwarten, um zu sehen, ob er sich in seinen Vermuthungen geirrt habe oder nicht.

Ich will zu dieser Betrachtung nur noch folgende hinzufügen: Weder das System vom freien Willen, noch das von der unbedingten Nothwendigkeit, sprechen die Gottheit von Theilnahme an den Lastern frei; denn ob Gott uns die Freiheit gegeben hat, etwas Böses zu thun, oder ob er uns unmittelbar zu Lastern antreibt, das kommt beinahe auf Eins heraus, da Beides nur in dem Grade verschieden ist. Gehen Sie zu dem Ursprunge des Uebels zurück. Sie können es nur Gott zuschreiben, wenn Sie anders nicht die Meinung der Manichäer von zwei Grundwesen annehmen wollen. Aber das hat auch seine mannichfachen Schwierigkeiten. Da also nach unsern Systemen Gott sowohl die Laster, als die Tugenden hat entstehen lassen, und da mich die Herren Clarke, Locke und Newton nichts lehren, wodurch sich Gottes Heiligkeit mit seiner Begünstigung des Lasters zusammenreimen ließe: so sehe ich mich genöthigt, bei meinem System zu bleiben. Es ist zusammenhängender und konsequenter. Ueberdies finde ich gewissermaßen Trost darin, daß eine unbedingte Nothwendigkeit Alles regiert, unsre Handlungen lenkt und unser Schicksal bestimmt.

Sie werden mir sagen, aus der Betrachtung unsres Elendes und der Unveränderlichkeit unsers Schicksals lasse sich nur ein dürftiger Trost schöpfen. Das gebe ich zu; aber man muß sich wohl damit begnügen, da man nichts Besseres hat. Dieses Mittel besänftigt doch den Schmerz, und läßt der Natur Zeit, das Uebrige zu thun.

Jetzt,

Jetzt, da ich Ihnen meine Meinung auseinander gesetzt habe, komme ich, so wie Sie, auf die Unzulänglichkeit unsrer Einsichten. Wie es mir scheint, sind die Menschen nicht dazu bestimmt, tief in abstrakte Gegenstände einzudringen, Gott hat ihnen so viel Belehrung gegeben, als sie nothwendig brauchen, um ihre Handlungen darnach einzurichten, aber nicht so viel, daß sie ihre Neugierde befriedigen können. Der Mensch ist zur Thätigkeit und nicht zum Spekuliren geschaffen.

Halten Sie mich, wofür Sie wollen, mein Herr, wenn Sie nur glauben, daß Sie in meinen Augen das stärkste Argument sind, welches man für die Menschheit anführen kann. Ich bekomme, wenn ich Sie betrachte, eine vortheilhaftere Idee von der Vollkommenheit der Menschen; und um so mehr bin ich überzeugt, daß nur ein Gott, oder etwas ihm Aehnliches, Einem Manne alle die Vollkommenheiten geben kann, die Sie besitzen. Sie werden nicht von unabhängigen Begriffen beherrscht, sondern Sie handeln nach einem Principium, d. h. nach dem erhabensten Verstande; also handeln Sie auch zu Folge einer Nothwendigkeit. Dies System stehet der Menschheit und den Tugenden gar nicht entgegen, und ist ihnen vielmehr sehr günstig; denn da wir in der Ausübung der Tugend unsern Vortheil, unser Glück und unsre Zufriedenheit finden, so wird es nothwendig für uns, immer Trieb zu allen tugendhaften Handlungen zu haben; z. B. da ich nicht undankbar seyn kann, ohne mir selber unerträglich zu werden, so nöthigen

mich

mich mein Glück, meine Ruhe und mein Wohl zur Dankbarkeit.

Ich gebe zu, daß die Menschen nicht immer der Tugend anhangen; aber das kommt daher, weil sie nicht alle einerlei Begriff vom Glücke haben, weil sie von äußern Ursachen oder Leidenschaften veranlaßt werden, anders als tugendhaft, und dem zufolge zu handeln, was sie in den Augenblicken, wo der Sturm der Leidenschaft die reiflichen Ueberlegungen der Vernunft unterbricht, für ihren Vortheil halten.

Aus dem, was ich Ihnen hier sage, sehen Sie, mein Herr, daß meine metaphysischen Hypothesen die Grundsätze der Moral keinesweges umstoßen; und zwar um so mehr, da die lauterste Vernunft uns den einzigen wahren Vortheil darin zeigt, daß wir die Gränzen einer richtigen Moral nicht überschreiten. Uebrigens gehe ich mit meinem System um, wie gute Kinder mit ihrem Vater; sie kennen seine Fehler und verhehlen sie. Ich zeige Ihnen ein Gemälde von der schönen Seite, weiß aber recht gut, daß es auch eine Rückseite hat. Es läßt sich ganze Jahrhunderte über dergleichen Gegenstände streiten; aber wenn man sie, so zu sagen, erschöpft hat, ist man nur eben so weit als Anfangs! In kurzem werden wir bei Buridans Esel seyn.

B. VIII. S. 177.

(Brief an Voltaire.)

Ich gestehe, daß die Menschen ein Gefühl von Freiheit haben; sie besitzen etwas, das sie so

so beschreiben, als sei es die Macht ihren Willen zu bestimmen und Bewegungen zu bewirken. Wenn Sie den Aktus, Bewegungen zu bewirken, einen Entschluß zu fassen, eine Handlung zu verrichten, wenn Sie alle diese Aktus, sag ich, die Freiheit des Menschen nennen, so gestehe ich mit Ihnen zu: der Mensch ist frei; wenn Sie aber den Gründen, die seine Entschlüsse bestimmen, und den Ursachen der Bewegungen, die er macht, diesen Namen geben, so kann ich zeigen: er sey es nicht.

Meine Beweise sind aus der Erfahrung und aus den Bemerkungen geschöpft, die ich über die Motive zu Handlungen von mir oder von Andern gemacht habe. Ich behaupte, daß alle Menschen sich aus Ursachen (bald guten, bald schlechten, was aber auf meine Hypothese keinen Einfluß hat,) zu Handlungen bestimmen; und diese Ursachen haben eine gewisse Idee von Glück oder Wohlseyn zum Grunde. Woher kommt es, wenn mir ein Buchhändler die Henriade oder Rousseau's schmutzige Epigrammen zum Verkauf bringt — woher kommt es da, daß ich die Henriade wähle? Weil diese ein Meisterstück ist, aus dem mein Kopf und mein Herz beträchtlichen Nutzen ziehen können, da im Gegentheile Rousseau's Epigramme meine Imagination beflecken. Folglich treibt die Idee von meinem Vortheil, von meinem Wohl, meine Vernunft an, eher dieses als jenes Werk zu wählen. Die Idee von meinem Glücke bestimmt dem zufolge alle meine Handlungen; sie ist die Triebfeder, von der ich abhange; und diese Triebfeder

feder ist wieder an eine andre, an mein Temperament, gebunden. Dies ist gerade das Rad, womit der Schöpfer unsre Maschine in Bewegung setzt. Der Mensch hat eben die Freiheit, wie eine Schlaguhr: er hat gewisse Vibrationen, er kann Handlungen verrichten, aber alle sind seinem Temperament und seiner mehr oder weniger beschränkten Denkart unterworfen.

Fragen Sie auch den stumpfsinnigsten Menschen um die Ursache einer von seinen Handlungen; er wird Ihnen eine angeben, die ihn dazu bestimmt hat. Der Mensch handelt also nach einem Gesetz, und folglich nach der Stimmung, die ihm der Schöpfer gab. Hieraus können wir schließen, daß alle Menschen das Mobile in sich haben, das ihre Entschlüsse determinirt oder verursacht. Ich wollte, aus Liebe zur unbedingten Nothwendigkeit, man hätte niemals in falschen Raisonnements Ausflüchte vor der Freiheit gesucht. Dahin gehört das, welches Sie sehr gut bestreiten und gänzlich vernichten. In der That ist es höchst inkonsequent.

Man handelt sehr verwegen, wenn man über Dinge vernünftelt, die man nicht kennt, und noch unendlich viel verwegener, wenn man der göttlichen Allmacht Gränzen vorschreiben will. Ich untersuche bloß die Wahrheiten, die mir bekannt sind; und weil sie es sind, so schließe ich daraus: Gott habe gewollt, daß sie es seyn sollten. Mein Raisonnement verkettet nur die Wirkungen der Natur an ihre Grundursache, das heißt: an Gott. Nach diesem System hat Gott die Wirkungen, welche das Temperament

und

und die Charaktere der Menschen haben würden, vorausgesehen; er behält dieses Vorherwissen, und die Menschen haben eine, obgleich sehr eingeschränkte, Art von Freiheit, ihrer Denkkraft zu folgen.

Jetzt kommt es darauf an, daß ich zeige: meine Hypothese enthalte Nichts, was die Gottheit beleidige, oder kontradiktorisch mit ihr sey; und das kann ich. Ich denke mir Gott als ein allmächtiges, allgütiges, unendliches und allweises Wesen. Er entschließt sich in allen Stücken nach den erhabensten Gründen, und handelt nicht anders als höchst verständig und konsequent. Dieß stößt auf keine Weise die Freiheit Gottes um; denn da Gott die Vernunft selbst ist, so muß er sich nothwendig durch die Vernunft, d. h. durch seinen Willen determiniren. Dies ist gewissermaßen ein bloßes Wortspiel. Gott kann seine eignen Handlungen voraussehen; denn sie hangen bis in Ewigkeit von seinen höchst vollkommnen Eigenschaften ab, und werden immer den Charakter der Vollkommenheit an sich tragen. Wenn also Gott selber das Schicksal ist, wie kann er ein Sklav davon seyn? Und wenn dieser Gott, der, wie Herr Clarke zugiebt, sich nicht irren kann, die Handlungen der Menschen voraussieht, so muß man auch einräumen, daß sie nothwendig geschehen. Auch Herr Clarke gesteht dies, ohne es zu merken.

Mein Raisonnement läuft darauf hinaus, daß Gott, da er die Vollkommenheit selber ist, nichts anders, als etwas höchst Vollkommnes thun kann. Dies beweisen die Werke der Natur, davon geben

uns

uns alle Menschen überhaupt Zeugniß, und davon würden Sie uns überführen, wenn auch nur Sie allein in der Welt wären. Indeß muß man sich hüten, die Welt nach einzelnen Theilen zu beurtheilen; es sind Glieder eines Ganzen, worin Klassifikation nothwendig ist; man verlöre sonst die Totalität aus den Augen, betrachtete einen Punkt in einem Miniaturwerk, und vergäße die Wirkung des Ganzen zusammengenommen. Wir können darauf rechnen, daß Alles, was wir in der Natur sehen, den Absichten des Schöpfers entspricht. Wenn unsre Maulwurfsaugen diese Absichten nicht bemerken können, so liegt der Fehler in unsern Gesichtswerkzeugen, und nicht in dem Gegenstande, den wir betrachten. Sehen Sie da, was meine Imagination über den Roman von einer unbedingten Nothwendigkeit liefern kann.

„Alles, was den Artikel der (moralischen) Freiheit berührt, ist unauflöslich, und wird, nach meiner innigsten Ueberzeugung, immer unauflöslich bleiben, so lange wir nicht zugleich unser eignes Wesen, und die Art unsrer Verbindung mit dem ganzen Universo, vollkommen kennen.“ Anmerk. und Abhandl. zu Cic. von den Pflichten B. I. S. 69.

„Ein Beweis der Freiheit kann aus bloß theoretischen Gründen schlechterdings nicht geführt werden.“ Kant, im Septbr. der Berlin. Monatsschr. Jahrg. 93. S. 224.

Diese Aussprüche von zwei berühmten Philosophen können zur Entschuldigung dienen, wenn Friedrich in seinen Raisonnements über die moralische Freiheit dem Denker nicht Genüge thut. Das Widersprechende, das Schwankende, das Unbestimmte in diesen Behauptungen fällt in die Augen, und er selbst empfand die

die Mängel seines Systems ebenfalls, und gestand sie ein. Es läßt sich ganze Jahrhunderte über dergleichen Gegenstände streiten (sagt er), ohne daß man zu Ende kommt.

Kants Beweis der Freiheit aus der praktischen Vernunft ist dieser: Freiheit, im kosmologischen transscendenten Verstande, ist das Vermögen, einen Zustand von selbst anzufangen; im praktischen Sinne ist sie das Vermögen des Menschen, sich unabhängig von der Nöthigung der sinnlichen Antriebe von selbst zu bestimmen. Diese beiden Vermögen besitzen wir, denn die praktische Vernunft legt ein unbedingt Gebot auf: du sollst: es muß also der Wille durch dieses Gebot bestimmbar seyn, sonst gienge das Vernunftgebot auf etwas Unmögliches, und wäre dann falsch. Allein die Vernunft ist keine Erscheinung, also die Bestimmbarkeit des Willens durch das Vernunftgebot keine Caussalität, die von Erscheinungen abhängt; folglich ist das transscendente Subsstrat derselben, die Seele, eine freie Ursache. Wir sind also daraus, daß die Freiheit die nothwendige Bedingung zur Moralität, und diese ein unverbrüchliches Gebot der praktischen Vernunft ist, unwidersprechlich berechtigt, die transscendente Freiheit für wirklich anzunehmen, besonders da diese mit der Naturnothwendigkeit in keinem Widerstreit steht, und die spekulative Vernunft gegen die Möglichkeit derselben nichts Gründliches einzuwenden hat.

Apologie des Irrthums.

Hinterl. W. B. VI. S. 170.

(Aus der Abhandl. über die Schuldlosigkeit der Verstandesirrthümer.)

Und warum fürchten Sie den Irrthum, erwiederte Philant, da Sie doch ein so guter Apologist desselben sind? — Ach, mein Freund! sagte ich ihm, mancher Irrthum verdient, durch seine Annehmlich-

keit, vor der Wahrheit den Vorzug; diese Irrthümer erfüllen uns mit angenehmen Ideen; sie überhäufen uns mit Gütern, die wir nicht haben und niemals genießen werden; sie unterstützen uns in unsern Widerwärtigkeiten; und im Tode selbst, wenn wir alle unsre Güter, und sogar das Leben zu verlieren im Begriffe sind, zeigen sie uns noch in der Ferne Güter, die denen, welche wir verlieren, weit vorzuziehen sind, und Ströme von Vergnügen, deren Anmuth vermögend ist, den Tod selbst zu versüßen, und ihn, wenn es möglich ist, liebenswürdig zu machen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir die Geschichte ein, die man mir einmal von einem Wahnsinnigen erzählt hat; vielleicht wird Sie dieselbe für mein langes und trocknes Raisonnement schadlos halten. Mein Stillschweigen, sagte Philant, giebt Ihnen deutlich genug zu verstehen, daß ich Sie mit Vergnügen anhöre, und daß ich begierig bin, Ihre Geschichte zu erfahren. — Ich will Sie befriedigen, Philant, aber unter der Bedingung, daß Sie es nicht bereuen, mich so zum Plaudern gereitzt zu haben.

In dem Irrenhause zu Paris war ein Wahnsinniger, ein Mann von sehr guter Familie, der alle seine Verwandten, durch die Verrückung seines Gehirns, in die äußerste Betrübniß versetzte. Er sprach über jeden Gegenstand vernünftig, seine Seligkeit ausgenommen: kam er auf diesen Punkt, so waren es lauter Gesellschaften von Cherubim, Seraphim und Erzengeln; er sang alle Tage in dem Konzert dieser unsterblichen Geister, und ward mit beseligenden Entzückungen

zückungen beehrt; das Paradies war sein Aufenthalt, die Engel seine Gesellschafter, und das himmlische Manna seine Nahrung. Dieser selige Wahnsinnige genoß in dem Irrenhause eines vollkommenen Glücks, als zu seinem Unglücke ein Arzt oder Wundarzt das Haus besuchte. Dieser Arzt that der Familie das Anerbieten, den Seligen zu heilen. Sie können Sich leicht vorstellen, daß man keine Versprechung sparte, ihn dahin zu vermögen, alle seine Kräfte aufzubieten, und, wenn es möglich wäre, Wunder zu bewirken. Genug; dem Arzt, um es kurz zu machen, gelang es, durch Aderlässe, oder durch andre Mittel, den Wahnsinnigen wieder in den Besitz seines gesunden Verstandes zu setzen. Dieser erstaunte sehr darüber, daß er sich nicht mehr im Himmel, sondern in einem Aufenthalte befand, der einem Gefängniße ziemlich nahe kam, und daß er von einer Gesellschaft umringt war, die nichts Englisches hatte; er ward äußerst aufgebracht gegen den Arzt. Ich befand mich wohl im Himmel, sagte er zu ihm; was hatten Sie für Recht mich aus demselben zu reißen? Zu Ihrer Strafe wünschte ich Ihnen, daß Sie verurtheilt würden, das Reich der Verdammten in der Hölle in der That zu bevölkern.

Sie sehen daraus, Philant, daß es beseligende Irrthümer giebt; es wird leicht seyn, Ihnen zu zeigen, daß diese Irrthümer unschuldig sind. Das soll mir lieb seyn, sagte Philant; wir essen außerdem spät, und haben wenigstens noch drei Stunden vor uns. — So viel Zeit, erwiederte ich, brauche ich

nicht, das vorzutragen, was ich Ihnen zu sagen habe; ich werde sparsamer mit meiner Zeit und mit Ihrer Geduld umgehen. Sie haben einen Augenblick vorher zugestanden, daß der Irrthum bei denen, die damit behaftet sind, unwillkührlich ist; diese glauben die Wahrheit zu haben, aber sie täuschen sich. Sie sind in der That zu entschuldigen; denn, nach ihrer Voraussetzung, sind sie der Wahrheit versichert; sie gehen aufrichtig zu Werke, aber der Schein betrügt sie, und sie ergreifen den Schatten, statt des Körpers. Noch muß ich Sie bitten, zu bedenken, daß der Bewegungsgrund derer, die in den Irrthum fallen, lobenswürdig ist; sie suchen die Wahrheit, verirren sich aber auf dem Wege; und wenn sie sie nicht finden, so war es doch darum nicht minder ihr Wille; sie hatten keine, oder, was noch schlimmer ist, schlechte Führer; sie suchten den Weg zur Wahrheit, aber ihre Kräfte reichten nicht zu, dahin zu gelangen. Könnte man wohl einen Menschen, der beim Hinüberschwimmen über einen sehr breiten Fluß ertränke, deswegen verdammen, daß er nicht die Kraft gehabt hat, glücklich hinüber zu kommen? Man braucht nur etwas Menschengefühl zu haben, so wird man Mitleiden gegen sein trauriges Schicksal empfinden; man wird einen Mann beklagen, der, so muthig, und eines so edlen und kühnen Vorsatzes fähig, von der Natur nicht genug unterstützt worden ist; seine Kühnheit wird ein besseres Schicksal zu verdienen scheinen, und seine Asche wird mit Thränen benetzt werden. Jeder denkende Mensch muß sich anstrengen, um die Wahrheit

heit kennen zu lernen; solche Versuche sind unsrer würdig, selbst wenn sie unsre Kräfte übersteigen sollten. Es ist schon Unglücks genug, daß diese Wahrheiten für uns unerforschlich sind; wir müssen das Elend nicht noch dadurch vermehren, daß wir diejenigen verachten, die bei der Entdeckung dieser neuen Welt Schiffbruch gelitten haben; es sind edle Argonauten, die sich für das Wohl ihrer Mitbürger der Gefahr aussetzten; und in den eingebildeten Ländern umher zu irren, ist in der That eine unangenehme und beschwerliche Arbeit; die Witterung dieser Gegenden ist uns zuwider, wir kennen die Sprache der Einwohner nicht, und wissen nicht auf jenem flüchtigen Sande zu gehen. Glauben Sie mir, Philant, wir müssen den Irrthum ertragen; es ist ein feines Gift, das sich in unsre Herzen schleicht, ohne daß wir es gewahr werden. Ich, der ich mit Ihnen rede, ich bin nicht sicher, frei davon zu seyn. Wir wollen nicht in den lächerlichen Stolz jener untrüglichen Gelehrten verfallen, deren Worte als eben so viele Orakelsprüche gelten sollen; sondern voll Nachsicht gegen die handgreiflichsten Irrthümer seyn, und uns zu den Meinungen derer herablassen, mit denen wir in Gesellschaft leben. Warum sollten wir die süßen Bande, die uns vereinigen, einer Meinung wegen zerreißen, von der wir selbst keine hinlängliche Ueberzeugung haben? Wir wollen uns nicht zu fahrenden Rittern einer unbekannten Wahrheit aufstellen, und der Einbildungskraft eines Jeden die Freiheit überlassen, den Roman seiner Ideen zu schmieden. Jene Zeiten der

fabelhaften Helden, der Wunder, und der Schwärmereien der fahrenden Ritter sind vorüber. Don Quixotte findet noch Bewunderung in Michael Cervantes; aber die Pharamonde, die Rolande, die Amadis würden sich das Gelächter aller vernünftigen Personen zuziehen, und die Ritter, die den Fußstapfen derselben folgen wollten, würden dasselbe Schicksal haben. Bemerken Sie noch, daß man, um die Irrthümer in der Welt auszurotten, das ganze Menschengeschlecht vertilgen müßte. Glauben Sie mir, fuhr ich fort, nicht unsre Art über spekulative Materien zu denken, kann auf das Glück der Gesellschaft Einfluß haben; sondern unsre Art zu handeln. Mag man doch immer dem System des Tycho Brahe, oder dem Malabarischen anhängen; ich verzeihe es gern, wenn man nur Mensch ist. Aber wäre auch jemand unter allen Doktoren der größte Orthodox, und er hätte dabei einen grausamen, harten und barbarischen Charakter, so würde ich ihn beständig verabscheuen.

Es giebt unschädliche Irrthümer; es giebt sogar Irrthümer, bei welchen man sich besser befindet, als bei der Erkenntniß der ihnen entgegen stehenden Wahrheiten.

Kein Mensch ist ohne alle Irrthümer, und in manchen Fällen kann nicht einmal mit Gewißheit ausgemacht werden, was Irrthum und was Wahrheit sey.

Hieraus folgt, daß wir gegen Irrende tolerant seyn müssen, daß Klugheit und Menschenliebe zuweilen verbieten, die Wahrheit zu sagen, und daß man seine Meinungen über spekulative Gegenstände nicht immer für die einzig wahren halten, und als solche hartnäckig

nackig und unbescheiden vertheidigen dürfe. Ueberdies handelt der Mensch mehr nach seinen Trieben und Gewohnheiten, als nach seinen Einsichten, und es ist daher nothwendiger, jene zu reguliren, als diese zu berichtigen.

Dies sind die Hauptgedanken in dem Raisonnement des Königs, wogegen wohl Niemand etwas Erhebliches einzuwenden haben dürfte. Doch könnte es vielleicht scheinen, als ob diese Apologie eine schädliche Gleichgültigkeit gegen die Irrthümer begünstigte, und jene wichtige Frage über Volkstäuschung bejahend entschiede. Allein so weit muß die Toleranz nicht ausgedehnt werden. Denn wenn Irrthümer auch unschädlich sind, so sind sie deshalb noch nicht nützlich und gut. Wer die Sterne für kleine Lichter hält, der irrt freilich, ohne Schaden davon zu haben; aber sollte es nicht wenigstens zur Veredelung der Seele beitragen, wenn er die Wahrheit erkennt? — Und was die Irrthümer betrifft, mit welchen man glücklicher seyn soll, als mit der Wahrheit; so ist zwar nicht zu läugnen, daß es einige Arten solcher Irrthümer giebt, z. B. wenn sich Jemand fälschlich einbildet, von einem Andern geliebt zu werden; auch kann man gewissermaßen hieher rechnen angenehme Träume, Schwärmereien, Wahnsinn, wovon Friedrich ein Beispiel anführt. Aber sollte wohl im Ernst ein solcher Zustand durchaus wünschenswerth seyn? Soll man einen Wahnsinnigen darum nicht von seiner Krankheit zu heilen suchen, weil ihn seine Phantasie in den Genuß himmlischer Seligkeit setzt? — Ich gebe zu, daß in gewissen einzelnen Fällen der Menschenfreund Bedenken haben mag, einem Irrenden die Wahrheit aufzudecken: allein diese Ausnahmen können nicht zur Regel gemacht werden, und es bleibt im Allgemeinen dabei: das Reich der Wahrheit muß so weit als möglich ausgebreitet, und der Irrthum ausgerottet werden. Es verhält sich hiermit eben so, wie mit der Unwissenheit überhaupt. Der Unwissende ist in manchem Betracht glücklicher, als der Weise, und Salomo sagt mit Recht: wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens. Wer wird aber deshalb sich nicht bemühen, weise zu werden? oder wünschen und dazu beitragen, daß die Weisheit immer mehr Feld gewinne?

Die Toleranz kann nur gegen Irrende, nicht gegen Irrthümer statt finden. Meinungen müssen mit Meinungen bekämpft werden, denn wenn auch keine der streitenden Partheien die Wahrheit schon auf seiner Seite hat, so ist dies doch der einzige Weg, derselben näher zu kommen. Unrichtige Meinungen von der Beschaffenheit der Dinge (oder Irrthümer) können zuweilen eine Zeitlang uns in süße Träume einwiegen; aber das Erwachen ist nachher desto schrecklicher, je länger der Traum gewährt hat, und je weniger wir eine Täuschung vermuthet haben. Dankbar wollen wir daher des Freundes Hand drücken, die uns bei Zeiten weckt.

III.

Friedrichs II. Gedanken über religiöse Gegenstände.

Jesus.

Hinterl. W. B. XI. S. 84.

(Aus einem Briefe an d'Alembert.)

Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß unsre itzigen Religionen der Religion Christus so wenig gleichen, wie der Irokesischen. Jesus war ein Jude, und wir verbrennen die Juden; Jesus lehrte die Geduld, und wir verfolgen; Jesus predigte eine gute Sittenlehre, und wir üben sie nicht aus. Jesus hat keine Lehrsätze festgesetzt, und die Concilien haben reichlich dafür gesorgt. Kurz, ein Christ des dritten Jahrhunderts ist einem Christen des ersten gar nicht mehr ähnlich. Jesus war eigentlich ein Essäer, er nahm die Moral der Essäer an, die wenig von Zeno's Moral verschieden ist. Seine Religion war reiner Deismus; und nun sehen Sie, wie wir sie aus-

geputzt haben. Da dem so ist, so vertheidige ich, wenn ich die Sittenlehre Christus vertheidige, eigentlich die Sittenlehre aller Philosophen; aber alle Lehrsätze die nicht von ihm herrühren, gebe ich Ihnen Preis. Als die Priester merkten, wie viel Gewalt ihnen ihr idealischer Kredit über die Gemüther der Völker gab, so gebrauchten sie die Religion zum Werkzeuge ihres Ehrgeitzes. Hat aber ihre Politik eine Sache entstellt, die bei ihrer ersten Entstehung nichts weniger als schlecht war; so beweist dieses bloß, daß die christliche Religion das Schicksal aller menschlichen Dinge gehabt hat, die durch Mißbrauch verdorben wurden. Will man demnach diese Religion schmähen, so muß man angeben, von welchen Zeiten man redet, und den Mißbrauch von der ursprünglichen Einrichtung unterscheiden. Aber ihre Lehrsätze mögen auch seyn, wie sie wollen; das Volk ist einmal durch Gewohnheit daran gefesselt: und eben so an gewisse äußerliche Gebräuche; wer diese mit Heftigkeit angreift, empört es. Was kann und muß man also thun? Die Moral erhalten, und auch, was nöthig ist, daran verbessern; die Männer in Staatsämtern, die Einfluß auf die Regierungen haben, aufklären; mit vollen Händen Hohn und Lächerlichkeit über den Aberglauben ausschütten; die Glaubenslehren verspotten, den falschen Eifer vertilgen, um so die Gemüther auf die Bahn einer allgemeinen Duldung zu leiten. Wenn das geschehen ist, was liegt daran, an welche Art von Gottesdienst das Volk sich hängt?

Friedrich hatte seine Religionsbegriffe freilich nicht aus den besten Quellen geschöpft; er wußte wenig von den glücklichen Bemühungen der neuern Gottesgelehrten, welche die Theologie von dem scholastischen Wuste zu reinigen gesucht haben: aber er hatte doch die Bibel mit Aufmerksamkeit gelesen, und die Geschichte studiert, daher sein philosophischer Geist im Ganzen genommen sehr richtig über den Zustand der Religion und die dahin gehörigen Gegenstände urtheilt.

Von dem Stifter der Religion spricht er überall mit Hochachtung, wiewohl er ihn für nichts weiter als für einen großen Weltweisen hält. Insbesondre meint er, Jesus sei eigentlich ein Essäer gewesen. Es herrschten nämlich damals drei religiöse (und zum Theil politische) Hauptpartheien unter den Juden: die Sadducäer, die Pharisäer und die Essäer. Die erstern waren mehrentheils angesehene und reiche Personen, welche sich durch Denkfreiheit und Geringschätzung gottesdienstlicher Gebräuche auszeichneten. Das Daseyn Gottes nahmen sie an, aber nicht das Daseyn andrer geistiger Wesen, auch nicht die Unsterblichkeit der Seele. Die Pharisäer machten eine weit zahlreichere und mächtigere Parthei aus. Diese suchten durch ein scheinheiliges Betragen, und durch strenge Beobachtung des Ceremonialgesetzes sich bei dem Volke in Ansehen zu setzen; aber die Pflichten der Menschenliebe vernachlässigten sie. Von beiden Partheien wichen die Essäer in ihren Grundsätzen und in ihrem Lebenswandel ab; sie bekamen aber nie das Ansehen und den Einfluß derselben. Sie legten sich besonders auf mystische Deutungen der heiligen Schriften, und liebten ein eingezognes, stilles, beschauliches Leben (wie unter den Protestanten die Herrenhuter.) Ob man nun gleich nicht mit Gewißheit behaupten kann, daß Christus von der Sekte der Essäer gewesen sey; *) so dient doch diese Hypothese zur Erklärung einiger seiner Grundsätze und

*) Man rechnet es gewöhnlich mit zu dem Unterscheidenden in dem Charakter Jesu (und Johannis), daß er sich zu keiner der damals herrschenden Partheien öffentlich gehalten habe, wie andre jüdische Lehrer. S. Niemeyers Handbuch für christliche Religionslehrer erst. Th. S. 245 ꝛc.

und Lebensumstände. Daher hat der Verfasser des merkwürdigen Buchs: Christus und die Vernunft; ebenfalls hierauf gebauet, und die ganze christliche Moral aus der essäischen Ascetik hergeleitet. Er sagt (S. 668): Die strengen Grundsätze der Essäer, welche ihrer Moral das finstre Ansehn klösterlicher Disciplin gab, und im Aeußern einen gewissen Schein der Heiligkeit verlieh, diese scheinen Christum einigermaßen bei seinen Forderungen vom sittlichen Verhalten geleitet zu haben. Bei näherer Zusammenhaltung der Institute der Essäer und des Christenthums werden wir finden, daß das letztere wohl schwerlich etwas mehr, als der völlige Essäismus sei. — Der Verfasser bestätigt dieses mit verschiednen Stellen aus den Kirchenvätern, und macht bei einer Stelle noch die Anmerkung: Wem entgeht hier wohl die gerechte Vermuthung, daß das heil. Abendmahl den Essäern seine ganze Existenz zu verdanken habe? — Auffallend ist vorzüglich die Uebereinstimmung der Lebensart Johannis des Täufers mit der Lebensart der Essäer.

Wir sehen hieraus wenigstens so viel, daß Friedrichs Meinung vielleicht nicht ganz so grundlos ist, als sie bei dem ersten Anblick scheint. Auch in dem Urtheile: Christus Religion war reiner Deismus; hat er nicht unwichtige Stimmen auf seiner Seite. In dem Maistück des Braunschweig. Journals vom J. 1789 findet sich ein Aufsatz, dessen Verfasser nach Aussage der Herausgeber ein eben so gelehrter, als angesehener und ehrwürdiger Geistlicher ist. Er führt die Ueberschrift: Haben die Christen Ursache, so sehr wider den Deismus zu eifern? — Unter andern heißt es in demselben (S. 21):

Ist denn das Wesentliche der Religion des alten Testaments (die politischen Einrichtungen Mosis und das damals nöthige Ceremoniel abgerechnet) etwas anders, als Deismus? Man zähle alle darin befindliche Religionslehren, die keinem Streite unterworfen sind, auf; und sehe dabei, wie sie so geradezu aus der Betrachtung der Natur geschöpft sind, die Lehre von Gottes Größe und Majestät in den Psalmen, von seiner erhabenen Regierung im Hiob u. s. f. so wird man von der Wahrheit des Gesagten überzeugt werden. Aber man gehe noch weiter, und nehme selbst die Lehre Jesu, was ist sie

ihrem Hauptinhalte, was ist sie der Hauptsache nach anders, als Deismus? denn von den verschiednen Auswüchsen kirchlicher Systeme darf doch wohl hier die Rede nicht seyn. Diese zu vertheidigen, oder gar für das Wesentliche der christlichen Religion zu erklären, wird kein einsichtsvoller Freund der Wahrheit unternehmen; und wer es thut, muß entweder die Ungereimtheit begehen, Eine Kirche für untrüglich zu erklären, oder die höchstwidersprechendsten Dinge vereinigen zu wollen. Und auch dann würde er doch schwerlich einen gescheuten überlegenden Menschen bereden, daß dieser Kehrigt die Hauptsache der christlichen Religion sey. In allen Hauptlehren von Gott, seinem allerhöchsten unerforschlichen Wesen, seinen liebenswürdigsten Vollkommenheiten, seiner unendlich weisen und wohlthätigen Vorsehung, von der Natur, den Bedürfnissen und der Bestimmung des Menschen, von der Unsterblichkeit der Seele und den Mitteln der höchsten Glückseligkeit des Geistes, von den Gesetzen des Rechtverhaltens, der Weisheit und Tugend, — ist der Deismus mit dem Christenthum völlig übereinstimmend. Wer also ein Feind der reinen Vernunftreligion ist, der ist auch offenbar ein Feind der eigentlichen Lehre Jesu, so großen Eifer für die Aufrechthaltung und Beförderung derselben er auch irgend vorwenden mag.

Durchaus unterscheidet sich reiner Deismus von reiner christlichen Religion nur in der Erkenntnißquelle. Denn wenn jener bloß aus der Offenbarung Gottes in der Natur, die durch Erfahrung, gesunden Sinn, und geübte Vernunft verstanden wird, schöpft: so nimmt diese eine von Gott veranstaltete Belehrung der Menschen zu Hülfe, um dem ungeübtem Geiste der Menschen sein großes Geschäfte zu erleichtern, das Volk von hierarchischer Tyrannei, wie von Unwissenheit und verderblichem Aberglauben zu befreien, auf die Bahn der wahren Erkenntniß zu leiten, ihm das Wichtigste, worauf es zu merken habe, anzuzeigen, und die Stelle der Gründe, die es nicht finden, und deren Kraft es nicht fühlen kann, zu vertreten. So unverkennbar wohlthätig darin das Christenthum ist, nicht allein seinem Zwecke, sondern auch den Folgen nach — denn wie würde es sonst um die Aufklärung des menschlichen Geschlechts gestanden haben, und noch stehen, hätte dieser Pharus nicht geleuchtet!

tet! — so ist es doch thöricht, den Deismus, den ja das Christenthum einschließt, der das Wesentliche seiner Lehren enthält, deswegen zu verwerfen, weil er der populären Beglaubigung nicht bedarf. Braucht denn der, welcher etwas selbst siehet, und mit Gewißheit weiß, es noch auf eines Andern Zeugniß zu glauben? Ist in solchem Glauben an sich ein hoher Werth, oder ein Verdienst? Freilich ist Erfahren und Glauben einer wichtigen Sache dem viel werth, der noch nicht weiter gekommen ist, oder nicht weiter kommen kann: aber wozu soll einer seine eigene Erkenntniß verläugnen, und fremdem Zeugnisse glauben, was er mit Gewißheit selbst weiß? Die rechtgläubigsten Prediger aller christlichen Partheien haben ja ohnehin von jeher die Lehren und Aussprüche der heil. Schrift erklärt und bekräftiget durch Anführung der Erfahrung, Geschichte, Einrichtungen Gottes in der Welt, durch Entwickelung der Sache und Vernunftschlüsse: was haben sie aber damit anders gethan, als Deismus zu lehren? Nie also, wenn man nicht wahnsinnig gewesen ist, hat man natürliche und vernünftige Religion, oder Darlegung heiliger Lehren aus der Beobachtung der Natur und dem rechten Gebrauche der Vernunft, für das Gegentheil des Christenthums gehalten, sondern als Freundin, Vertheidigerin, Beschützerin desselben.

Wie aber endlich, wenn Jesus selbst als ein Deist, und zwar als der größte Deist anzusehen wäre? Man erschrecke nicht vor diesem Ausspruche; man halte die Untersuchung dieser Angabe nicht für Blasphemie; man wähne nicht, daß ich bloß etwas Auffallendes sagen wolle, oder in Vertheidigung meines Thema zu weit ginge. Die Sache ist wohl einiger Betrachtung werth, und wir wollen sie kühl und unpartheiisch anstellen. Sollte Jesus selbst ein Deist gewesen seyn, so muß er eigene Religionseinsicht, im Gegensatz der erlernten und von außen erhaltenen, gehabt, geliebt, empfohlen; schriftliche Offenbarung hingegen nicht für die einzige oder nächste und beste Erkenntnißquelle gehalten, und die Religion der Vernunft aller positiven Religion vorgezogen haben.

Recht! schreiet man mir entgegen; nun ist alle fernere Untersuchung unnütz; denn wir wissen, daß sich Jesus auf Mosen und die Propheten berufen, und daß er selbst ja eine positive Religion gestiftet hat.

Wie könnte er also die göttliche Offenbarung bezweifelt, geringe geschätzt, und alle positive Religion verworfen haben!

Dies hat einen großen Schein. Aber hat denn Jesus seine Religionslehren selbst aus der damals vorhandenen schriftlichen Offenbarung geschöpft, und bewiesen? Oder hat er sich nur den daran gewöhnten Menschen dadurch beglaubigt? Das Letzte deucht mir offenbar. Nur rohe Juden verwieß er auf Mosen und die Propheten, unbefangenere lernbegierige Zuhörer auf die Offenbarung Gottes in der Natur. Daß er selbst eine positive Religion gestiftet, und dieser Eingang zu verschaffen sich auf seine himmlische Abkunft, seinen Umgang mit Gott ꝛc. berufen hat, beweiset hier wohl zu wenig, oder man müßte auch leugnen, daß Orpheus und Pythagoras Deisten gewesen seyn.

Jesus war wenigstens ein Freund des Deismus. Denn er verlangte von allen Menschen Wahrheitsliebe, Verwerfung der Vorurtheile und blinden Anhänglichkeit an hergebrachte Satzungen; er verlangte freien Gebrauch der uns von Gott verliehenen Verstandeskräfte, rühmte das Licht der Seele, und warnte vor der Verfinsterung und Verblendung des Verstandes. Wohin zielte das Alles anders, als Unwissenheit, blinden Glauben und unvernünftige Anhänglichkeit an Vorurtheile zu verdrängen, und die Menschen durch Aufklärung des Verstandes zur eigenen hellen und richtigen Gotteserkenntniß zu leiten? Bei seinen Lehren von Gott und der Vorsehung berief er sich auf die Natur, und erweckte Jedermann ihr Zeugniß wahrzunehmen; andere Lehren verband er durch Erläuterungen, Gleichnisse, Anspielungen, mit natürlichen Ereignissen, die darauf deuten, oder Licht darüber verbreiten, oder leicht daran erinnern. Daraus ist doch wohl unwidersprechlich, daß er keinen blinden Glauben, keine Anbetung oder Nachbetung einer geschriebenen Offenbarung wollte, sondern offenen Verstand und Herz, Gott selbst aus seiner stets fortwährenden Offenbarung, deren Sprache von allen Völkern kann verstanden werden, kennen zu lernen. Ist das aber; war er also ein Freund des Deismus: sollten wir denn, die wir uns für seine Nachfolger bekennen, dessen Feinde seyn?

Ich könnte hiebei stehen bleiben, weil ich das zu Erweisende dargethan, daß es unverständig ist, wenn Christen so heftig gegen den Deismus wüthen: aber ich wage mich auch an die folgende Untersuchung, weil sie, wenn mehrere sie erstlich hell und vielseitig zu beleuchten würdigen wollten, meines Bedünkens, zu wichtigen Aufschlüssen führen würde. Woraus schöpfte Jesus seine eigene Religionskenntnisse? Nach seiner Aussage, wie sie die Evangelisten angeben, aus unmittelbarer Eingebung Gottes, oder aus sich selbst (denn sowohl jenes finden wir ausdrücklich, als auch dies, wo er sich auf seine göttliche Abkunft bezieht); nach der Meinung der Apostel eben daraus; und nach dem, was seine Lehren selbst ergeben, aus der Natur. Wir wollen von dem Letzten anfangen. Wenn einer aus den Denkwürdigkeiten Jesu, alle seine Religionslehren und Vorschriften aushebt, stößt einer da wohl auf irgend etwas, das Jesus nicht anders, als aus unmittelbarer Eingebung Gottes habe wissen können? Sind nicht alle seine Lehren von Gott, von der Vorsehung, von den Pflichten der Menschen, höchst faßlich und simpel? Sind sie nicht aus der Beobachtung der Natur, und aus dem sittlichen Gefühl offenbar geschöpft? Haben nicht die größten Weisen aller Zeiten, wie schon die Kirchenväter bemerkten, bloß durch Natur und richtigen Verstand geleitet, eben dieselben Wahrheiten gelehrt? Man muß nur, um das deutlich zu sehen, sowohl jüdische Theologie, als die in kirchlichen Lehrbüchern herrschenden Ausgeburten des Aberglaubens, als auch das, was man Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion zu nennen pflegt, wovon nachher die Rede seyn soll, von der Gotteslehre Jesu selbst unterscheiden, dann wird man überzeugt werden, daß sie an und für sich selbst keinen außer- oder übernatürlichen Ursprung verrathe.

Religion.

Hinterl. Werk. B. VI. S. 123.

(Aus der kritischen Untersuchung über das System der Natur.)

Nun zu dem Abschnitte, der die Religion betrifft. Man kann dem Verfasser Dürftigkeit des Verstandes, und hauptsächlich Ungeschicklichkeit zur Last legen, weil er die christliche Religion verläumdet, und ihr Mängel aufbürdet, die sie nicht hat. Wie kann er mit Wahrheit sagen, diese Religion verursache alles Unglück des menschlichen Geschlechts? Um sich richtig auszudrücken, hätte er bloß sagen sollen: der Ehrgeitz und der Eigennutz der Menschen mißbrauchen diese Religion zum Vorwande, um die Welt zu beunruhigen und Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man aufrichtig ist, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände in dem Evangelium nur der einzige Lehrsatz: „Was du nicht willst daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht;“ so würde man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. Und lehrte nicht Christus in seiner vortrefflichen Bergpredigt Verzeihung der Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menschenliebe? Man sollte also nicht das Gesetz mit dem Mißbrauch, das Geschriebene mit den Handlungen der Menschen, und die wahre christliche Moral mit der verderbten priesterlichen verwechseln. Wie kann der Verfasser also die christliche Religion beschuldigen, sie sey die

Ursache der Verderbniß der Sitten? Aber den Geistlichen konnte er Vorwürfe darüber machen, daß sie den Glauben, äußerliche Gebräuche, leichte Büßungen und Abläße, die sie verkaufen, an die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, guter Werke, eines unsträflichen Gewissens und einer wahren Sinnesbesserung gesetzt haben; ferner, daß sie von Eiden lossprechen, und die Gewissen zwingen wollen. Diese strafbaren Mißbräuche verdienen, daß man sich wider diejenigen auflehnt, die sie einführen und billigen; allein mit welchem Rechte kann unser Verfasser es thun, er, da er die Menschen für Maschinen hält? Wie kann er eine tonsurirte Maschine tadeln, die durch Nothwendigkeit zum Betrug, zur Schelmerei gezwungen ward, und so ihr freches Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Volkes trieb?

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. I. S. 330.

Die katholische (christliche, nachher in katholische ausgeartete) Religion, die sich auf den Trümmern der jüdischen und der heidnischen erhoben hatte, dauerte nun schon beinahe funfzehnhundert Jahre fort. Sie zeigte sich, als man sie verfolgte, demüthig und sanft, ward aber, als sie gegründet war, stolz, und verfolgte nun ihrer Seits. Alle Christen waren dem Papste unterworfen, den sie für unfehlbar hielten; und dieser bekam dadurch eine weiter ausgebreitete Gewalt, als irgend ein noch so despotischer Souverain. Gegen eine so festgegründete Macht lehnte sich ein ganz unbe-

deutender

deutender Mönch auf, und nun warf halb Europa das Römische Joch ab.

Alle die Ursachen, die zu dieser außerordentlichen Veränderung beitrugen, waren schon lange vor dem Ausbruche vorhanden gewesen, und hatten die Menschen schon im Voraus zu dieser Entwickelung vorbereitet. Die christliche Religion war so ausgeartet, daß man die Charaktere ihrer ersten Stiftung gar nicht mehr an ihr erkannte. Bei ihrem Entstehen konnte die Heiligkeit ihrer Moral nicht übertroffen werden; aber der Hang des menschlichen Herzens zu Verderbniß, entstellte sie in der Ausübung bald. So sind die reinsten Quellen des Guten der Grund aller Arten von Uebeln für die Menschen geworden!

Eben die Religion, welche Demuth, Menschenliebe und Geduld lehrte, setzte sich mit Feuer und Schwert fest. Die Diener der Altäre, welche Heiligkeit und Armuth zum Loose haben sollten, führten ein ärgerliches Leben; sie erwarben sich Reichthümer, wurden ehrsüchtig, und einige von ihnen sogar mächtige Fürsten. Der Papst, der ursprünglich von den Kaisern abhieng, maßte sich die Macht an, diese ein- und abzusetzen; er blitzte mit dem Bannstrahl, belegte Königreiche mit dem Interdikt, und ging so ungeheuer weit, daß endlich die Welt sich auf irgend eine Art gegen so viele Mißbräuche empören mußte.

Die Religion veränderte sich eben so, wie die Sitten: sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr von ihrer Einfalt, und ward durch die viele Schminke unkenntlich. Alles, womit man sie ver-

mehrte, war nur ein Werk der Menschen, und folglich so vergänglich, wie diese. Auf dem Nicäischen Concilium (im Jahre 325) ward der Sohn in der Gottheit dem Vater für gleich erklärt; nun kam zu diesen beiden Personen noch der Heilige Geist hinzu, und die Dreieinigkeit war da. Das Toledanische Concilium (im Jahre 400) verbot den Priestern die Ehe; indeß unterwarfen sie sich dem Willen der Kirche nicht eher, als im dreizehnten Jahrhundert. Das Tridentinische Concilium machte hinterher aus jener Verordnung eine Glaubenslehre.

Das zweite Nicäische Concilium (im Jahre 786) autorisirte den Bilderdienst, und die Väter des Tridentinischen, das im Jahre 1545 gehalten ward, setzten die Transsubstantiation fest. Die theologischen Schulen behaupteten die Unfehlbarkeit des Papstes schon, seitdem die Bischöfe von Rom und von Konstantinopel mit einander stritten. Einige Einsiedler stifteten religiöse Orden, und brachten ein Leben, das sie in Thätigkeit zum Besten der menschlichen Gesellschaft hätten hinbringen sollen, ganz in Beschaulichkeit zu. Die Klöster vervielfältigten sich bis ins Unendliche, und es ward ein großer Theil der Menschheit darin begraben. Endlich erfand man alle Arten von Betrügereien, um die Treuherzigkeit des großen Haufens zu überlisten; und falsche Wunder wurden beinahe alltäglich.

Indeß, durch Veränderungen in den Gegenständen des Glaubens konnte die Reformation nicht bewirkt werden. Von den denkenden Köpfen richten

die

die meisten ihren Scharfsinn auf die Seite des Eigennutzes und Ehrgeitzes; nur wenige kombiniren abstrakte Begriffe, und noch wenigere denken tief über so wichtige Gegenstände nach. Das Volk aber, der ehrwürdigste, zahlreichste und unglücklichste Theil der menschlichen Gesellschaft, nimmt die Eindrücke an, die man ihm giebt.

Mit der tyrannischen Gewalt, welche die Geistlichkeit über die Gewissen ausübte, verhielt es sich nicht so. Die Priester beraubten die Menschen ihres Vermögens und ihrer Freiheit. Diese Sklaverei, die mit jedem Tage drückender ward, erregte schon Murren. Der stumpfsinnigste Mensch bemerkt, sobald er nur Gefühl hat, eben so wie der geistvolle, das Uebel, das er duldet. Alle streben nach ihrem Wohl: sie ertragen wohl eine Zeit; aber endlich reißt ihre Geduld.

Schon die Bedrückung, welche so viele Völker erlitten, würde ohnfehlbar eine Reformation veranlaßt haben, wenn auch die Römische Klerisei, in deren Innerem Uneinigkeit heftig wüthete, dadurch, daß sie die Fahne der Empörung gegen den Papst aufsteckte, nicht selbst die Losung zur Freiheit gegeben hätte. Die Waldenser, die Wiklefiten und Hussiten hatten schon angefangen, sich zu regen; aber Luther und Calvin, die eben so muthig und in günstigern Zeiten geboren waren, brachten endlich das große Werk ganz zu Stande.

Die Augustiner waren im Besitz des Ablaßhandels; nun gab aber der Papst den Dominikanern den

Auftrag, Ablaß zu predigen: und dies erregte unter beiden Orden einen wüthenden Streit. Die Ersteren deklamirten gegen den Papst. Luther, der zu ihrem Orden gehörte, griff die Mißbräuche der Kirche mit Heftigkeit an, und zerriß mit kühner Hand einen Theil von der Binde des Aberglaubens. Er ward bald das Oberhaupt einer Parthei; und da seine Lehre die Bischöfe ihrer Pfründen, und die Klöster ihrer Reichthümer beraubte, so folgten die Fürsten haufenweise diesem neuen Bekehrer.

Die Religion bekam damals eine neue Gestalt, und näherte sich ihrer alten Einfalt um vieles. Hier ist nicht der Ort zu untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, ihr mehr Pomp und Aeußeres zu lassen, damit sie dem Volke, das nur durch die Sinne Eindrücke bekommt, und nur nach ihnen urtheilt, ehrwürdiger wäre. Wie es scheint, paßt ein ganz geistiger, und so prunkloser Gottesdienst, wie der protestantische, nicht für materielle und rohe Menschen, da sie sich mit ihren Gedanken nicht bis zur Anbetung der erhabensten Wahrheiten aufschwingen können.

Die Reformation war der Welt, und besonders den Fortschritten des menschlichen Geistes nützlich. Die Protestanten, die nun über die Gegenstände des Glaubens nachdenken mußten, machten sich auf einmal von den Vorurtheilen ihrer Erziehung los, und sahen sich nun in Freiheit, sich ihrer Vernunft zu bedienen, die den Menschen zur Führerin gegeben ist, und von der sie wenigstens bei dem wichtigsten Gegenstande ihres Lebens Gebrauch machen sollten. Die

Katho-

Katholiken mußten itzt, da man sie lebhaft angriff, sich vertheidigen; die Geistlichen studierten nun und rissen sich aus der dicken und schimpflichen Unwissenheit, worin sie fast allgemein versunken waren.

Gäbe es nur Eine Religion in der Welt, so würde sie stolz und ohne alle Gränzen despotisch seyn. Die Geistlichen wären in diesem Falle Tyrannen, die ihre Strenge an dem Volke ausließen, und nur gegen ihre eignen Verbrechen Nachsicht hätten. Glaube, Ehrsucht, Politik würden ihnen die ganze Erde unterwerfen. Gegenwärtig, da es ihrer mehrere giebt, entfernt sich keine der Sekten von den Wegen der Mäßigung, ohne es zu bereuen. Das Beispiel der Reformation ist ein Zaum, der den Papst verhindert, sich seiner Ehrsucht zu überlassen; und er befürchtet nun mit Recht den Abfall seiner Kirchenglieder, wenn er seine Macht mißbrauchte. Auch ist er mit dem Kirchenbanne behutsamer, seitdem ein solcher Schritt ihm Heinrich VIII, und das Königreich England entrissen hat. Die katholische und die protestantische Geistlichkeit beobachten einander mit gleicher Neigung zu tadeln; nun sind beide Theile genöthigt, wenigstens äußern Anstand zu beobachten: und so bleibt Alles im Gleichgewicht. Wohl ihnen, wenn Partheigeist, Fanatismus und übermäßige Verblendung sie nie in Kriege stürzen, deren Charakter Wuth ist, und die von Christen nie geführt werden sollen!

Betrachtet man die Religion bloß von Seiten der Staatsklugheit, so scheint die protestantische den Republiken, so wie den Monarchieen am angemessen-

sten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geiste der Freiheit, der das Wesen der ersteren ausmacht; denn in einem Staate, wo man Kaufleute, Feldarbeiter, Handwerker, Soldaten, mit Einem Worte: Unterthanen, braucht, sind Bürger, die das Gelübde thun, das menschliche Geschlecht nicht fortzupflanzen, ganz gewiß schädlich.

In Monarchieen ist die protestantische Religion, da sie von Niemand abhängt, ganzlich der Regierung unterworfen. Die katholische hingegen bildet in dem weltlichen Staate des Fürsten einen geistlichen, allmächtigen, an Komplotten und Ränken fruchtbaren; ihre Priester, welche die Gewissen beherrschen, und nur den Papst als Oberherrn anerkennen, haben mehr Herrschaft über das Volk, als dessen Regent; und durch die Geschicklichkeit, die Sache Gottes mit dem Ehrgeitze der Menschen zu vermischen, ist der Papst oft mit den Fürsten in Streitigkeiten über Dinge gewesen, die ganz und gar nicht in das Gebiet der Kirche gehören.

Die christliche Religion ist ihrem Ursprunge nach einfach, rein und ehrwürdig; in der Folge wurde sie durch Zusätze äußerst verunstaltet; und die Reformation machte den Anfang, sie zu ihrer ersten Einfalt wieder zurück zu führen, aber es war auch nur ein Anfang. Die Kirchengeschichte verschweigt uns die Veränderungen nicht, welche nach und nach mit den Lehren des Christenthums vorgenommen worden sind. Friedrich gedenkt hier unter andern auch der Dreieinigkeitslehre, die man erst etliche hundert Jahre nach Einführung der christlichen Religion als einen allgemeinen Glaubensartikel festsetzte. Wir haben jetzt

über

über diesen Gegenstand eine überaus scharfsinnige Untersuchung von einem der ersten Theologen Deutschlands erhalten, wovon ich hier nur einige Resultate anführen will. *)

1) Es ist keine Stelle des Neuen Testaments, in welcher die kirchliche Lehre von der Gottheit Jesu deutlich und vollständig enthalten wäre. Er selbst hat sich nie eine anfangslose Existenz, oder eine Gleichheit mit Gott beigelegt, sondern erklärt, daß er sich Sohn Gottes nenne, weil er ein Gesandter Gottes sey, und weil die Schrift solche Menschen sogar Götter nenne.

2) Matthäus, Markus, Lukas kennen die Präexistenz Jesu, geschweige die ewige Gottheit, nicht.

3) Johannes, voll von der Weisheit und Würde Jesu, sieht in ihm die Weisheit, die ewige Weisheit Gottes, und spricht von dieser, wie die jüdischen Moralisten pflegten, als von einer Person, die neben Gott existirt habe, und läßt diese Person mit Jesu vereinigt werden. Aber diese Weisheit ist ihm keine wirkliche vor sich bestehende, und am wenigsten Gott gleiche Person, da er sie als das Instrument Gottes vorstellt.

4) Paulus denkt Jesum als den Erstandnen, der in den Himmel erhoben worden, als den Mitherrscher Gottes über die neue Welt im Himmel und auf Erden. Aber eine vorweltliche Existenz Jesu und eine Schöpfung der Welt durch ihn kennt er nicht; oder wenn er ihm beides beizulegen scheint; so ist er wenigstens weit entfernt, ihn Gott gleich zu setzen.

5) Es kann auch nicht erwiesen werden, daß unter dem heiligen Geist eine Person zu verstehen sey.

Die Hauptpartheien der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten waren die Judenchristen, die Gnostiker und die Katholiken. Die Judenchristen hießen zuerst, zum Unterschiede von den Juden, Nazaräer, und in der Folge, zum Unterschiede von den

*) Versuch über den Platonismus der Kirchenväter ꝛc. Zweite, mit einer Abhandlung, welche eine kurze Darstellung der Entstehungsart der Dreieinigkeitslehre enthält, vermehrte Auflage, (von dem Oberkonsist. Rath Löffler in Gotha).

Heidenchristen, Ebioniten. Diese hielten Jesum für einen bloßen, auf eine natürliche Art erzeugten Menschen, für den Sohn Josephs. Die Gnostiker hatten die christliche Lehre hauptsächlich aus dem Unterrichte und den Schriften des Apostel Paulus kennen gelernt, sie betrachteten das Judenthum als unvereinbar mit dem Christenthum, und legten sich eine richtigere Einsicht (daher ihr Name, von Gnosis d. i. Einsicht, Kenntniß) bei. Mit dem Christenthum verbanden sie Betrachtungen über die Geisterwelt, über den Ursprung der Dinge, besonders des Uebels, und stellten Jesum als einen höhern Geist (Aeon) vor, der sich in einen Scheinkörper gesenkt, oder mit einem Menschen vereinigt, das Judenthum gestürzt, und die Menschen auf den Weg, auf welchem eine Rückkehr zu ihrem ursprünglichen vollkommenen Zustande, zur Vereinigung mit der höhern Geisterwelt und mit Gott selbst möglich sey, geführt habe. Wenn die gnostischen Partheien Jesum als einen höhern vorweltlichen Geist ansehen; so sind sie doch weit entfernt, ihn dem höchsten Gott, zu dessen Kenntniß er die Menschen erheben sollte, gleich zu setzen; und der Quell ihrer Lehre fließt nicht sowohl in der heil. Schrift, als in der Philosophie und Geistertheorie, welche sie zum Christenthum mitbrachten, und mit welcher sie dieses in Uebereinstimmung zu setzen versuchten. — Ueber diesen beiden Partheien, der jüdischen und gnostischen, hatte sich aber eine dritte gebildet, die Parthei, welche nicht nur jene beiden, sondern alle andre verschlingt, sich selbst die allgemeine (katholische) die eine wahre Kirche nennt, und auf Einförmigkeit der Gebräuche und des Glaubens dringet. An der Entstehung dieser Parthei haben offenbar politische Entwürfe und Absichten der Vergrößerung, welche jenen andern Partheien weniger eigen gewesen zu seyn scheinen, eben sowohl Theil, als sie durch andre vortheilhafte Umstände begünstigt wurde. Sie entstand in Städten, wo die Zahl der Christen und also auch der Geistlichen oder Kirchendiener, größer war. Unter diesen letztern entstand bald eine Subordination, welche an Befehlen, Gehorsam und Einförmigkeit gewöhnte. Die Geistlichen der größern Städte standen, wie diese, in näherer Verbindung; es bildeten sich bald Zusammenkünfte (Concilien), auf welchen gemeinschaftliche Angelegenheiten verhandelt, und gemeinsame

same Beschlüsse zur Erhaltung und Vermehrung der Einförmigkeit gefaßt wurden. Schon im Anfange des zweiten Jahrhunderts finden wir nicht nur regelmäßige Zusammenkünfte der Geistlichen einer Provinz, sondern auch Verbindungen zwischen den entferntesten Gemeinen, zwischen Rom und Alexandrien, Carthago, Lyon, Ephesus ꝛc. Es scheint, daß man bald anfangs den Plan gefaßt habe, Judenchristen und Heidenchristen (die Schule der Apostel Petrus u. Paulus) zu vereinigen. Daher wahrscheinlich die Aufnahme der jüdischen und christlichen Religionsbücher in Einen Kanon; daher die Ausschließung der Christen, welche diese Vereinigung hinderten, der Gnostiker, welche die Judenchristen verachteten, und der Ebioniten, welche den Apostel Paulus verdammten; daher die Aufnahme der Evangelien des Markus und Lukas in den Kanon, weil jener für den Begleiter Petri galt, wie dieser der Gefährte Pauli war; daher endlich, weil Rom der Mittelpunkt der Vereinigung seyn sollte, oder hier diese Plane entworfen wurden, die Legende: daß Paulus, der Apostel der Heiden, und Petrus, der Apostel der Juden, an Einem Tage in Rom gekreuziget worden, daß sie die gemeinschaftlichen Stifter dieser katholischen Kirche und ihre Märtyrer wären. In dieser Kirche ist es, wo die Dreieinigkeitslehre entstanden, ausgebildet, und, der Einförmigkeit wegen, allgemein zu glauben befohlen worden.

Die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte sahen es durchgehends als Ketzerei an, Jesum den höchsten Gott zu nennen. Aber auf dem Nicäischen Concilio wurde die Gottheit Christi und späterhin die Persönlichkeit des heil. Geistes als Glaubensartikel festgesetzt. Mit dem Nicäischen und mit dem spätern unächten Athanasianischen Symbolum kam dieses katholische System in die protestantische Kirche, und macht nun einen Theil des in dem sechzehnten Jahrhunderte von den Reformatoren aufgestellten öffentlichen Lehrbegriffs aus.

Noch ein anderes Zeugniß, die Festsetzung dieses Glaubensartikels betreffend:

„Kaiser Konstantin berief die erste allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa in Bithynien im J. 325, und leitete in Person den Gang ihrer Geschäfte. Die Arianer (welche die Gottheit Christi läugneten), ungefähr

gefähr zwanzig an der Zahl, mußten wohl Unrecht haben, weil, auf Betrieb des Kaisers, seines Günstlings Hosius, und des rüstigen Diakons, Athanasius, von Alexandrien, zwei bis dreihundert Bischöffe sich das Glaubensformular gefallen ließen, in welchem, mit angehängtem Anathema über alle Widersprecher, festgesetzt ward, der Sohn Gottes sey aus dem Wesen des Vaters, und gleiches Wesens mit ihm (Homoousios) Dies Formular, und insbesondre dies Wort, welchem man alle anstößige Nebenbedeutung zu benehmen suchte, ward nun die Losung der rechtgläubigen (orthodoxen) Kirche. Arius und die wenigen, die ihm noch treu blieben, indem die meisten aus Furcht vor Landesverweisung unterschrieben, wurden für gottlose Leute erklärt, und mußten ins Elend. Ihre Schriften sollten verbrannt, und bei Lebensstrafe von Niemand zurückbehalten werden. *)

Eben so ist es auch mit der Lehre von der Versöhnung gegangen. In verschiednen Stellen des N. T. wird Jesus betrachtet als ein Opfer für die Menschen, durch welches, da er von Gott als ein Schuldiger behandelt worden, ihre Verschuldungen aufgehoben, und die Gottheit mit den Menschen versöhnt sey. Da die Opfer, welche die ältern Völker, Juden und Heiden, Gott darbrachten, entweder um sie zu versöhnen, oder um einen Bund zu bestätigen, größtentheils blutige Opfer waren, so wird, um die Vergleichung desto genauer zu machen, auch das Blut Christi häufig statt seines Todes genannt. — Der Hauptzweck aller dieser Stellen ist, die Wahrheit zu begründen: daß es hinfort gar keines Opfer mehr bedürfe, um Gott den Menschen geneigt zu machen, indem alle Beruhigung, die man dadurch zu finden hoffen könne, schon in Christo zu finden sey. — Der damals unter Juden und Heiden allgemein herrschende Glaube, daß Gott für Uebertretungen der Gesetze Opfer und Söhnungen verlange, war überall schädlich geworden. Denn er machte zwar gewissenhaft in der Beobachtung äußerer Gebräuche, aber auch gleichgültig gegen die innere Ausbesserung des Herzens und die Reinigung der Sitten. Er war aus diesem Grun-

de

*) Henkens allgem. Geschichte der christl. Kirche, erst. Th. S. 149.

de von den weisern Männern aller Zeit bestritten, wenn sie es gleich nicht wagten, der herrschenden Religion zu widersprechen, und den Opferdienst für ganz entbehrlich zu erklären. Die Vorstellung Jesu als des größten, aber auch letzten Opfers, war ein sanfter Uebergang von einer mit Opfern überladnen Religion zu einer Verehrung Gottes, die keine Versöhnungsmittel mehr nöthig finden sollte. *) — Aus dieser wahren Darstellungsart von dem Zwecke des Todes Jesu, wodurch er eine der größten Wohlthaten für das menschliche Geschlecht werden sollte, ist allmählig die des gereinigten Begriffs von Gott so unwürdige und der Sittlichkeit äußerst nachtheilige Lehre von einer Stellvertretenden Genugthuung entstanden.

So verlor also die Wahrheit unter den Händen unwissender, eigennütziger und herrschsüchtiger Menschen ihre liebenswürdige Gestalt, und — was das sonderbarste ist — diejenigen, welche ihr diesen schlimmen Dienst erwiesen, nannten sich Rechtgläubige, und verdammten die wirklich aufrichtigen Verehrer derselben.

Dogmatik.

Hinterl. W. B. X. S. 167.

(Brief an Voltaire).

Bei den Griechen und Römern konnte die Philosophie wohl gedeihen, da die heidnische Religion keine Dogmen hatte; aber bei uns verderben diese Alles. Die Schriftsteller müssen mit einer Behutsamkeit zu Werke gehen, wodurch der Wahrheit Zwang angethan wird. Das Priestergeschmeiß rächt die kleinste Verletzung der Orthodoxie

*) Niemeiers Handb. für christl. Religionslehrer, erst. Th. S. 331 ꝛc.

doxie; man wagt es nicht, die Wahrheit entschleiert zu zeigen, und die Tyrannen der Seele verlangen, daß die Ideen ihrer Mitbürger alle in Eine Form gegossen seyn sollen.

Woher mag es wohl kommen, daß die Moral unter allen Völkern weniger geachtet worden ist, als Ceremonienwerk und Dogmatik? Heiden und Juden hielten vorzüglich auf den Opferdienst und andre religiöse Gebräuche, und wer diese nach hergebrachter Gewohnheit fleißig beobachtete, der war orthodox. Christus wurde verketzert, als er die Nichtigkeit der Ceremonien darthat, und Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten lehrte. Er riß nun zwar das alte jüdische Religionsgebäude ein; aber es währte nicht lange, so stand ein andres wieder da, welches nicht viel besser, als jenes war. Statt der einfachen geistigen Gottesverehrung gewann ein sinnlicher mit einer Menge unnützer Gebräuche überladner Gottesdienst wieder die Oberhand, und die reinen Lehren Jesu von der Erkenntniß Gottes und der Bestimmung und den Pflichten des Menschen wurden durch dogmatische Spitzfindigkeiten entstellt. In keinem Religionssystem hat die Dogmatik so viel Unheil gestiftet, als in dem christlichen, welches auch unter allen Systemen die meisten und am feinsten ausgesponnenen Dogmen enthält. Und wie sehr der Geist der freien Untersuchung durch solche geheiligte Formeln, die Niemand antasten darf, gehemmt wird, das ist bekannt. Doch haben wir in protestantischen Ländern, und besonders in unsern Zeiten weniger Ursache, uns über jene Fesseln zu beklagen, an deren Zerbrechung Friedrich selbst mit gearbeitet hat. Vermuthlich dachte er an das Schicksal des berühmten Wolf, als er diese Stelle niederschrieb. Indeß ist es nicht ganz gegründet, wenn er meint, daß die Griechischen und Römischen Philosophen frei vom Zwang der Dogmen gewesen seyen. Der Glaube an Mythologie, an Magie und Wunder war damals eben so herrschend als

heutiges

heutiges Tages der Glaube an Transsubstantiation und ähnlichen Unsinn. Die Hinrichtung des Sokrates, die Vertreibung der Philosophen aus Athen sind Beweise, daß auch die heidnischen Dogmatiker Widerspruch gegen ihre Glaubensartikel nachdrücklich zu rächen wußten.

Aberglaube.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 324.

(aus der Prüfung des Versuchs über die Vorurtheile.)

Ich komme jetzt auf den Endzweck des Verfassers. Er verhehlt ihn nicht, und giebt deutlich genug zu verstehen, daß er es mit dem Religions-Aberglauben seines Landes zu thun hat, daß er den darin eingeführten Gottesdienst abschaffen, auf den Trümmern desselben die natürliche Religion errichten, und nur eine Moral zulassen will, die von allen zusammenhangenden Nebendingen befreiet ist. Seine Absichten scheinen lauter. Er will nicht, daß das Volk durch Fabeln getäuscht werde; daß die Betrüger, welche dieselben vortragen, allen den Nutzen davon ziehen, wie die Marktschreier von den Arzeneien, die sie verkaufen; er will nicht, daß diese Betrüger das schwachköpfige gemeine Volk beherrschen, und noch länger der Macht genießen, die sie gegen den Fürsten und gegen den Staat mißbrauchen; er will, mit Einem Worte, den eingeführten Gottesdienst abschaffen, dem großen Haufen die Augen öffnen, und ihm das Joch des Aberglaubens abwerfen helfen. Dieser Plan ist groß; nur wäre noch zu unterſu-

tersuchen, ob er sich ausführen läßt, und ob der Verfasser sich so dabei benommen hat, daß er ihn glücklich durchsetzen kann. Jedem, der die Welt kennt, und das menschliche Herz studiert hat, scheint dies Unternehmen unthunlich. Alles setzt sich dagegen: die Hartnäckigkeit, mit der die Menschen an ihren gewohnten Meinungen hangen; ihre Unwissenheit; ihre Unfähigkeit zum Denken; ihr Geschmack am Wunderbaren; die Macht der Geistlichkeit, und die Mittel, welche diese hat, sich aufrecht zu erhalten. Folglich muß man in einem Lande mit einer Bevölkerung von sechzehn Millionen Seelen, die man in Frankreich rechnet, *) sogleich auf die Bekehrung von funfzehn Millionen und acht hundert tausend Seelen Verzicht thun, die fest an ihren Meinungen hangen, und durch nichts davon loszureißen sind. Nun bleiben für die Philosophen zweimal hundert tausend übrig. Dies sind noch immer viel; und ich würde es nie unternehmen, dieser großen Anzahl, die in Fähigkeiten, Geist, Beurtheilungskraft und Sehart eben so verschieden ist, wie in den Gesichtszügen, einerlei Denkart zu geben. Wir wollen auch annehmen, daß diese zwei hundert tausend Proselyten einerlei Unterricht bekommen hätten: so wird dennoch jeder seine eigenthümlichen Gedanken, seine besondern Meinungen haben; und vielleicht finden sich unter dieser Menge nicht Zwei, die übereinstimmend denken.

Ich gehe weiter, und wage beinahe die Behauptung, daß in einem Staate, wo alle Vorurtheile ver-

*) Diese Angabe ist bekanntlich viel zu gering. d. H.

vernichtet wären, nicht dreißig Jahre vergehen würden, ohne daß neue auflebten, sich schleunig verbreiteten, und endlich Alles überschwemmten. Wer sich an die Imagination der Menschen wendet, wird immer über den siegen, der zu ihrem Verstande spricht. Kurz, ich habe bewiesen, daß stets der Irrthum in der Welt geherrscht hat. Und da man etwas so Bleibendes als ein allgemeines Naturgesetz betrachten kann; so schließe ich daraus: was immer gewesen ist, wird eben so auch immer seyn.

Hinterl. Werk. B. IX. S. 276.

(Brief an Voltaire.)

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer guten Meinung von der Menschheit; doch ich selbst kenne, vermöge meiner Berufspflichten, die zweifüßigen Thiere ohne Federn ziemlich gut, und sage Ihnen voraus, daß weder Sie, noch alle Philosophen in der Welt, das menschliche Geschlecht von dem Aberglauben losmachen werden, an dem es leidet. Die Natur hat nun einmal dieses Ingredienz in die Komposition gemischt, aus der wir bestehen. Ein gewöhnlicher Hang von Furcht, Schwachheit, Leichtgläubigkeit und Uebereilung im Urtheilen reißen die Menschen zum Wunderbaren hin. Nur wenige Köpfe sind so philosophisch und stark, daß sie die Vorurtheile ausrotten können, welche durch die Erziehung so tiefe Wurzeln bei ihnen geschlagen haben. Manche sind durch ihre gesunde Vernunft von den gemeinen Irrthümern befreiet, und empören sich gegen Ungereimtheiten; aber bei der

Annäherung des Todes werden sie aus Furcht aber-gläubisch, und sterben als Kapuziner. Bei Andern hängt die Denkungsart davon ab, ob sie gut oder schlecht verdauen.

Es ist also, nach meinem Gefühle, nicht genug, die Menschen aus dem Irrthum zu bringen; man müßte ihnen auch Muth einflößen können, sonst siegen die Schmerzen und die Furcht vor dem Tode über alle auch noch so starke und methodische Gründe.

Da die Quäker und Socinianer einen einfachen Gottesdienst eingeführt haben, so glauben Sie, wenn man ihn noch ein wenig mehr simplificirte, so könnte man auf diesen Plan einen neuen Glauben gründen. Aber ich komme auf das zurück, was ich schon oben sagte, und bin beinahe überzeugt, daß eine solche Heerde, sobald sie zahlreich wäre, in Kurzem irgend einen neuen Aberglauben zur Welt bringen würde, wenn man anders nicht bloß solche Leute zu Mitgliedern wählte, die von Furcht und Schwachheit frei wären. Dergleichen giebt es aber eben nicht viel. Indeß glaube ich, daß die Vernunft, wenn sie ihre Stimme häufig gegen den Fanatismus erhebt, die künftige Generation vielleicht toleranter machen kann, als die gegenwärtige ist; und damit wäre schon viel gewonnen.

B. IX. S. 270.

(An eben denselben.)

Lassen Sie uns den Fall annehmen, Sie bewirkten eine Revolution in der Denkart. Ihre Sekte würde dann gar nicht zahlreich seyn; denn um zu ihr

gehören

gehören zu können, muß man denken, und wie wenige Personen sind im Stande, einer genauen geometrischen Schlußkette zu folgen? Und rechnen Sie die Leute für nichts, die vermöge ihres Standes den Lichtstralen, durch die ihre Schande aufgedeckt wird, den Eingang wehren? Ferner die Fürsten, denen man beigebracht hat: ihre Regierung hange nur davon ab, ob das Volk Religion habe? Rechnen Sie das Volk für Nichts, dem Vorurtheile statt der Vernunft dienen, das alle Neuerungen überhaupt haßt, und die, von denen hier die Rede ist, nun gar nicht annehmen kann, da, um sie zu fassen und ihnen Glauben beizumessen, metaphysische und in der Dialektik geübte Köpfe erfordert werden?

Das sind die großen Schwierigkeiten, auf die ich Sie aufmerksam mache, und die, denk' ich, jeder, der die Nationen eine einfache und vernünftige Religion lehren will, auf seinem Wege antreffen wird.

B. IX. S. 274.

(An eben denselben.)

Der dicke Nebel, der die Menschheit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhunderte blind machte, hat sich zertheilt; indeß sind die meisten Leute kurzsichtig, und einige können die Augen gar nicht aufthun. In Ihrem Frankreich giebt es Konvulsionnaire, in Holland Feine, und hier Pietisten; dergleichen Menschenarten wird es geben, so lange die Welt steht, so wie es in den Wäldern un-

fruchtbare Bäume, und Wespen bei den Bienen giebt.

Glauben Sie gewiß, wenn Philosophen einen Staat stifteten, so würde sich das Volk zu Ende eines halben Jahrhunderts neuen Aberglauben schmieden, und irgend einen Gegenstand verehren, der auf seine Sinne Eindruck machte. Es schnitzte sich entweder kleine Götzenbilder, oder betete zu den Gräbern seiner Stifter, oder riefe die Sonne an; oder die reine und einfache Verehrung des höchsten Wesens würde von irgend einer ähnlichen Ungereimtheit verdrängt.

Aberglaube ist eine Schwachheit des menschlichen Geistes; sie hängt diesem Wesen an, war von jeher da, und wird immer existiren. Die Gegenstände der Anbetung können sich ändern, wie Ihre Französische Moden; aber was liegt mir daran, ob man sich vor einem ungesäuerten Mehlkuchen, vor dem Ochsen Apis, vor der Bundeslade, oder vor einer Statüe niederwirft? Die Wahl hierzwischen verlohnt sich nicht der Mühe; der Aberglaube bleibt immer derselbe, und die Vernunft gewinnt nichts dabei.

B. IX. S. 282.

(An eben denselben.)

Noch immer lieb' ich die Dichtkunst. Zwar habe ich nur schwache Talente dazu; aber da ich bloß zum Zeitvertreibe Papier verderbe, so liegt dem Publikum gleich wenig daran, ob ich Whist spiele, oder mit den Schwierigkeiten der Versifikation kämpfe. Dies ist leichter und weniger gefährlich, als die Hyder

des

des Aberglaubens anzugreifen. Sie glauben, ich sey der Meinung: man bedürfe des Zaums der Religion, um das Volk in Ordnung zu halten; allein ich versichere Sie, daß ich das nicht glaube; im Gegentheil zwingt mich die Erfahrung, ganz Bayle'n beizupflichten. Eine Gesellschaft kann nicht ohne Gesetze, aber wohl ohne (positive) Religion bestehen; wohlgemerkt, daß Oberhäupter vorhanden sind, die durch Leibesstrafen den großen Haufen zum Gehorsam gegen die Gesetze nöthigen.

Dies bestätigt die Erfahrung. Man hat auf den Marianischen Inseln Wilde gefunden, die nicht eine einzige metaphysische Idee in ihrem Kopfe hatten. Noch mehr beweist es der Chinesische Staat, wo alle Großen keine andre Religion haben, als den Deismus. Indeß hat, wie Sie wissen, das Volk in dieser großen Monarchie sich dem Aberglauben seiner Bonzen überlassen.

Und eben daher behaupte ich: es würde anderswo eben so gehen, und ein Staat, der von allem Aberglauben gereinigt wäre, bliebe nicht lange so rein, sondern die alten Ungereimtheiten würden nur von neuen verdrängt werden, und zwar schon nach Verlauf einer kurzen Zeit. Die kleine Dosis gesunder Vernunft, die auf der Oberfläche dieser Kugel verbreitet ist, reicht, dünkt mich, wohl hin, eine allgemein verbreitete Gesellschaft, ungefähr wie der Jesuitenorden, zu stiften, aber keinen Staat.

Ich sehe die Arbeiten unsrer gegenwärtigen Philosophen für sehr nützlich an; denn man muß es dahin

bringen, daß die Menschen sich des Fanatismus und der Intoleranz schämen, und man erzeigt der Menschheit einen Dienst, wenn man die grausamen und schrecklichen Thorheiten bekämpft, die unsre Vorfahren in Raubthiere verwandelten. Wer den Fanatismus zerstört, trocknet die höchst unglückliche Quelle von Spaltungen und Feindschaften aus, die dem Andenken Europens noch gegenwärtig sind, und von denen man bei allen Nationen blutige Spuren antrift.

B. XI. S. 259.

(Brief an d'Alembert.)

Bei meiner Geburt fand ich die Welt in der Sklaverei des Aberglaubens, und eben so verlasse ich sie sterbend. Der Grund davon liegt darin, daß das Volk ganz leicht zwölf Glaubensartikel, wie Pillen, hinunterschluckt, und nur da mehr Widerspänstigkeit zeigt, wo es auf seine Freiheit oder seinen Geldbeutel ankömmt; weil es nicht einsieht, daß, wenn es sich durch Glaubenssätze fesseln läßt, es unvermeidlich zum Sklaven werden muß.

Aus dem Briefwechsel zwischen dem Könige und d'Alembert sieht man, daß die französischen Philosophen schon damals mit dem Gedanken umgegangen sind, eine bloße Vernunftreligion einzuführen. Der König bezweifelt mit Recht den glücklichen Erfolg einer solchen Unternehmung, und die neuesten Religionsbegebenheiten, welche in Frankreich vorgefallen sind, werden vermuthlich sein Urtheil rechtfertigen. Allein der Grund, den er angiebt, scheint nicht der wahre

wahre zu seyn, wenn er meint, daß das Volk aus eigner Neigung so fest an dem Aberglauben hänge, daß es nicht davon abzubringen sey. Versteht man unter Aberglauben jede positive, übrigens auch noch so vernünftige Religion, so muß man jene Behauptung zugeben, denn ohne positive Religion kann wohl ein ganz unkultivirtes Volk bestehen, aber sobald es zu einem gewissen Grade der Kultur gelangt, so wird sie ihm zum Bedürfniß; auch ist sie, wo nicht das einzige, doch das beste Mittel zur weitern Aufklärung, wofern sie nicht durch Aberglauben verfälscht wird. Eine von Aberglauben gereinigte positive Religion läßt sich gar wohl gedenken, und daß sie noch unter keinem Volke recht hat gedeihen wollen, liegt nicht an dem Volke selbst, sondern an den Führern desselben. Einige wollen nicht, Andre können nicht, und wieder Andre dürfen nicht aufklären. Aufklärung des Volks und Eigennutz seiner Führer stehen in ewigem Widerspruch, und daher kommt das Vorgeben, das Volk sey der Aufklärung nicht fähig. Man gehe die Geschichte durch, und erinnere sich an die neuern Vorfälle, z. B. an die Widersetzlichkeit einiger Gemeinen bei Einführung des Berliner Gesangbuchs, und man wird finden, daß gerade diejenigen, welche durch Belehrung und vernünftige Vorstellung dies gute Werk hätten befördern sollen, dasselbe aus allen Kräften zu hindern suchten.

Friedrich hält die Einführung einer reinen Vernunftreligion keinesweges aus selbstsüchtigen Gründen für unthunlich, sondern weil er Aberglauben und positive Religion überhaupt mit einander verwechselt. Aller andrer Kultus, außer der Vernunftreligion, ist ihm Aberglauben, und von der Ausübung der Vernunftreligion denkt er sich alles Positive, alle willkührliche Einrichtung getrennt, folglich statuirt er auch dabei gar keinen äußern Kultus, welcher doch ohne Aberglauben sehr wohl statt finden kann.

Die letzte Stelle dieses Artikels ist die wichtigste; sie verdient von jedem Freunde der Wahrheit sorgfältig beherzigt zu werden: die Welt bleibt in der Sklaverei des Aberglaubens. Der Grund davon ist, daß das Volk ganz leicht zwölf Glaubensartikel hinunterschluckt — — indem es nicht einsieht, daß,

wenn es sich durch Glaubenssätze fesseln läßt, es unvermeidlich zum Sklaven werden muß.

Wie viel besser würde es um das Wohl der Nationen stehen, wenn sie erst zu dieser Einsicht gekommen wären! Lehrsätze, die man uns zu glauben befiehlt, oder wider unsere Ueberzeugung uns aufdringt — die Mittel hierzu sind ja bekanntlich mancherlei — werden Fesseln, womit man uns an das politische Joch bindet. „Die hohe Geistlichkeit bedient sich des Glaubensbekenntnisses der Kirche auf dieselbe Art, wie Bileam des Geschirres seines Esels, sie hält die übrige Geistlichkeit in schuldiger Unterwürfigkeit, damit sie, die eigentlichen Reuter, desto gemächlicher sitzen mögen. — Da das gemeine Volk sich niemals damit abgegeben, dergleichen Glaubensbekenntnisse und Artikel zu machen, und man sogar seine Einwilligung niemals dazu verlangt hat, so erhellet hieraus deutlich, daß sie bloß zum Nutzen der Geistlichkeit gemacht seyn. Wenn diese Art des Geschirres ihnen nicht mehrern Vortheil, als den übrigen Menschen brächte, so, fürchte ich, wären sie nicht so eifrig auf seine Erhaltung bedacht; denn an nichts überreffen sie ihre Nebenmenschen so sehr, als an Eifer für die Befehle und Artikel der Kirche. Es ist klar, daß sie weiter nichts darunter suchen, als einen Sattel, um darauf zu reiten, denn es ist eben so klar, daß sie in sehr wichtigen Fällen oft selbst davon abgehen. —

Der größte Theil der Menschen, welche die andern in dieser Welt leiten, haben fast in jedem Jahrhunderte die Religion für nichts anders angesehen, als für ein Werkzeug der Staatskunst oder des weltlichen Nutzens. Wer nur einige Einsicht und Kenntniß der Welt besitzt, wird leicht einsehen, daß das gemeine Volk sich dem Ansehen seiner Führer nicht immer unterwerfen will, wenn es nicht durch zeitliche Vortheile oder durch den Einfluß der Religion dazu gebracht wird; und da diejenigen, welche nach der Gewalt streben, selten geneigt sind, viele weltliche Vortheile zu entbehren, so trachten sie den Gehorsam des Pöbels mit dem zu gewinnen, was sie nichts kostet, und worauf sie keinen Werth setzen. — — Aber obgleich die Fürsten die Religion zum Instrument der Regierung gebraucht haben,

um ihre Unterthanen damit zu handhaben; so konnten sie dennoch die Priester niemals dahin bringen, sie ebenfalls dem Endzwecke ihrer Politik dienstbar zu machen, ohne ihnen zugleich zu erlauben, den daraus erwachsnen Vortheil mit ihnen zu theilen. — Die Allianz zwischen der Kirche und dem Staate ist die vornehmste Ursache der civilen und religiosen Unterdrückung. Die Mitglieder von der einen Seite, der Kirche, sorgen dafür, daß Niemand einige von ihren Vortheilen genieße, als solche, die sich verbindlich machen, Werkzeuge des Staats zu seyn; und die Mitglieder von der andern Seite, dem Staate, sorgen auch dafür, daß Niemand zu einem Amte gelange, ohne sich erst verbindlich zu machen, ein Knecht der Kirche zu seyn." *)

„Dieser Anlage der Gemüther (zur Furcht vor unsichtbaren Mächten) bedienten sich die meisten Gesetzgeber, die Völker zu regieren, und noch weit mehr, sie zu unterjochen. Einige ließen das Recht zu befehlen vom Himmel herabkommen, und so ward die Theokratie oder der geheiligte Despotismus eingeführt, die grausamste und unsittlichste aller Gesetzgebungen; diejenige, wo ein Hochmüthiger, Uebelthuender, Eigennütziger, ein Lasterhafter dem Menschen im Namen Gottes befiehlt; wo nichts gerecht ist, als was ihm gefällt, und nichts ungerecht, als was ihm oder dem höchsten Wesen mißfällt, mit dem er im Umgang steht, und welches er so reden läßt, wie es seinen Leidenschaften schmeichelt; wo es Verbrechen ist, seine Befehle zu untersuchen, und Gottlosigkeit, sich ihnen zu widersetzen; wo widersprechende Offenbarungen an die Stelle des Gewissens und der Vernunft gesetzt, und diese durch Wunder und Lasterthaten zum Schweigen gebracht werden; wo die Nationen endlich keine bestimmten Begriffe über die Rechte des Menschen, über das, was gut und böse ist, haben können, weil sie den Grund von ihren Vorrechten und ihren Pflichten nirgends als in eingegebnen Büchern suchen, deren Auslegung ihnen untersagt ist." **)

*) Lorenz Sterne, Reden an Esel (Leipzig bei F. A. Hartwig) Fragmente aus der dritten und vierten Rede.

**) Raynal Gemälde von Europa. S. 8.

„Bischöfe brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eignen Stande morgenländische oder klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherrn in die Gesetze der Völker und in seine Erziehung; sie warens, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten, und seine Person mit dem Salböl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels weiheten. Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so durften Andre wohl aufgeopfert werden *)."

Zeugnisse genug zur Bestätigung jenes Ausspruchs: aufgedrungene Glaubenssätze erhalten das Volk in der Sklaverei. Die Religion dient den meisten Regenten nur zu einem Zaum (wie Friedrich sich hier ausdrückt), um das Volk nach Willkühr leiten und lenken zu können; und das ist der wahre Gesichtspunkt, aus welchem man so viele Verordnungen in Angelegenheiten der Religion zu betrachten hat.

Theologen.

Hinterl. Werk. B. VIII. S. 13.

(Brief an Voltaire.)

Die Theologen scheinen einander überhaupt alle zu gleichen, von welcher Religion oder von welchem Volke sie auch seyn mögen. Sie haben immer die Absicht, sich eine despotische Autorität über die Gewissen anzumaßen; und das ist schon genug, um sie zu eifrigen Verfolgern Aller derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer mit dem Blitze des Anathema's bewaffnet,

*) Herders Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit. B. IV. S. 269.

waffnet, um das erträumte Phantom der Irreligion zu Boden zu schlagen, das sie ohne Unterlaß bekämpfen. Sie predigen Demuth, eine Tugend, die sie in ihrem Verhalten nie zeigen; nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, und haben doch ein Herz voll Haß und Ehrsucht. Schon ihr Betragen allein, das ihrer Moral so wenig entspricht, könnte, wie mich dünkt, ihre Lehre in Mißkredit bringen. Der Charakter der Wahrheit ist ganz anders; sie bedarf keiner Waffen, um sich zu vertheidigen, und keiner Gewaltthätigkeit, um die Menschen zum Glauben zu nöthigen. Sie braucht sich nur zu zeigen; und sobald ihr hellstralendes Licht die Wolken zertheilt hat, wohinter sie verborgen war, so ist sie ihres Triumphes gewiß.

Durch diese wenigen Züge werden die Geistlichen, wie mich dünkt, deutlich genug charakterisirt; und sie würden, wenn sie dies zu Gesichte bekämen, wohl nicht dadurch bewogen werden, uns zu ihren Lobrednern zu erwählen. Ich kenne ihrer genug, die nichts als Fehler oder vielmehr Laster haben; aber ich halte mich auch in der That für verpflichtet, denen, welche Gerechtigkeit verdienen, sie wiederfahren zu lassen.

Priester.

Hinterl. W. B. VIII. S. 98.

(An ebendenselben.)

Die Priester werden Sie ganz gewiß nicht zu ihrem Lobredner erwählen. Ihre Betrachtungen über

die

die Macht der Geistlichen sind nur zu richtig, und werden durch das unwiderlegliche Zeugniß der Geschichte bestätigt. Kommt die Ehrsucht der Geistlichen nicht daher, daß man ihnen den Weg zu jedem andern Laster versperrt hat? Die Menschen haben sich ein sonderbares Phantom von strenger Tugend geschmiedet, und wollen, daß die Priester, (Leute, die zur Hälfte Betrüger, und zur Hälfte abergläubisch sind,) diesen Charakter annehmen sollen. Es ist ihnen nicht erlaubt, offenbare H...jäger oder Trunkenbolde, wohl aber, ehrsüchtig zu seyn. Nun zieht indeß die bloße Ehrsucht Laster und schreckliche Unordnungen nach sich. Mir fällt der Affe der Königin Kleopatra ein, den man sehr gut tanzen gelehrt hatte. Einmal kam Jemand auf den Einfall, ihm Nüsse vorzuwerfen, sogleich vergaß der Affe seinen Anzug, den Tanz, so wie seine Rolle, und fiel über die Nüsse her. Die Priester spielen, so lange sich ihr Eigennutz damit verträgt, den tugendhaften Mann; aber bei der geringsten Gelegenheit bricht die Natur aus ihren Fesseln hervor, und die Laster und Bosheiten, die von der äußern Gestalt der Tugend verhüllt waren, erscheinen alsdann aufgedeckt.

Es ist erstaunlich, daß die Macht der Geistlichen auf einem so wenig festen Boden hat gegründet werden können. Die Priester der Heiden hatten ihr Ansehen durch ihre betrüglichen Orakel, durch ihre lächerlichen Opfer und ihre abgeschmackte Mythologie. Welche wichtige Erzählungen! Daphne wird in einen Lorbeerbaum verwandelt; mehrere Jungfrauen werden

von dem Jupiter schwanger, oder bekommen von andern Götter Kinder; der Gott Jupiter verläßt seine Blitze im Himmel, wohnt auf der Erde, und nimmt, wie die Fabel sagt, die Gestalt eines Stiers an, um die Europa zu entführen; Orpheus weckt Todte auf, und siegt über die Hölle; und noch unendlich viele dergleichen Ungereimtheiten und läppische Mährchen, die höchstens Kindern Vergnügen machen können. Und doch haben die Menschen, weil sie von dem Wunderbaren entzückt werden, zu allen Zeiten solchen Schimären beigepflichtet und die Vertheidiger derselben verehrt! Sollte es nicht erlaubt seyn, den Menschen die Vernunft streitig zu machen, da sie gezeigt haben, daß sie so wenig vernünftig sind?

B. X. S. 352.

(Brief an d'Argens).

Von Rußland haben wir nichts zu fürchten; alle Truppen gehen nach Moskau zurück. Ich habe diese Revolution befürchtet, und dem Kaiser sogar gerathen, seine Maßregeln zu nehmen; allein, seine Sorglosigkeit war zu groß. Er ward verdrüßlich, wenn man ihm etwas von Vorsicht sagte. Ich habe den Brief noch, in welchem er mir über den Rath antwortet, den ich ihm gegeben hatte. Sein Unglück kommt daher, daß er der Geistlichkeit gewisse Güter nehmen wollte. Die Priester leiteten die Revolution ein, die gleich nachher ausgeführt ward. Dieser Fürst hatte alle Eigenschaften des Herzens, die man nur wünschen kann; allein nicht eben

so

so viel Klugheit: und von der hat man sehr viel nöthig, um jene Nation zu regieren. Heute wird mir gemeldet, daß er an der Kolik gestorben ist.

B. XI. S. 207.

(Brief an d'Alembert.)

Und wenn solche Schändlichkeiten *) vorgehen, wird man noch die Unverschämtheit haben, das achtzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Philosophen zu nennen? Nein, so lange noch die Fürsten theologische Fesseln tragen; solange diejenigen, die man bloß bezahlt, um für das Volk zu beten, über dasselbe herrschen werden: so lange wird die Wahrheit, welche diese Geistestyrannen unterdrücken, die Völker nie erleuchten; nur im Stillen werden die Weisen denken, und der dümmste Aberglaube in dem Reiche der Welschen herrschen.

B. XI. S. 326.

(An ebendenselben).

Was soll ich Ihnen vom Heiligen Vater sagen? Seitdem er den Einfall bekommen hat, sich als Zeuge seiner Herabwürdigung nach Wien zu begeben, hat er seine Unfehlbarkeit verloren. Für Oestreich also ist diese Angelegenheit geendigt. Aber Ihre Franzosen werden dem Beispiele des Kaisers nicht nachahmen. In Ihrem Vaterlande herrscht mehr Aberglauben, als in irgend einem Staate von Europa.

Ihre

*) Man wollte in Frankreich den Marquis d'Argens auf dem Schindanger begraben.

Ihre Priester haben sich ein Ansehen anzumaßen gewußt, welches dem Ansehn des Regenten das Gleichgewicht hält, und Ihr König darf gegen eine so mächtige Verbündung nichts unternehmen, ohne die überlegtesten Maßregeln zur Ausführung eines so kühnen Vorhabens getroffen zu haben. Wenn man also Alles genau überlegt, so werden die Staaten des Kaisers allein von dieser Spaltung in der Kirche Nutzen ziehen; den übrigen Fürsten wird es entweder an Muth, oder an Klugheit, oder an Mitteln fehlen, ihm nachzuahmen. Schmeicheln Sie Sich indessen nicht, als wären wir schon zu dem Zeitpunkte gekommen, wo die Vernunft die Menschen beherrschen wird. Erinnern Sie Sich, daß kürzlich ein Deutscher Prinz über den Leib seiner Gemahlin Messe lesen ließ, in der festen Ueberzeugung, daß sie dadurch schwanger werden würde. Wissen Sie, daß eine Sekte in Sachsen die Todten hervorruft, wie die Hexe zu Endor that.*) Vernehmen Sie, daß die Freimaurer in ihren Logen eine Religionssekte stiften, welche — und das ist viel gesagt! — noch abgeschmackter ist, als die andern bekannten Sekten.

Aus der Lobschrift auf Herrn de la Mettrie.

Allein diese Gottesgelehrten, welche bei ihrer beständigen Furcht, die Ungläubigen möchten Gelegenheit nehmen, zu muthmaßen, daß ihre Sache seichten

*) Dies geht wahrscheinlich auf Schröpfers Gaukeleien, der viele Verstorbne und Geister citirte.

ten Grund habe, sich um solche Kleinigkeiten nicht bekümmern, beharreten nur darauf, in einem Werke, *) welches die Naturlehre abhandelte, Samen der Ketzerei anzutreffen. Der Verfasser (la Mettrie) litt eine erschreckliche Verfolgung, und die Priester behaupteten, daß ein wegen Ketzerei angeklagter Arzt die Französische Leibwache nicht kuriren könne.

Nachdem der Herr la Mettrie seine Lazarether und Kranke aus dem Gesichte verloren hatte, überließ er sich gänzlich der nachsinnenden Weltweisheit. Er verfertigte seinen Homme Machine, oder er brachte vielmehr einige starke Gedanken über den Materialismus zu Papiere, welche er vermuthlich sich vorgesetzt hatte nachher zu ordnen. Dieses Werk, welches Leuten, die vermittelst ihres Standes offenbare Feinde von dem Wachsthum der menschlichen Vernunft sind, nicht gefallen konnte, empörte die ganze Geistlichkeit zu Leyden wider den Verfasser. Die Calviniſten, Katholiken, und Lutheraner vergaßen in diesem Augenblick, daß die Einigkeit des Wesens, der freie Wille, die Seelenmesse, und die Unfehlbarkeit des Papstes, sie von einander trennen; sie vereinigten sich Alle, um einen Weltweisen zu verfolgen, der noch dazu das Unglück hatte, ein Franzose zu seyn, in einer Zeit, da die Monarchie wider Ihro Hochmögenden einen glücklichen Krieg führte.

Frei-

*) Der Mensch, eine Maschine.

Friedrich gebraucht die Wörter: Theologe, Geistlicher und Priester ohne Unterschied von denselben Personen und in gleicher Bedeutung; er gesteht aber doch selbst zu, daß die schlechte Schilderung, die er hier von ihnen macht, nicht auf alle anzuwenden ist. Für diese muß man denn wohl billig eine ehrenvolle Benennung behalten: und dieselbe nicht durch vermischten Gebrauch gemein machen. Das Wort Theologe hat an sich einen edlen Sinn, und bezeichnet insbesondre denjenigen, welcher über die Lehren der Religion spekulirt, und sie als Wissenschaft behandelt. Man wird für dieses nützliche Studium nicht leicht einen schicklichern Ausdruck finden, und er kann also künftig immer in Achtung bleiben. Weniger zulässig ist die Benennung Geistlicher; sie schmeckt stark nach Mönchthum, Hierarchie und einem anmaßenden Esprit de Corps. Man sollte sie ganz verbannen. Wie? diese Menschen wären vorzugsweise vor andern geistlich gesinnt? Wessen Erfahrung widerspricht hier nicht laut? — Priester heißen eigentlich Opferer, dergleichen es bei den Juden und Heiden gab. Ihr Stand und ihre Geschäfte begünstigten die Entwicklung eines schlechten Charakters und daher klebt ihrem Namen noch jetzt etwas Verächtliches an. Er paßt am besten auf die Personen, welche Friedrich hier charakterisirt, und ihnen mit Recht Ehrsucht als die am meisten herrschende Leidenschaft zuschreibt.

„Es ist ein schon oft gebrauchter, aber doch nicht ganz falscher Grundsatz: daß die Priester aller Religionen immer die nämlichen sind, und obgleich ihr Amtscharakter nicht in jedem Fall das Uebergewicht über den persönlichen haben wird; so wird er es doch immer bei der größten Menge behaupten. So wie die Scheidekünstler behaupten, daß die Geister, wenn sie zu einer gewissen Höhe gestiegen, alle die nämlichen sind, aus welchen Materialien sie auch gezogen worden; eben so nehmen auch diese gleichsam über die Menschheit erhabnen Menschen einen gleichartigen Charakter an, der ihnen ganz eigenthümlich, aber nach meiner Meinung und überhaupt gesagt, eben nicht der liebenswürdigste ist, welcher in der menschlichen Gesellschaft angetroffen wird. — Er ist in den meisten Stücken dem Charakter des Soldaten, so wie die Lebensart, aus der

er entspringt, der Lebensart des Kriegers entgegen gesetzt. —

Obgleich alle Menschen zu gewissen Zeiten und in gewissen Lagen des Gemüths eine starke Anhänglichkeit an Religion äußern; so giebt es doch wenige oder gar keine, die jene Neigung und Anhänglichkeit in dem Grade und mit der Ausdauer besitzen, welches zur Behauptung des priesterlichen Charakters erfordert wird. Daher muß es auch kommen, daß die Geistlichen, da sie aus der gewöhnlichen Menschengesellschaft zu ganz eigenthümlichen Aemtern ausgehoben werden, es bei besondern Gelegenheiten, und aus Interesse, ohne gerade Atheisten oder Freidenker zu seyn, größtentheils für nothwendig halten werden, eine größere Andacht zu affektiren, als sie gerade zu der Zeit wirklich besitzen, und selbst dann einen Schein von Eifer und Ernsthaftigkeit beizubehalten, wenn sie von den Uebungen ihrer Religion ermüden, oder wenn ihr Geist in gewöhnlichen Geschäften des Lebens begriffen ist. Sie dürfen ihren natürlichen Empfindungen und Gesinnungen nicht so, wie die übrigen Menschen Raum geben, müssen über ihre Blicke, Worte und Handlungen wachen, und müssen, um die Ehrerbietung, die ihnen das Volk erzeigt, zu unterhalten, nicht nur eine ungewöhnliche Zurückhaltung beobachten; sondern auch sogar den Geist des Aberglaubens durch heilige Mienen und Geberden, und ein heuchlerisches Wesen befördern. Diese Verstellung hebt oft die Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit ihres Temperaments auf, und bringt einen unheilbaren Riß in ihrem Charakter hervor.

Wenn sich aber zufälliger Weise einer unter ihnen durch ein Temperament auszeichnet, welches eine mehr als gewöhnliche Empfänglichkeit zur Andächtelei hat, und vermöge dessen er zur Behauptung seines Amtscharakters nur einer geringen Verstellung bedarf; so ist es einem solchen Manne wieder so etwas Natürliches, sich diesen seinen Vorzug zu hoch anzurechnen, und ihn als ein Mittel zu betrachten, welches jede Verletzung der Sittlichkeit wieder gut machen könne, daß er oft nicht tugendhafter als der wirkliche Heuchler ist. — Und ob es gleich wenige wagen dürften, sich zu der verworfenen Meinung öffentlich zu bekennen: daß den Heiligen Alles erlaubt sey, und daß sie allein ein Recht auf ihre

Güter

Güter hätten; so bemerken wir doch, daß diese Grundsätze in einem jeden verborgen liegen, und den Eifer für religiöse Uebungen als ein so großes Verdienst darstellen, als ob es viele Verbrechen und Abscheulichkeiten wieder gut zu machen im Stande sey. Diese Bemerkung ist so allgemein, daß ein jeder vernünftiger Mann auf seiner Huth ist, wo er einen außerordentlichen Anschein von Religion antrifft; ob er gleich gern gestehen wird, daß es manche Ausnahme von dieser allgemeinen Regel giebt, und daß Rechtschaffenheit und Aberglaube, ja selbst Rechtschaffenheit und Schwärmerei bisweilen wohl mit einander bestehen können.

Die meisten Menschen sind ehrgeitzig; aber der Ehrgeitz Anderer wird gemeiniglich durch die Vorzüge in ihrem Privatamte, und durch Beförderung des Interesse der Gesellschaft befriedigt. Der Ehrgeitz der Geistlichkeit kann hingegen oft nur durch Beförderung der Unwissenheit, des Aberglaubens, durch blinden Glauben und fromme Betrügereien befriedigt werden. Und da sie das besitzen, was dem Archimedes fehlte (nämlich eine andre Welt, wo er sein Maschinenwerk befestigen könnte;) so ists kein Wunder daß sie diese Welt nach ihrem Gefallen lenken.

Die meisten Menschen haben eine eingebildete Meinung von sich selbst; aber die Geistlichen werden vorzüglich zu diesem Fehler versucht, da man sie mit solcher Ehrerbietung betrachtet, und der unwissende Pöbel sie sogar für geheiligte Personen hält.

Die meisten Menschen sind geneigt eine besondere Achtung gegen die Mitglieder ihres Standes zu hegen; da aber ein jeder als Rechtsgelehrter, Arzt oder Kaufmann seinen Privatgeschäften zu folgen pflegt: so ist das Interesse dieser Stände nicht so genau verbunden, als das Interesse der Geistlichen von der nämlichen Religion, wo der ganze Körper durch die Ehrerbietung gegen seine gemeinschaftlichen Lehren, und durch die Unterdrückung der Gegner gewinnt.

Wenig Menschen können den Widerspruch mit Geduld ertragen; aber die Geistlichkeit geht in diesem Betracht auch oft zu einem Grade von Wuth über, indem ihr ganzer Kredit und Unterhalt von dem Glauben abhängt, den ihre Meinungen vorfinden, und indem sie sich allein eine göttliche und übernatürliche Autorität anmaßen, oder einen Vor-

wand ihre Gegner als gottlos und unheilig darzustellen, zu haben glauben. Der theologische Haß (odium theologicum) ist sogar zum Sprüchwort geworden, und man versteht den Grad von Groll darunter, welcher der wüthendste und unversöhnlichste ist.

Die Rachsucht ist eine natürliche Leidenschaft des Menschen; aber sie scheint mit der größten Gewalt in den Herzen der Priester und Weiber zu herrschen. Da sie ihren Zorn bei Gewaltthätigkeiten nicht unmittelbar ausüben können; so sind sie geneigt sich deßhalb für verachtet zu halten. Ihre rachsüchtige Leidenschaft wird durch ihren Stolz genährt.

Solchergestalt werden viele menschliche Gebrechen bei diesem Stande durch bestimmte moralische Uebungen hervorgebracht, und wenn gleich einige Einzelne jener Seuche entwischen; so wird doch eine jede weise Regierung gegen die Unternehmungen einer Gesellschaft auf ihrer Huth seyn, welche an sich immer eine Faktion ausmachen, und weil sie als Gesellschaft handelt, beständig von Ehrgeitz, Stolz, Rachsucht und einem gewissen Verfolgungsgeist in Thätigkeit erhalten werden wird.

Der Charakter der Religion ist nachdrücklich und ernsthaft, und eben dieser ists, welcher von den Geistlichen erfordert wird, welcher sie in enge Gränzen der Ehrbarkeit einschließt, und gemeiniglich einer unregelmäßigen und ausschweifenden Lebensart unter ihnen zuvorkommt. Fröhlichkeit ist bei dieser Menschengesellschaft nicht erlaubt, noch weniger sind es ausschweifende Vergnügungen, und diese Tugend ist vielleicht die einzige, die sie ihrem Amte schuldig sind. Bei Religionen, welche sich auf spekulative Grundsätze gründen, und wo die öffentlichen Reden einen Theil des Gottesdienstes ausmachen, könnte man annehmen, daß die Geistlichkeit wirklich einen beträchtlichen Antheil an der Beförderung der Gelehrsamkeit haben müßte; allein es ist wohl ausgemacht, daß ihr Geschmack an Beredsamkeit immer größer, als ihre Fortschritte in einer denkenden Philosophie zu seyn pflegten. Wer aber Andern die Tugenden der Menschheit, als Sanftmuth und Mäßigkeit öffentlich vorträgt, wie doch ohne Zweifel jeder Priester thun wird, der ist dazu durch Natur und Nachdenken verpflichtet; nicht erst durch den Geist seines Amts oder Berufs. —

Es

Es war bei den alten Römern kein übles Mittel, daß man, um den gefährlichen Wirkungen des priesterlichen Charakters zuvorzukommen, ein Gesetz machte, daß keiner vor seinem funfzigsten Jahre in ein priesterliches Amt aufgenommen werden sollte. Man setzte voraus, daß ein Laie von diesem Alter geschickt sey, seinen Charakter zu fixiren.“ S. Pockels Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß. St. 1. S. 57. ꝛc.

Priester spannen den Faden zu der Revolution, wodurch Peter III. vom Russischen Thron gestürzt wurde, und sein Leben verlor. Und was verursachte dem edlen Joseph II. den meisten Kummer während seiner unruhvollen Regierung? Kabale der Priester. — „Nicht die Philosophen, nein, die Pfaffen sind die wahren Feinde des Vaterlandes, der Gesetze, der guten Ordnung und der rechtmäßigen höchsten Gewalt. Diese Leute schreien, und stellen sich, als glaubten sie, daß die Fürsten auf Erden die Bilder der Gottheit sind; dadurch wollen sie die schwachen Regenten überreden, daß die Kirche die Beschützerin ihres Thrones und ihrer Krone ist. Leider! schreien sie nur darum zu den Ohren der Könige, ihr Ansehen komme von Gott, damit sie eben diese Könige sich desto geschickter und leichter unterwerfen können; ihr kleiner Syllogism oder Sophism ist bald gemacht. Ihr habt, sagen sie zu den Königen, eure Macht von Gott; er wird sie euch also nehmen können, wann es ihm gefällt; nun aber sind wir, die Diener des lebendigen Gottes, diejenigen, die auf Erden seinen Willen verkündigen: von uns also hängt eure Gewalt ab.“ *)

„So lange noch die Fürsten theologische Fesseln tragen — — so lange wird die Wahrheit die Völker nie erleuchten.“ Nein, großer Friedrich, du irrst! Die Wahrheit ist mächtiger, als Könige und Priester; ihr Licht kann eine Zeitlang verhüllt werden, aber endlich bricht es mit Macht hervor, zum Schrecken der Bösewichter, die ihr Werk im Finstern treiben.

Die geheime Gesellschaft in Sachsen, welche die Todten hervorruft, und die Freimaurersekte, welche noch abgeschmackter ist, als andre Sekten, erinnert

*) Hinterl. W. B. XV. S. 115. und 207.

an die neuerlich entstandene geheime Verbindung der Eklektiker, wovon im Schleswig. Journal (Novbr. 93) eine ausführliche Nachricht gegeben wird. Es kommen darin sehr merkwürdige Beispiele vor von den politischen Wirkungen dieser und andrer geheimen Gesellschaften. Der Verfasser giebt zuletzt als eine sichre Regel an, daß jeder eifrige Anhänger einer geheimen Gesellschaft entweder ein Betrüger oder ein Betrogner ist.

Welchen Einfluß dergleichen geheime Gesellschaften auf die Begebenheiten unsrer Zeit haben, davon werden in der Berliner Monatsschrift mehrere unläugbare Zeugnisse beigebracht. So heißt es unter andern im Maistück vom J. 1786. S. 438.:

Ich kenne protestantische Mystagogen aus dem Brandenburgischen, welche öffentlich und diskursweise in den gemischtesten Gesellschaften von der hohen Würde der wesentlichen katholischen Religion sprechen. Noch neulich erfuhr ich das Nämliche sehr deutlich aus dem, was einem von Berlin gekommenen Manne entfiel: Luther sey in der Reformation zu weit gegangen; welches mir im Munde eines Protestanten, der aber (wie ich zuverlässig weiß) in den Geheimnissen Ihrer dortigen Erleuchteten völlig eingeweihet ist, sehr bedenklich vorkam. Denn wenn man auch Herrn Garven einräumt, daß die Katholiken in den von ihnen gestifteten und dirigirten geheimen Gesellschaften, nicht so fort alle Protestanten zu Katholiken machen: so darf nur etwas dergleichen in dem Kopfe eines Regenten haften, und die Meinung entstehen, das Christenthum sey, aus Mangel an Observanzen und kirchlicher Zucht zu laulicht, und durch die Freiheit des Vernunftgebrauchs an seinem Einfluß geschwächt: so kann daraus leicht eine vom Fürsten selbst unterstützte Priesterherrschaft erwachsen. Wie sehr es dann aber mit Aufklärung und Menschenbesserung zu Ende seyn würde, erhellet von selbst.

Gottes-

Gottesdienst.

Hinterl. W. B. IX. S. 261.

(Brief an Voltaire.)

Der Auftritt, der sich zu Abbeville ereignet hat, ist tragisch;*) aber waren nicht die selbst daran Schuld, die bestraft worden sind? Muß man Vorurtheile vor den Kopf stoßen, welche die Zeit dem Volke heilig gemacht hat? und, wenn man Denkfreiheit genießen will, muß man deßhalb dem eingeführten Glauben Hohn sprechen? Wer sich still hält, wird selten verfolgt. Erinnern Sie Sich an Fontenellens Worte: wenn ich die Hand voll Wahrheit hätte, so würde ich mich mehr als einmal bedenken, ehe ich sie aufmachte. Der Pöbel ist nicht werth, daß er aufgeklärt wird.

Ihre Parlamente haben eine Grausamkeit gegen einen unglücklichen jungen Menschen begangen, weil er das Zeichen verstümmelt hat, das die Christen als das Symbol ihres Heils verehren; aber klagen Sie die Gesetze des Königreichs deßhalb an. Jeder Richter schwört, diesen gemäß zu urtheilen; nur ihrem Inhalte zufolge kann er seine Sentenz fällen, und er hat kein anderes Hülfsmittel, als daß er beweist: der Angeklagte habe die Gesetze nicht übertreten.

*) Der König spricht von dem Vorfalle mit dem jungen de la Barre, der einige jugendliche Unbesonnenheiten begangen hatte, und deswegen verbrannt wurde.

Fragen Sie, ob auch ich ein so hartes Urtheil gesprochen haben würde? so antworte ich Ihnen: Nein; ich würde, meinem natürlichen Verstande zufolge, die Strafe mit dem Verbrechen in Verhältniß gesetzt haben. Du hast eine Statüe verstümmelt; du sollst sie wieder herstellen: du hast den Hut nicht vor dem Pfarrer des Kirchspiels abgenommen, als er, du weißt schon was, trug; du sollst dich vierzehn Tage hintereinander ohne Hut in der Kirche einfinden: du hast Voltaire's Werke gelesen; junger Herr, es ist heilsam, Ihren Verstand zu bilden, und deßhalb macht man es Ihnen zur Pflicht, die Summe des heiligen Thomas und des Herrn Pfarrers Messenregister zu lesen. Der Unbesonnene wäre so vielleicht strenger bestraft, als nun von seinen Richtern; denn die Langeweile ist ein Jahrhundert, und der Tod nur ein Augenblick.

B. IX. S. 264.

(An ebendenselben.)

Mit dem Vorfall in Abbeville aber verhält es sich ganz anders. *) Sie werden nicht läugnen, daß jeder Bürger die Gesetze seines Landes befolgen muß; nun sind aber auf die Störung des Gottesdienstes, den die Nation angenommen hat, Strafen gesetzt. Diskretion, Wohlstand, und besonders die Ehrfurcht, die jeder Bürger den Gesetzen schuldig ist, verpflichten ihn also, den eingeführten Gottesdienst nicht zu verhöh-

*) als mit der Hinrichtung der Kalas, wovon er vorher sprach.

verhöhnen; desgleichen sich vor Aergerniß und Uebermuth zu hüten. Man sollte diese blutigen Gesetze abschaffen, und die Strafe mit dem Fehltritt in Verhältniß bringen; aber so lange diese strengen Gesetze nicht aufgehoben sind, können die obrigkeitlichen Personen nicht umhin, ihnen gemäß zu richten.

Die Frömmlinge in Frankreich schreien gegen die Philosophen, und messen ihnen die Schuld von allem Uebel bei, das sich ereignet. Im letzten Kriege waren einige Leute so unsinnig, daß sie behaupteten, alles Unglück der Französischen Armeen rühre von der Encyklopädie her. Während dieser Gährung hat das Ministerium in Versailles Geld nöthig. Die Geistlichkeit verspricht etwas, und nun opfert man ihr die Philosophen auf, die kein Geld geben können, weil sie keines haben.

Ich für meinen Theil verlange weder Geld, noch Segen von den Priestern, und biete den Philosophen Freistätten an, wenn sie anders weise und so friedfertig sind, als es der schöne Titel, den sie führen, erfordert; denn alle die Wahrheiten, die sie lehren, zusammengenommen, sind nicht so viel werth, als Ruhe der Seele, das einzige Gut, dessen die Menschen auf dem Atom, den sie bewohnen, genießen können. Ich brauche meine Vernunft ohne Enthusiasmus, und wünschte, daß alle Menschen vernünftig, besonders aber, daß sie ruhig wären.

Wir wissen ja, welche Verbrechen der Fanatismus in der Religion bewirkt hat, und wollen uns also hüten, ihn nicht auch in die Philosophie einzuführen.

Ihr Charakter muß sanft und gemäßigt seyn; sie muß das tragische Ende eines jungen Mannes, der eine Ausschweifung begangen hat, beklagen, und zugleich zeigen, wie äußerst streng das Gesetz aus einem rohen und unwissenden Zeitalter ist; aber nicht zu solchen Handlungen aufmuntern, und eben so wenig sich über die Richter aufhalten, die kein anderes Urtheil fällen konnten.

Sokrates betete die Deos majores und minores nicht an; indeß fand er sich doch bei den öffentlichen Opfern ein. Gassendi ging in die Messe, und Newton in die Predigt.

Die Toleranz muß in einem Staate jedem Freiheit geben, Alles zu glauben, was er will; aber sich nicht so weit erstrecken, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger unbesonnener Leute autorisirt, die dem kühn Hohn sprechen, was das Volk verehrt. Dies sind meine Gesinnungen, und sie entsprechen dem, was uns Freiheit und öffentliche Sicherheit, den ersten Zweck aller Gesetze, verschafft.

Achtung gegen religiöse Vorurtheile.

Hinterl. W. B. IX. S. 323.

(An ebendenselben).

Ich achte zwar die Geschenke nicht, die der Stumpfsinn geheiligt hat; aber man muß Schonung gegen das haben, was das Publikum verehrt, und Niemanden Aergerniß geben. Hält man sich auch

für

für weiser, als andre Leute, so muß man doch aus Gefälligkeit, oder aus Mitleiden mit ihrer Schwäche, ihre Vorurtheile nicht antasten.

Es wäre zu wünschen, daß die seynwollenden Philosophen unsrer Zeit eben so dächten. Mir ist wieder ein Werk aus ihrer Fabrik in die Hände gefallen. Es schien mir so tolldreist, daß ich mich nicht enthalten konnte, einige Anmerkungen über das System der Natur zu machen, so wie es der Verfasser nach seiner Art anordnet.

Man muß den eingeführten Gottesdienst nicht stören: man muß das, was in den Augen des Publikums heilig ist, nicht durch ein muthwilliges Betragen lächerlich und verächtlich machen. Dies gebietet die Menschenliebe, die Klugheit und die Achtung gegen die Gesetze. Wenn aber Friedrich diese Regel auch auf Schriften ohne Unterschied auszudehnen scheint, indem er sagt: man dürfe die Vorurtheile der Schwachen nicht antasten ꝛc.; so widerspricht er sich selbst, und tritt der Wahrheit zu nahe. In der Stelle, welche vorher unter der Rubrik Jesus angeführt worden ist, äußert er sich am Ende so: Was kann und muß man also thun? Die Moral erhalten, und auch, was nöthig ist, daran verbessern; die Männer in Staatsämtern, die Einfluß auf die Regierungen haben, aufklären; mit vollen Händen Hohn und Lächerlichkeit über den Aberglauben ausschütten; die Glaubenslehren verspotten ꝛc. Wie konnte er diesen Rath geben, und doch über den Verfasser des Systems der Natur so aufgebracht seyn? — Freilich soll man auch in Schriften die Gränzen des Anstandes und einer den Schwachen gebührenden Schonung nicht übertreten: aber Vorurtheile und Aberglauben bloß darum, weil sie dem Volke ehrwürdig sind, gar nicht antasten, das hieße, ver-

verderbliche Irrthümer verewigen wollen. Luther griff den geheiligten Aberglauben der katholischen Religion ziemlich unsanft an, und kein Verständiger legt es ihm übel aus.

Intoleranz.

Hinterl. W. B. X. S. 175.

(An ebendenselben).

Indeß haben die Oestreicher den Unterricht in der Toleranz, den Europa von Ihnen bekommen hat, bis jetzt noch schlecht benutzt. In Mähren, im Prerauer Kreise, erklären sich auf einmal vierzig Dörfer für protestantisch, und siehe da! um sie wieder in den Schooß der Kirche zurück zu bringen, läßt der Hof Missionarien mit Pulver- und Kugelargumenten marschiren, die einstweilen ein Dutzend von diesen Unglücklichen arquebusirt haben, bis man die Uebrigen verbrennen wird.

Diese Fakta, die wir einander mittheilen, sind leider! nicht sehr tröstend für die Menschheit. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber genug, es kommt mir so vor, als hätte der Mensch in seinem Herzen einen Keim von Wildheit, der manchmal wieder ausschlägt, wenn man ihn schon vernichtet zu haben glaubt. Wen die Wissenschaften und Künste abgeschliffen haben, der gleicht einem Bär, der auf den Hinterfüßen tanzen gelernt hat. Die Ignoranten sind Bären, die gar nicht tanzen. Die Oestreicher (den Kaiser

nehme

nehme ich aus,) könnten leicht zu der letztern Klasse gehören.

Es ist sehr schlimm, daß die Franzosen, die übrigens so liebenswürdig und so verfeinert sind, die barrische Wildheit nicht zähmen können, wodurch sie so oft hingerissen werden, Unschuldige zu verfolgen. Je mehr man die ungereimten Fabeln prüft, auf die sich verschiedene Religionen gründen, desto mehr bemitleidet man in der That die Leute, die so leidenschaftlich an diesen Albernheiten hangen.

Es waren nicht eigentlich Protestanten, wie Friedrich hier sagt, sondern zwei besondre Sekten, von welchen in dem 17ten Heft der Schlöz. Staatsanzeigen folgende Nachricht gegeben wird:

Von den Böhmischen Deisten, welche der Kaiser nach Siebenbürgen an die Türkische Gränze und nach Gallizien versetzen ließ, sprach man aller Orten so viel Widersprechendes, daß ich es der Mühe werth hielt, in ein, etliche Meilen von hier entlegenes Städtchen, wo sie gerade übernachteten, zu reisen, um ihre Religionsgrundsätze selbst und genau zu untersuchen. Sie waren von der Pardubitzer Herrschaft im Chrudimer Kreise: sammt Weibern und erwachsenen Kindern (denn die Unmündigen hatte man ihnen bereits weggenommen) 119 Personen. Aber noch sollen sich, wie sie mir selbst sagten, in gedachtem Kreise viele Andre aufhalten, die sich scheuen, ihre Religion mit gleicher Freimüthigkeit zu bekennen, und nun, wie vorher Alle, im Verborgenen glauben, was sie wollen. Stille, Gelassenheit und Melancholie charakterisiren diese guten Unglücklichen am meisten. Jeder fürchtete sich anfänglich, wenn er von uns angeredet wurde; und erst, als sie uns freundlich und leutselig mit sich reden sahen, fingen sie an, etwas freier und treuherziger zu antworten. Vielleicht sind die auf dem Marsch erlittenen, meist rauhen, oder wenigstens

nigstens kalten Behandlungen, daran Schuld. Ich suchte vor allen Dingen den Ursprung des vorgeblichen Deismus unter ihnen auszuforschen; allein von allem, was ich zur Antwort erhielt, ist Folgendes das Resultat:

Sie haben sich selbst nie durch einen besondern Namen von den andern Religionspartheien unterschieden. Der Bischof von Königingrätz, der ihre Sekte zu untersuchen hatte, nannte sie Deisten; und seitdem haben sie, da ihnen jegliche Benennung gleichgültig ist, diese selbst auch angenommen. Sie haben ihre Religion von ihren Eltern und diese wieder von ihren Eltern u. s. f. geerbt. Immer wurde sie, ihres äußerlichen Bekenntnisses zum katholischen Glauben ungeachtet, heimlich unter ihnen fortgepflanzt. Sie wollen nie eine Verbindung mit den Hußiten gehabt haben, und wissen weder Urheber noch Entstehungsart ihrer Sekte: die Namen der Adamiten, und andrer Sekten, die einst in Böhmen waren, kannten sie nicht einmal. Sie bekannten uns Alles, was sie wegen ihres Religionssystems gefragt wurden, gern und offenherzig. Aber wider meinen Willen legte ich ihnen öfters Fragen vor, die sie in Verlegenheit und merkliche Verwirrung setzten. Ihr Religionssystem ist, kurz zusammengefaßt, dieses: „Es ist nur ein einziger Gott. Die bekannten Stellen bei Jesaias und Jeremias urgirten sie sehr wider die Lehre von der Dreieinigkeit. Die Bibel ist nicht von Gott eingegeben: aber ein Buch, das, wie noch manches andere, viel Nützliches und Erbauliches zu lesen enthält. Sie selbst giebt die Vorschrift, daß man nicht Alles, was in derselben steht, ohne Unterschied zu glauben habe, durch den bekannten Ausspruch: prüfet Alles, und das Gute behaltet. — Jesus, ein bloßer Mensch. Er hat die Welt viel Gutes gelehrt. Von seinen Wundern sowohl, als allen denen, die in der Schrift erzählt werden, könne man nicht wissen, ob und wie weit sie wahr seyen. Er mußte sterben, aber nicht zur Versöhnung unsrer Sünden, sondern so, wie alle Menschen einmal sterben müssen. Er wurde gekreutziget, gleichwie schon viele Unschuldige hingerichtet worden sind. Von seiner Auferstehung und Himmelfahrt weiß man so wenig etwas Zuverlässiges, als von hundert andern Begebenheiten, die in der Schrift stehen. Wir wissen's nicht, sagten sie mir, wir haben's ja nicht selbst gesehen!

Nur

Nur der Rechtschaffne und Gottesfürchtige hat von Gott Belohnungen in der Ewigkeit, und der Lasterhafte und Gottlose Strafen zu erwarten. Taufe und Abendmahl sind im Grunde unnöthige Ceremonien. Der h. Geist bedeutet in der h. Schrift ein Kraft in Gott." Die Fragen, was sie denn von der Verehrung Mariens, dem Fegefeuer u. s. w. statuirten, beantworteten mir Alle mit lachendem Munde. An ihrer Moral ist wohl nichts auszusetzen. Liebe Gottes und des Nächsten, Treue in Haltung der gegebenen Versprechungen, Keuschheit, Sanftmuth, Geduld, volle Ergebenheit in Gottes Willen, Liebe der Feinde und Verfolger, und alle übrige Tugenden des Christenthums, empfehlen sie einander auf das dringendste. Weder Ehe, noch Eid, noch Kriegsdienste halten sie für etwas Unerlaubtes. So uneingeschränkten Gehorsam gegen die Obrigkeit lehren sie, daß sie sich für verpflichtet halten, auch nicht den geringsten Widerwillen zu äußern, falls der Kaiser die strengsten Zwangsmittel anwendete, sie von ihrem Glauben zur katholischen Religion zurückzuführen. Aber fanatisch und dem Obigen widersprechend wars, daß sie behaupteten, kein Mensch könne den andern etwas lehren, sie hätten keinen Lehrer unter sich nöthig: der Geist Gottes lehre jeden in seinem Inwendigen, was er zu wissen, zu glauben und zu thun habe ꝛc.

Die Israeliten verdienen weniger Aufmerksamkeit. Es waren ihrer nur wenige: alle von der Herrschaft Chlumez im Königingrätzer Kreise. Aber der Ursprung ihrer Sekte ist etwas sonderbar. Ein Bauer Namens Merwinsky stand vor verschiednen Jahren mit einem katholischen Geistlichen in guter Bekanntschaft, und erhielt durch diesen eine Bibel zu lesen. Er fing bei den Büchern Mosis an, las das ganze alte Testament durch; gerath aber, als er in den Büchern der Makkabäer begriffen war, mit dem Geistlichen in Verdrüßlichkeiten, worauf ihm dieser die Bibel wegnimmt. So blieb der Bauer mit den neutestamentlichen Offenbarungen unbekannt; und am meisten nahmen ihn, wie er mir selbst erzählt hat, die großen Vorzüge, womit Gott sein geliebtes Volk Israel vor allen Heiden begünstigte, die auffallenden Wunder, die Gott öfters zu ihrem Vortheil that, und die großen zeitlichen Belohnungen, die er den Beobachtern der Mosaischen Gesetze versprach

für

für die jüdische Religion ein. Er will nie Umgang mit Juden gehabt haben. Von Jesu, und seiner aufs Judenthum gebauten Religion wußte er nicht mehr, als jeder katholische Bauer weiß. Aber in Mose und in den Propheten war er sehr bewandert. Die bekanntesten Weissagungen vom Messias legte ich ihm vor, um zu erfahren, ob er sie wohl wisse und überdacht habe. Er wußte sie, und erklärte sie auf seine eigene Art. Gleiches gilt von seinen Anhängern. Sie wissen noch mehr Rechenschaft zu geben von ihrem Glaubenssysteme als die Deisten; sind freier, und werden nicht leicht in Verlegenheit gesetzt. Wenn es der Kaiser erlaubte, würden sie sich sogar beschneiden lassen, und das Osterlamm essen. Sie halten die Mosaischen Gesetze genau — wollen auch den Talmud annehmen — feiern bereits nicht mehr den Sonn- sondern Samstag — nahmen auf dem Marsche am Sabbath nicht einmal Geld an u. s. w. Sie statuiren auch eine Metempsychose. Wie sie aber auf diese Meinung gerathen sind, konnt ich nicht ausforschen. Uebrigens hat auch dieser ihre Moral nichts Tadelhaftes, und sie sind, gleich den obigen in ihrem Betragen still und gelassen.

Unter den Deisten sind einige vermögliche Leute; und ein Greis unter ihnen nahe an 80 Jahren verließ seiner väterlichen Religion halber, Haus, liegende Güter, und ein Vermögen von etlichen tausend Gulden. Unterwegs ward er krank: zwo seiner verheiratheten Töchter waren unterwegs in Kindesnöthen — und eine, die, wie die Sage geht, ein Soldat auf dem Marsche mit dem Flintenkolben gestoßen hatte, starb erbärmlich in Brünn. So hat auch der Deismus seine Märtyrer! —

Ich enthalte mich, die mancherlei Empfindungen auszudrücken, die der Anblick des kranken Greises und seiner Familie, in uns erregt, und gestärkt hat. Es ist zwar des Kaisers Befehl, sie gelind und ohne alle Strenge zu behandeln: allein wie weit derselbe befolgt wird, hängt, wie sich leicht erachten läßt, von der Laune und individuellen Denkungsart der verschiedenen Officiere und Soldaten, die sie von Stadt zu Stadt zu transportiren haben, wie auch der Bürger, in deren Häuser sie einquartiert werden, ab. Ob man sie gleich an den meisten Orten flieht, und

als verabscheuungswürdige Menschen betrachtet; so hatten sie, wenigstens in unsrer Gegend das Glück, unbigotte und menschlichdenkende Officiere zu Führern zu bekommen. Sie werden in Ungarn, Siebenbürgen und Gallizien gänzlich zerstreuet, Eltern und Kinder von einander getrennt und die Männer zu Soldatendiensten an der Türkischen Gränze gebraucht. Bekanntlich hat sich der Kaiser selbst alle Mühe gegeben, die Leute von ihren Irrthümern abzubringen, und zur Annahme einer der erlaubten Religionen zu bewegen.

Die Behandlung dieser Unschuldigen bleibt ewig ein Flecken in Josephs Regierung. Er war unwillig, sagt Herder, daß sich diese Leute von ihm selbst nicht wollten bekehren lassen. Die meiste Schuld fällt jedoch auf den Priestergeist, dem Intoleranz eine wesentliche Pflicht seines Glaubens ist. Und woher diese schreckliche Verirrung des menschlichen Herzens? —

Der erste Grund davon lag in der allgemein angenommenen Meinung, daß es eine eigne Klasse von Pflichten gegen Gott gebe, und daß diese den Vorzug vor allen verdienen. Zu solchen Pflichten rechnete man auch die Ueberzeugung, daß gewisse Begriffe von Gott und göttlichen Dingen die einzig richtigen wären. Die Annahme gewisser Lehren, oder die Anhänglichkeit daran, mit einem Wort, der Glaube, ist als die einzige wahre Religionspflicht in ein so viel höheres Ansehen gekommen, je mehr die Verbindlichkeit zu Beobachtung gewisser Gebräuche von ihrem Ansehn verloren hat. Daraus entsprang nun nothwendig die neue Pflicht, alle Mittel anzuwenden, um Andre zu der Ueberzeugung, welche man selbst hatte, zu bringen, weil dadurch die Verehrung Gottes, welche eben in diesem Glauben bestand, ausgebreitet wurde. Daraus folgte ferner, daß diejenigen, welche sich diesen Versuchen widersetzten, oder entgegen stehende Meinungen hartnäckig behaupteten, als Uebertreter der größten und heiligsten Pflichten mit Abscheu angesehen wurden. Die Menschenliebe befahl, diesen Widerstand auf alle mögliche Weise zu überwinden; die Gerechtigkeit erlaubte, ihn zu bestrafen. In dieser Folge von Meinungen und Gesinnungen trat der Verfolgungsgeist mit allen schrecklichen Waffen auf die Bühne. Diejenigen, welche diese Gesinnungen angenommen hat-

ten, hielten es für unmöglich, daß, ohne eine freiwillige und also strafbare Widersetzlichkeit, Andre nicht den Sätzen Beifall geben sollten, die ihnen als ausgemachte Wahrheiten vorkamen; sie hielten es für unmöglich, daß Jemand ein bürgerlich rechtschaffener Mann seyn könne, der diese Wahrheiten nicht anerkennte. Das erste ist ein gemeiner Irthum aller unaufgeklärten Menschen, in Absicht aller Begriffe, von welchen sie fest überzeugt sind. So lange sie über den Ursprung derselben und die Ursachen ihrer Gewißheit nicht nachgedacht haben, klagen sie immer den bösen Willen derjenigen an, welche nicht mit ihnen übereinstimmen. Hiermit verbindet sich eine eben so gemeine Leidenschaft ehrgeitziger Menschen, daß sie gern Andre zu Anhängern ihrer Meinungen machen, und gegen diejenigen aufgebracht werden, welche sich nicht unter ihre Fahne begeben wollen. Daher sind auch die Bekehrungssucht und der damit verbundne Verfolgungsgeist nicht bloß den niedrigen Anhängern dieser oder jener Religion eigen, sondern sie sind allen gemein, die eine große Anhänglichkeit an gewisse Sätze haben; sie finden sich bei den Gegnern der Religion, wie bei den Vertheidigern derselben. — Das andre ist eine Folge irriger Religionsbegriffe, und wird mit der Aufklärung und Berichtigung derselben gehoben. Alle Bewegungsgründe, welche wahre Religion giebt, so stark und so nützlich sie auch denen scheinen müssen, welche die Religion glauben, leiten doch selbst dahin, natürliche Anlagen zur Tugend im Menschen, natürliche Bewegungsgründe zu derselben in der jetzigen Verfassung der Welt, anzunehmen. Denn die Religion verstärkt nur, was schon von guten Neigungen da ist; sie bringt aber deren nicht hervor, wo gar keine vorhanden sind. — Es ist also unmöglich, die Religion und ihren Einfluß auf die Moralität des Menschen in ihrem wahren Lichte zu sehen, ohne zugleich eine gewisse Güte der menschlichen Natur anzuerkennen, die auch selbst von Religion unabhängig sey, und die, wenn sie durch Erziehung und Regierungsanstalten ausgebildet wird, zu der bürgerlichen Rechtschaffenheit hinlänglich seyn könne.

Noch

Noch einmal: Der Glaube, die Annahme gewisser Lehrsätze, als eine Pflicht gegen Gott betrachtet, hat Intoleranz und andre Uebel herbeigeführt. *)

Eid.

Hinterl. W. B. III. S. 121.

(Aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges.)

Die Sächsischen Officiere wurden von ihrem Ehrenworte, welches sie den Preußen gegeben hatten, ferner nicht wider sie zu dienen, entbunden; und mehrere Officiere waren niederträchtig genug, zu gehorchen. In den Jahrhunderten der Unwissenheit findet man Päpste, welche die Unterthanen von dem Eide der Treue lossprachen, den sie ihrem Oberherrn geleistet hatten; man findet einen Cardinal Julian Cesarini, der einen König Vladislav von Ungarn nöthigte, den Frieden zu brechen, den er gegen Amurath beschworen hatte. Das Verbrechen, Meineidige zu autorisiren, war bis jetzt bloß von einigen eifersüchtigen und unversöhnlichen Oberpriestern begangen worden; nie aber von Königen, bei denen man Treue und Redlichkeit wieder finden sollte, wenn sie auch von der übrigen Erde verbannt wären.

Die Inkonsequenz der Staaten, welche durch Eide die Gewissen verbinden wollen, und doch selbst auf das leichtsinnigste sich dagegen bezeigen, ist allerdings

*) Garve Anmerk. und Abhandl. zu Cic. von den Pflichten, B. II. S. 72 ff.

dings auf fallend. Man läßt Soldaten den Eid der Treue schwören, und nimmt Ueberläufer, die diesen Eid gebrochen haben, mit offnen Armen auf, und verpflichtet sie durch einen neuen Eid, den solche Treulose oft kurz darauf wieder verletzen; man beschwört Traktaten feierlich, und hat schon im Voraus beschlossen, sich bei erster Gelegenheit davon los zu machen u. s. w. Die Abweichung der politischen Moral von der bürgerlichen verwirrt die letztere in ihren Regeln, und stört sie in ihren Wirkungen. Wenn die Staaten selbst, und die, welche ihnen vorstehen, mit ihren Eiden spielen; so wird, nicht durch einen laut gezognen Schluß, sondern durch einen stillen Einfluß des Beispiels, der Eid auch in dem Verkehre zwischen einzelnen Personen gering geschätzt werden.

Eine eben so sichtbare Ursache, welche den Meineid allgemeiner und in den Augen des Volks weniger strafwürdig macht, ist: wenn Viele im Staate das zu beschwören gezwungen werden, was sie augenscheinlich nicht schuldig waren, zu versprechen. Die Ueberzeugung der Menschen und ihr Gewissen läßt sich durch eine äußere Formel nicht zwingen. Sie werden immer den entschuldigen, welcher ein Versprechen nicht hält, das, obgleich eidlich gethan, doch nicht den Willen des Versprechers, sondern seine Furcht ausgedrückt hatte. Die Gewohnheit nun, viele solcher unrechtmäßigen Eidschwüre gebrochen zu sehen und zu entschuldigen, macht endlich auch gleichgültiger gegen den Eidbruch überhaupt. *).

Die alten geheimnißvollen Begriffe vom Eide, der Aberglaube, daß Gott den Meineid unmittelbar und härter als andre Sünden strafe, weil er ein Verbrechen gegen ihn selbst, eine Verspottung seiner Majestät sei, können zu nichts dienen, und sollten lieber weggeschafft werden, da sie, wie alles Abergläubische, eine schädliche Wirkung auf die Gemüther haben. Den entschlossenen Bösewicht hält diese Vorstellung keinesweges vom Meineid ab, wie die Erfahrung lehrt, und der Gewissenhafte bedarf ihrer nicht zur Befestigung seiner Redlichkeit. Ein feierliches d. i. öffentliches Versprechen, in Gegenwart obrigkeitlicher oder andrer rechtlicher Personen, bei welchem der Schwörende

*) Garve Anmerk. und Abhandl. B III. S. 255. ff.

rende sich einer nahmhaften Strafe und dem Verlust seiner bürgerlichen Ehre unterwirft, wenn er unredlich befunden werden sollte — ein solches Versprechen würde Alles und noch mehr leisten, als man von dem gewöhnlichen Eide bisher erwartet hat. Denn in keiner andern, als einer abergläubischen Zeit, kann ein Eid mehr gelten und ein kräftigeres Bindemittel seyn, als jede feierlich gegebene Versicherung. Garve Abhandl. ꝛc. S. III. S. 248.

„Es ist nicht wohl einzusehen, warum dieses klare Verbot (Christi, den Eid betreffend) wider das auf bloßen Aberglauben, nicht auf Gewissenhaftigkeit gegründete Zwangsmittel zum Bekenntnisse vor einem bürgerlichen Gerichtshofe, von Religionslehrern für unbedeutend gehalten wird. Denn, daß es Aberglauben sey, auf dessen Wirkung man hier am meisten rechnet, ist daran zu erkennen: daß von einem Menschen, dem man nicht zutrauet, er werde in einer feierlichen Aussage, auf deren Wahrheit die Entscheidung des Rechts der Menschen, (des Heiligsten, was in der Welt ist,) beruht, die Wahrheit sagen, doch geglaubt wird, er werde durch eine Formel dazu bewogen werden, die über jene Aussage nichts weiter enthält, als daß er die göttlichen Strafen (denen er ohnedem wegen einer solchen Lüge nicht entgehen kann) über sich ausruft, gleich als ob es auf ihn ankomme, vor diesem höchsten Gerichte Rechenschaft zu geben oder nicht. In der angeführten Schriftstelle wird diese Art der Betheurung als eine ungereimte Vermessenheit vorgestellt, Dinge gleichsam durch Zauberworte wirklich zu machen, die doch nicht in unsrer Gewalt sind. — Aber man sieht wohl, daß der weise Lehrer, der da sagt: daß was über das Ja Ja! Nein, Nein! als Betheurung der Wahrheit geht, vom Uebel sey, die böse Folge vor Augen gehabt habe, welche die Eide nach sich ziehen: daß nämlich die ihnen beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt macht. S. Kants Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft, S. 226.

Friedrichs Glaubensbekenntniß.

Hinterl. W. B. X. S. 73.

(Brief an Voltaire.)

Körper, die, wie der meinige, durch Beschwerlichkeiten zu Grunde gerichtet sind, können nicht so vielen Widerstand leisten, als solche, die man bei einem regelmäßigen Leben geschont und in gutem Stande erhalten hat. Doch das ist meine geringste Sorge; denn sobald die Bewegung der Maschine aufhört, so sind sechs Jahrhunderte oder zehn Tage Existenz einerlei. Mehr kommt darauf an, ob man gut gelebt und sich keinen schweren Vorwurf zu machen hat. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, und ich schmeichle mir, daß mir der Patriarch von Ferney in articulo mortis die Absolution geben wird.

Heterodoxe und orthodoxe Regenten.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 101.

Ich will am Ende dieses Kapitels nur noch eine Bemerkung hinzufügen. Man sehe doch, wie fruchtbar sich die Laster unter Machiavel's Händen fortpflanzen. Er will, daß ein ungläubiger König seinen Unglauben durch die Heuchelei krönen soll; er meint, daß die Unterthanen mehr von der Frömmigkeit eines Fürsten gerührt, als über die schlechte Behandlung, welche sie von ihm erdulden, empört seyn wer-

werden. — Es giebt Leute, welche dieser Meinung sind; ich aber glaube, daß man immer Nachsicht gegen die Irrthümer der Spekulation hat, wenn sie nur nicht Verderbniß des Herzens als eine Folge nach sich ziehen. Ich glaube, daß die Völker einen ungläubigen Fürsten, der aber ein rechtschaffener Mann ist, und der sie glücklich macht, mehr lieben werden, als einen orthodoxen, der ein Bösewicht und ein übelgesinnter Mensch ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen, machen die Menschen glücklich.

Hätten wir doch viele Regenten, die ein solches Glaubensbekenntniß mit Wahrheit ablegen könnten! Zeigten sich doch lieber alle im Handeln orthodox wie Friedrich, und im Denken über spekulative Materien heterodox, statt daß es gemeiniglich umgekehrt zu seyn pflegt. Leider! gründet sich bei Fürsten der Ruhm der Rechtgläubigkeit fast immer nur auf Schwäche des Geistes, auf Folgsamkeit gegen Priester und deren Werkzeuge, auf steife Anhänglichkeit an dogmatische Sätze, die sie nicht prüfen können und mögen. Wie erwarb sich Heinrich VIII. in England den Titel eines Beschützers des Glaubens? Und die Ludwige — der Heilige, der Fromme ꝛc. — was sagt die Geschichte von ihnen?

Falscher Religionseifer.

Hinterl. W. B. VIII. S. 311.

(Brief an Voltaire.)

Die Frömmlinge erregen hier einen schrecklichen Sturm gegen die Leute, die sie Ungläubige nennen. In allen Ländern findet man die Thorheit des falschen Religionseifers; und ich bin überzeugt, daß sie auch das vernünftigste Gehirn verdrehet, wenn sie einmal Mittel gefunden hat, sich darin einzuschleichen. Das Drollichtste dabei ist, daß, wenn dieser Schwindelgeist sich einmal einer Gesellschaft bemächtigt, Niemand neutral bleiben darf. Man will, Jeder soll Parthei nehmen, und sich unter der Fahne des Fanatismus anwerben lassen. Ich für meinen Theil gestehe Ihnen, daß ich es nicht thun, und mich damit begnügen werde, einige Psalmen zu versificiren, um eine gute Meinung von meiner Orthodoxie zu erregen. — — Man muß den Grillen des leichtsinnigen Volkes nachgeben, um Verfolgung und Lästerung zu vermeiden; denn das Wünschenswertheste in der Welt ist doch bei dem allen ein friedliches Leben. Lassen Sie uns, damit wir zu dieser ruhigen Lage gelangen, mit den Thoren einige Thorheiten begehen.

Die Bekenner der wahren Religion verfolgen anders Denkende nie, daher ist Verfolgung ein sicheres Kennzeichen des Aberglaubens und falscher Religionsbegriffe, und sie wird allemal vom Priester-

geist

geist entweder erregt oder heimlich unterstützt. Denn nur die Herrschsucht und der Geitz der Priester gewinnt dabei, wenn diejenigen Meinungen, denen sie selbst zugethan sind, ausgebreitet werden und viel Anhänger finden. Jede Religionsparthei, welche zu ihrer Erhaltung äußere Gewalt und den weltlichen Arm gebraucht, ist verfolgend, mag sie auch übrigens noch so sehr den Schein der Toleranz affektiren. Die katholische Kirche beschönigt ihr Verfahren so gar mit biblischen Aussprüchen, und unter andern mit den Worten der Parabel im N. T. „Nöthige sie, herein zu kommen.“ — Durch solchen Mißbrauch der Exegese gab man Spöttern Anlaß zu der Definition: die Bibel ist ein Buch, woraus man Alles beweisen kann, was man will.

Gegen die Furcht vor dem Tode.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. IV. S. 216.

(Aus einer Epistel an den Feldmarschall Keith.)

Entkleiden wir den Tod von allem, was
Durch ein geheimes Grauen die Natur
Empört! Was liegt daran, daß unser Leib
Der Würmer Speise wird! Betrachten wir
Den Tod als einen sanften Schlaf, in dem
Kein Unglück, und kein banger Traum uns stört,
Aus dem uns nichts erweckt. — Und wenn denn ja
Der Funken in dem Innern unsrer Brust,
Das Wesen, das wir Seele nennen, und
Unsterblich glauben, — wenn dies Wesen auch
Des Todes Banden und der gräßlichen

Verwesung sich entschwingen könnte; nun,
So hat doch unser Staubgewordnes Selbst
Nichts zu befürchten, nichts zu hoffen mehr.

Was hätt' ich in dem Schooß der Ewigkeit
Zu fürchten? Sollte dieser Gott, den ich
Anbete, wie ein grausamer Tyrann
Mich strafen? Sollt' ich nach dem Tode noch
Das Opfer des erzürnten Schöpfers seyn,
Der mich durch seinen Hauch belebte, mir
Dies Herz voll zärtlicher Gefühle gab?

Ward von der Hand der Götter unser Geist
Gebildet; können diese Mächte wohl
Ihr eignes Werk für Fehler, die sie selbst
Ihm mitgetheilt: bestrafen? Nein, es sträubt
Sich wider diese Meinung die Vernunft.

Wär' unter uns ein Vater wohl so hart
Und thöricht, seinen Sohn zu züchtigen,
Bloß weil des Kindes Bildung häßlich ist?
Ein ungerathner Sohn kann seinen Vater
Beleidigen, und unter seinem Zorn
Erliegen; aber, was vermag die Wuth
Des Menschen gegen die Unsterblichen?
Was kann in ihrem ewig seligen
Genuß sie stören? Nein, der kühnste Wahn,
Den unsre irrende Vernunft gebar,
Erhabne Vorsicht, er vermag Dich nicht
Zum Zorn zu reizen. Thürmt, den Riesen gleich
Den Ossa auf den Pelion, ergreift
Die Waffen wider den Allmächtigen; —

Ihr werdet seinen ew'gen festen Thron
Durch eure Wuth nicht wankend machen! — Gott,
Sollt' er den strafen, der nicht fähig ist,
Ihn zu beleidigen? Wie kann ein Gott
Ohn' alle Leidenschaften sich erzürnen?
Ich seh' an ihm nur Wohlthun, Gnade, Huld;
Und nur der Mensch, der ihn als Wütherich
Uns schildert, ists, der ihn beleidiget.
Doch unsre Seele, — dieses Wesen, das
Sich nicht beschreiben läßt, das ein Tyrann
Dereinst nach unserm Tode strafen soll,
Dies unser Selbst, das wir doch selbst nicht sind, —
Verschwindet vor der Leuchte der Physik,
Als wesenloser Traum. Das blöde Volk
Verehre dieses Hirngespinst; laß uns,
Geliebter Keith, mit unerschrocknem Blick
Betrachten Seyn und Nichtseyn! — Göttliche
Urania! Du bist's, um deren Beistand
Ich flehe. Hebe meine forschende
Vernunft auf Flügeln des Genies empor,
Und zeig', erhellt von Deiner Klarheit Strahl,
Mir die Natur! Glückselig, wer, von Dir
Geführt, die Wahrheit ohne Schleier sieht!

Die falschen Vorstellungen, welche man ehemals von der Hölle hatte, dem Ort, wo mehr als neun Zehntheile des Menschengeschlechts mit willkührlichen und ewigdauernden Strafen gemartert werden sollen, diese Vorstellungen brachten den König zu Aeußerungen der Art, wie wir sie hier finden. Wenn die Seele ein vom Körper verschiednes Wesen, wenn sie unsterblich ist, so kann sie nach ihrer Trennung vom Körper unmöglich wegen Handlungen bestraft werden, woran ihr freier Wille wenig

oder

oder gar keinen Theil hat, und wodurch sie Gott weder hat beleidigen können noch wollen. Dies sind die Trostgründe des Königs wider die Schrecken des Todes.

Die gereinigte Philosophie lehrt uns, daß willkührliche Strafen, Strafen, deren erster und letzter Zweck nicht Besserung des Bestraften ist, nur von unvollkommnen Wesen verhängt werden, aber mit dem Begriff des Vollkommensten im geraden Widerspruch stehen. Eben dieselbe lehrt aber auch, daß die natürlichen Strafen, d. i. die in der Natur des Menschen gegründeten Folgen böser Handlungen unausbleiblich sind, und nicht eher aufhören, als bis sie ihren Zweck erreicht haben; ja, daß sie gewissermaßen unendlich sind, wenn sie auch zuletzt nicht mehr deutlich und klar erkannt werden. Dieß ist ohne Zweifel die würdigste Vorstellung von dem Schicksal der Menschen nach dem Tode. Der Grad der Moralität, womit sie in jenes Leben übergehen, bestimmt ihren anfänglichen Zustand in demselben, und so wie ihre Moralität hier der Veränderung fähig ist, so wird sie es auch dort seyn, und hievon wird zugleich auch die Veränderung ihres Zustandes abhängen.

Der dogmatische Begriff von den ewigen Höllenstrafen erfüllt jedes gefühlvolle menschliche Herz — aber nicht das Herz eines Priesters — mit Entsetzen. „Es muß einen jeden erleuchteten Verehrer der christlichen Offenbarung schmerzen, daß man eine Lehre in das geoffenbarte Religionssystem gebracht hat, die allen vernünftigen Begriffen von dem göttlichen Betragen in der Regierung der Welt so gerade zuwider läuft. Die eifrigsten Gottesgelehrten sollten daher nicht so viel Schwierigkeit machen, den siegreichen Gründen gelehrter Schriftausleger, wodurch sie die Schrift von diesem Vorwurf befreien, Gehör zu geben; wenn ihnen in der That das Interesse der Religion so sehr am Herzen liegt, als sie es zu erkennen geben. Diese Lehre, wenn sie wirklich eine Lehre der Schrift wäre, würde der Schriftreligion nicht zu geringem Vorwurfe gereichen. Der Begriff von ewigen Qualen ist in der That sehr rechtschaffenen Gemüthern ein Anstoß gewesen; und nicht wenige derselben haben um seinetwillen eine Offenba-

rung

rung aufgegeben, worin sie ihn zu finden glaubten, oder sie würden sie aufgegeben haben, wenn sie ihn darin gefunden hätten.“ *)

Doch selbst Orthodoxen mildern jetzt die Härte des alten Lehrbegriffs. Sie meinen, das Verdienst Christi könne ja auch wohl noch den Verdammten zu Gute kommen; so wie die Katholiken der Messe eine ähnliche Wirkung zuschreiben.

*) Neue Apologie des Sokrates von Eberhard, zweite Aufl. Th. I. S. 362.

IV.

Friedrichs II. Gedanken über verschiedene Materien.

Erziehung der Jugend.

Hinterl. Werk. B. V. S. 131.

Die Regierung darf sich nicht auf einen einzelnen Gegenstand einschränken: das Interesse darf nicht die einzige Triebfeder ihrer Unternehmungen seyn; das allgemeine Wohl, welches so viele verschiedene Zweige hat, bietet ihr eine Menge von Gegenständen dar, womit sie sich beschäftigen kann. Die Erziehung der Jugend muß als einer der hauptsächlichsten angesehen werden; sie hat Einfluß auf Alles; sie ist freilich keine Schöpferin, aber sie kann Fehler verbessern. Dieser so interessante Theil der öffentlichen Angelegenheiten war vielleicht vormals allzusehr vernachläßigt worden, vornehmlich auf dem platten Lande und in den Provinzen. Die Fehler, die man verbessern mußte, waren folgende: Auf den Dörfern der Edelleute

leute gaben Schneider Schulmeister ab, und auf den Gütern der Krone wählten die Beamten dieselben ohne Beurtheilung. Um einen so verderblichen Mißbrauch zu hemmen, ließ der König gute Schulhalter aus Sachsen kommen; er vermehrte die Gehalte derselben, und man hielt darauf, daß die Bauern ihnen die Kinder zum Unterricht schicken mußten. Zu gleicher Zeit machte man eine Verordnung bekannt, wodurch den Geistlichen aufgegeben ward, die jungen Leute nicht zur Kommunion zuzulassen, wofern sie nicht in den Schulen in ihrer Religion unterrichtet worden wären. Von dergleichen Einrichtungen genießt man den Vortheil nicht augenblicklich; die Zeit allein kann die Früchte derselben zur Reife bringen.

Man nahm diese Verbesserung auch mit allen größern Schulen und Gymnasien vor. Die Erzieher ließen sichs bloß angelegen seyn, das Gedächtniß ihrer Zöglinge vollzupfropfen, und arbeiteten im geringsten nicht an der Bildung und Schärfung ihrer Beurtheilungskraft. Diese Gewohnheit, die eine Fortsetzung der Altdeutschen Pedanterei war, ward eingestellt; und ohne das zu vernachläßigen, was in das Gebiet des Gedächtnisses gehört, gab man den Lehrern auf, die ihnen anvertraute Jugend mit der Logik bekannt zu machen, damit sie räsonniren lernte, und geübt würde, richtige Folgen aus vorangeschickten und erwiesenen Grundsätzen zu ziehen.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 358 - 380.
(Aus einem eignen Aufsatz über die Erziehung).

Ich finde Vergnügen daran, die Jugend zu betrachten, die vor unsern Augen aufwächst. Sie ist eine künftige Generation, und der Aufsicht der gegenwärtigen anvertrauet; sie ist ein neues menschliches Geschlecht, und auf dem Wege, die Stelle des jetzigen zu ersetzen; sie ist die wiederauflebende Hoffnung und Stärke des Staates, und wird, wenn man sie gehörig leitet, seinen Glanz und Ruhm fortpflanzen.

Ich bin mit Ihnen der Meinung: ein weiser Fürst müsse allen Fleiß darauf verwenden, in seinen Staaten nützliche und tugendhafte Bürger zu bilden. Schon lange habe ich die Erziehung geprüft, die man der Jugend in den verschiednen Europäischen Staaten giebt. Die Menge von großen Leuten, die Griechenland und die Römische Republik hervorbrachten, hat mich für die Erziehungsart der Alten eingenommen; und ich bin überzeugt, daß man durch Befolgung ihrer Methode eine Nation bilden könnte, die bessere Sitten hätte und tugendhafter wäre, als unsre neuern Völker. Die Erziehung, die man dem Adel von einem Ende Europa's bis zum andern giebt, ist gewiß tadelhaft. Hier zu Lande bekommt er den ersten Anstrich von Wissenschaften in dem väterlichen Hause, und den zweiten auf Schulen und Universitäten; den dritten und übelsten endlich giebt er sich selbst, weil man zu früh zuläßt, daß er sein eigner Herr wird.

Im

Im väterlichen Hause hindert die blinde Liebe der Eltern die nöthige Bestrafung der Kinder. Besonders kennen die Mütter, die (im Vorbeigehen gesagt) ihre Ehemänner ziemlich despotisch beherrschen, gar keinen andern Grundsatz der Erziehung, als eine ganz unbegränzte Nachsicht. Man läßt die Kinder in den Händen der Domestiken, diese schmeicheln ihnen, und verderben sie dadurch, daß sie ihnen schädliche Maximen beibringen, die denn, weil sie in ein noch zartes Gehirn gestreuet werden, nur zu fest haften bleiben und Wurzel fassen. Die Mentoren, die man für die Kinder wählt, sind gewöhnlich ein Kandidat der Theologie, oder ein angehender Jurist, eine Art von Leuten, die selbst noch Erziehung höchst nöthig hätten. Unter diesen geschickten Lehrern lernt denn der junge Telemach seinen Katechismus, das Latein, mit aller Gewalt ein wenig Geographie, und das Französische durch Uebung im Sprechen. Vater und Mutter bezeugen dem Meisterstücke, das sie zur Welt gebracht haben, ihren Beifall; und aus Furcht, daß Aerger der Gesundheit dieses Phönix schaden könnte, wagt es Niemand, ihm einen Verweis zu geben. Im zehnten oder zwölften Jahre wird der junge Herr auf eine öffentliche Erziehungsanstalt geschickt. Dergleichen giebt es hier zu Lande mehrere; z. B. das Joachimsthalische Gymnasium und die neue Akademie in Berlin, die Domschule in Brandenburg, und das Kloster Bergen bei Magdeburg, die alle mit geschickten Lehrern besetzt sind. Der einzige Vorwurf, den man diesen machen könnte, besteht darin: daß sie bloß dar-

auf sehen, das Gedächtniß ihrer Zöglinge anzufüllen; daß sie diese nicht zum Selbstdenken gewöhnen, ihre Beurtheilungskraft nicht frühzeitig genug üben, und es verabsäumen, die Seele derselben zu bilden und ihnen edle, tugendhafte Gesinnungen einzuflößen.

Der junge Mensch ist kaum mit einem Fuße aus der Schule heraus, so vergißt er Alles, was er gelernt hat; denn da es ihm nur darauf ankam, dem Lehrer seine auswendig gelernte Lektion herzusagen; und da er dies nun nicht mehr braucht, so werden durch neue Ideen und durch Vergeßlichkeit bei ihm alle Spuren davon ausgelöscht. Daß die Zeit auf der Schule verloren geht, schreibe ich mehr dem Fehlerhaften in der Erziehung, als dem Leichtsinne der Jugend zu. Warum macht man dem Zöglinge nicht begreiflich, daß der Zwang, den ihm das Studiren anthut, zu seinem größten Vortheil gereichen wird? Warum übt man nicht seine Beurtheilungskraft, und zwar nicht durch bloßen Unterricht in der Logik, sondern dadurch, daß man ihn selbst denken läßt? Durch dieses Mittel ließe es sich dahin bringen, daß er einsähe, es sey ihm nützlich, das Erlernte nicht wieder zu vergessen.

Nach den Schuljahren schicken die Väter ihre Söhne entweder auf die Universität, oder bringen sie bei der Armee unter, oder verschaffen ihnen Civil-Bedienungen, oder verweisen sie auch auf ihre Güter. Im ersten Falle geht man, um sich in seinen Studien zu vervollkommnen, nach den Universitäten in Halle oder in Frankfurth an der Oder. Auf beiden sind so gute Professoren, als sich zu unsern Zeiten

nur

nur finden lassen; aber doch muß man es herzlich bedauren, daß das Studium der Griechischen und Lateinischen Sprache nicht mehr so stark im Gange ist, wie vor Zeiten. Wie es scheint, haben die guten Deutschen vor der gründlichen Gelehrsamkeit, in deren Besitz sie ehemals waren, Ekel bekommen, und wollen sich jetzt mit so wenigen Kosten, als möglich, Ruhm erwerben. Sie sehen auf das Beispiel einer benachbarten Nation, die nur liebenswürdig seyn will; und in Kurzem werden sie ganz bei der Oberfläche bleiben.

Ehemals gereichte das Leben, das die Studenten auf den Universitäten führten, zum öffentlichen Aergerniß. Diese Orte, die man als das Heiligthum der Musen ansehen sollte, waren die Schule des Lasters und der Zügellosigkeit; bestallte Schläger trieben daselbst das Fechterhandwerk; die Jugend brachte ihre Zeit mit Unordnungen und Ausschweifungen zu; sie lernte Alles, was sie nie hätte wissen, und wußte das nicht, was sie hätte lernen sollen. Die Unordnungen gingen so weit, daß sogar Studenten getödtet wurden. Darüber wachte die Regierung aus ihrer Schlafsucht auf. Sie hatte Einsicht genug, diese Ausgelassenheit im Zaume zu halten, und die Universitäten wieder zu dem zu machen, was sie nach ihrer Stiftung seyn sollen. Seitdem können die Väter ihre Kinder mit dem gerechten Vertrauen dahin schicken, daß dieselben etwas lernen werden, und dürfen nicht mehr Verderbniß der Sitten für sie befürchten.

Aber außer diesem abgeschafften Mißbrauche, giebt es auch noch viele andere, die gleichfalls verbessert zu

werden verdienten. Die Professoren sind durch ihren Eigennutz und ihre Trägheit Schuld daran, daß die Kenntnisse sich nicht so stark verbreiten, als es wohl zu wünschen wäre. Sie begnügen sich damit, ihre Pflichten so schlecht weg, wie sie nur können, zu erfüllen; sie lesen ihre Kollegia, und lassen es damit gut seyn. Verlangen die Studenten Privatunterricht von ihnen, so bekommen sie ihn nur für einen übermäßigen Preis; und so können denn die Aermern jene öffentliche Stiftung nicht benutzen, ob sie gleich zum Unterrichte aller derer bestimmt sind, die das Bedürfniß, ihre Kenntnisse zu erweitern, zu ihr hinbringt. Noch ein andrer Fehler liegt darin, daß die jungen Leute ihre Reden, Theses und Disputationen nie selbst machen, sondern sie von irgend einem Repetenten machen lassen; und so kann denn oft ein Student ohne Talente, wenn er nur Gedächtniß hat, mit wenigen Kosten Lob einerndten. Ermuntert man die Jugend nicht selbst zum Müßiggange, wenn man ihr Anleitung giebt, Nichts zu thun? Ein junger Mensch muß zum Arbeiten angehalten werden. Man lasse ihn seine Aufsätze selbst machen, kritisire sie ihm, lasse ihn sie umändern, und gewöhne ihn dadurch, daß er sie öfters umarbeiten muß, an richtiges Denken und an bestimmten Ausdruck. Wenn man bloß das Gedächtniß der Jugend übt, so rostet ihre Beurtheilungskraft. Man überladet sie dann wohl mit Kenntnissen; aber sie kann, weil ihr die nöthige Unterscheidungskraft fehlt, keinen Gebrauch davon machen.

Noch ein andrer Fehler ist die schlechte Wahl der Bücher, über welche gelesen wird. In der Medicin ist es billig, mit dem Hippokrates und Galenus anzufangen, und die Geschichte dieser Wissenschaft (wenn sie anders eine ist) bis auf unsre Zeiten zu verfolgen. Warum legt man aber nicht, anstatt der Schriften eines Hoffmann oder irgend eines andern unbekannten Mediciners, die vortrefflichen Werke eines Boerhave zum Grunde, der in der Kenntniß der Krankheiten und der Arzeneimittel so weit gekommen zu seyn scheint, als der menschliche Verstand nur immer kommen kann?

Eben das ist der Fall mit der Astronomie und mit der Meßkunst. Es hat seinen Nutzen, alle Systeme von dem Ptolemäischen an bis zu dem Newtonischen hin durchzulaufen; doch die gesunde Vernunft verlangt, daß man bei dem letztern stehen bleibe, weil es am vollkommensten und von Irrthümern am meisten frei ist.

Halle besaß in vorigen Zeiten einen großen Mann, der recht zum Lehrer der Philosophie gemacht war. Sie werden leicht errathen, daß ich den berühmten Thomasius meine, dessen Methode man nur befolgen, und den man sich im Unterrichte nur zum Muster nehmen dürfte. Uebrigens haben die Universitäten die Philosophie noch nicht so sehr vom Roste der Pedanterie gereinigt, wie man wohl glaubt. Man lehrt freilich nicht mehr die Quidditäten des Aristoteles, auch nicht die Universalien a parte rei; aber zu unsrer Zeit ist doctissimus, sapientissimus Wolfius

an die Stelle jener alten scholastischen Helden getreten, und jetzt ersetzt man die formas substantiales durch die Monaden und die vorherbestimmte Harmonie, ein System, das eben so ungereimt und unverständlich ist, wie das aufgegebne. Die Professoren beten aber nichts mehr und nichts weniger, als diesen Galimathias nach, weil sie sich die Terminologie bekannt gemacht haben, und weil es einmal Mode ist, ein Wolfianer zu seyn.

Ich traf einmal in einer Gesellschaft einen von diesen auf die Monaden höchst erpichten Philosophen, und wagte es, ihn ganz demüthig zu fragen: ob er niemals in Locke's Schriften gelesen habe. Ich habe Alles gelesen, antwortete er mir ungestüm. Ich weiß, mein Herr, erwiederte ich, daß Sie dafür bezahlt werden, Alles zu wissen; aber was halten Sie denn von diesem Locke? Es ist ein Engländer, antwortete er mir kalt. Mag er das doch seyn, sagte ich; er scheint mir bei dem Allen sehr weise. Nie läßt er den Faden der Erfahrung aus der Hand, um durch die finstern Irrgänge der Metaphysik zu kommen. Er ist behutsam und verständlich — ein großes Verdienst für einen Metaphysiker! — und in der That glaube ich, er könnte wohl Recht haben.

Bei diesen Worten ward mein Professor vor Aerger roth. In seinem Blick und in seinen Geberden äußerte sich ein sehr unphilosophischer Zorn, und er behauptete mit einer Stimme, die heftiger war als gewöhnlich: daß, so wie jedes Land sein verschiedenes Klima habe, auch jeder Staat seine National-Philosophen

losophen haben müsse. Ich erwiederte ihm: die Wahrheit gehöre überall zu Hause, und es sey zu wünschen, daß uns recht viel davon zugeführt würde, wenn sie auch auf den Universitäten für Kontrebande gelten sollte.

Was übrigens die Mathematik betrifft, so wird sie in Deutschland nicht so stark getrieben, wie in den übrigen Europäischen Ländern. Man behauptet: die Deutschen hätten keine mathematischen Köpfe; dies ist aber gewiß falsch, da Leibnitz und Copernikus das Gegentheil beweisen. Die wahre Ursache von jener Vernachlässigung liegt, dünkt mich, darin, daß es dieser Wissenschaft an Aufmunterung, besonders aber an geschickten Lehrern zum Unterrichte darin fehlt.

Doch, ich kehre jetzt wieder zu dem jungen Adel zurück, den wir verließen, als er von Schulen und Universitäten kam. Dies ist die Zeit, wo die Eltern entscheiden, was ihre Kinder ergreifen sollen; indeß gemeiniglich bestimmt das Ungefähr ihre Wahl. Die meisten jungen Herren scheuen den Soldatenstand, weil er hier zu Lande eine wahre Schule der Sitten ist. Man übersieht nämlich den jungen Officieren nichts, hält sie zu einem vernünftigen, regelmäßigen und anständigen Betragen an, und giebt genau Acht auf sie; ihre Vorgesetzten sehen ihnen nicht durch die Finger. Wenn sie denn aber nicht zu bessern sind, so nöthigt man sie, was für Stützen sie sonst auch haben mögen, den Dienst zu verlassen; und dann kommen sie weiter gar nicht in Betrachtung.

Gerade diese Strenge ist ihnen aber zuwider; sie möchten gern unter dem Schutze eines großen Namens sich ohne Zwang den Launen ihrer Phantasie und allen Ausschweifungen überlassen; und daher kommt es denn, daß so wenig Söhne aus den ersten Häusern in der Armee dienen. Indeß dem Uebel hilft das Kadettenkorps ab. Diese Pflanzschule ist der Aufsicht eines Officiers von großen Verdiensten anvertrauet, der in die Bildung und Erziehung der jungen Leute das Glück seines Lebens setzt; der ihre Seele dadurch veredelt, daß er ihnen Grundsätze der Tugend einprägt, und der sich bemühet, sie dem Vaterlande nützlich zu machen. Da aber diese Anstalt für den armen Adel bestimmt ist, so geben die ersten Familien ihre Söhne nicht hinein.

Haben die Eltern ihren Sohn im Finanz- oder Justiz-Wesen angebracht, so verlieren sie ihn von der Stunde an ganz aus den Augen. Er wird sich selbst überlassen, und nur der Zufall entscheidet, welche Richtung er bekommen soll. Oefters wird auch der junge Edelmann, wenn er von der Universität zurückkommt, als Erbe auf seinen Gütern eingesetzt, wo er Alles, was er etwa noch gelernt hat, so gut wie gar nicht brauchen kann.

Das ist denn im Allgemeinen der Gang, den man bei der Erziehung der Jugend zu nehmen pflegt; und hier sind die üblen Folgen die daraus entspringen. Die Weichlichkeit bei der ersten Erziehung macht die jungen Leute weibisch, bequem, träge und feig. Sie sind den alten Deutschen so wenig ähnlich, daß man

sie

sie für eine hierher verpflanzte Kolonie von Sybariten halten sollte. Sie stecken im Schlamme des Müßiggangs und der Unthätigkeit, halten ein frohes und bequemes Leben für ihre einzige Bestimmung in der Welt, und glauben, Leute, wie sie, wären ganz und gar nicht verpflichtet, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu seyn. Daher kommen denn die Ausschweifungen, die Thorheiten, das Schuldenmachen, das wollüstige Leben und die Verschwendung, wodurch hier zu Lande so viele begüterte Familien zu Grunde gerichtet worden sind.

Ich gestehe zu, daß diese Fehler eben so wohl von den Jahren, als von der Erziehung herrühren; daß die Jugend, einige kleine Nüancen abgerechnet, sich allenthalben gleicht, und daß in dem Alter, wo die Leidenschaften am lebhaftesten sind, die Vernunft nicht immer am stärksten ist. Indeß bin ich überzeugt, daß man durch eine weisere, männlichere, und, im Nothfall auch strengere, Erziehung viele Söhne von Familie am Rande des Abgrunds, in den sie zu stürzen im Begriffe sind, aufhalten könnte. Ihre unordentliche Lebensart hat in diesem Lande um so wichtigere Folgen, da hier nicht das Recht der Erstgeburt eingeführt ist, wie in Oestreich und in den übrigen Erblanden der Kaiserin Königin. Hier darf also eine Familie nur einen einzigen schlechten Sprößling haben, so kann sie in Verfall und in elende Umstände kommen. So einleuchtende Beispiele sollten, dünkt mich, die Väter bewegen, doppelte Aufmerksamkeit auf die Erziehung ihrer Kinder zu richten, damit die-

se fähig würden, den Glanz ihres Hauses zu erhalten, dem Vaterlande zu nützen, und sich persönliche Achtung zu erwerben. Man glaubt gemeiniglich sehr gut für seine Kinder gesorgt zu haben, wenn man Reichthümer für sie gesammelt, ihnen ein Etablissement gegeben, oder ihnen eine Stelle verschafft hat. Diese Bemühungen sind allerdings guter Eltern würdig; aber man muß es nicht dabei bewenden lassen: die Hauptsache besteht darin, daß man die Sitten der Kinder bildet, und ihre Beurtheilungskraft frühzeitig schärft. Schon oft habe ich den Hausvätern zurufen wollen: „Liebt eure Kinder; dazu fordert man Euch auf. Doch laßt eure Liebe vernünftig und auf ihr wahres Bestes gerichtet seyn! Betrachtet diese jungen Geschöpfe, die Ihr geboren werden saht, als ein heiliges Pfand, das die Vorsehung Euch anvertrauet hat! Eure Vernunft muß ihnen in ihrem zarten Alter und bei ihrer Schwachheit zur Stütze dienen. Sie kennen die Welt nicht; aber Ihr kennt sie. Daher ist es eure Sache, sie so zu bilden, wie es ihr eigner Vortheil, wie es das Wohl Eurer Familie und der menschlichen Gesellschaft erfordert. Bessert also, ich wiederhole es, ihre Sitten, prägt ihnen tugendhafte Gesinnungen ein, veredelt ihre Seele, macht sie arbeitsam, bauet sorgfältig ihren Verstand an, laßt sie über ihre Handlungen nachdenken, lehrt sie weise und bedächtig seyn, lehrt sie Frugalität und Einfalt lieben. Dann könnt Ihr im Tode Euer Erbe sicher ihrem guten Charakter anvertrauen; es wird wohl verwaltet werden, und Euer Haus seinen

alten

alten Glanz behaupten. Wo nicht, so geht das Verschwenden und die Unordnung schon im Augenblicke Eures Todes an, und wenn ihr nach dreißig Jahren wieder aufleben könntet, so würdet Ihr Eure schönen Besitzungen in fremden Händen finden.

Ich komme immer wieder auf die Gesetze der Griechen und Römer. Nach ihrem Beispiele sollte man, dünkt mich, festsetzen, daß die Söhne nicht vor dem sechs und zwanzigsten Jahre aus der väterlichen Gewalt kämen, und daß die Väter gewissermaßen für ihre Aufführung verantwortlich wären. Ohne Zweifel würde man dann die Jugend nicht der schädlichen Gesellschaft der Domestiken überlassen; ohne Zweifel würde man die Lehrer und Hofmeister, die man ihnen gäbe, und denen man das Schätzbarste, was man hat, anvertrauet, einsichtsvoller wahlen; ohne Zweifel würde dann der Vater seinen Sohn selbst in Zucht halten, und ihn im Nothfalle bestrafen, um aufkeimende Laster in ihm zu ersticken.

Hierzu müßten denn noch einige nothwendige Verbesserungen auf den Schulen und Universitäten kommen, damit nicht mehr bloß das Gedächtniß angefüllt, und darüber die Hauptsache, die Beurtheilungskraft vernachlässigt würde. Auch müßten die Väter, wenn die Söhne ihre Studien vollendet hätten, ein wachsames Auge auf sie haben, damit sie nicht durch das Besuchen schlechter Gesellschaft verderbt würden, denn die ersten Beispiele, sie mögen gut oder schlecht seyn, machen so starken Eindruck auf die Jugend, daß dadurch oft ihr Charakter eine unveränderliche Richtung

tung bekommt. Böse Gesellschaft ist eine der gefährlichsten Klippen, vor denen man sie bewahren muß; denn aus ihr entstehen Mangel an Fleiß, Schwelgerei, Spielsucht und alle Laster.

Die Pflichten der Väter erstrecken sich aber noch weiter; ich glaube, daß sie auch mit ihrer ganzen Beurtheilungskraft die Talente ihrer Söhne gehörig prüfen sollten, um sie zu dem bestimmen zu können, wozu sie von Natur Beruf haben. So viele Kenntnisse sie sich auch erwerben — sie werden, was für einen Stand sie auch wählen mögen, doch nie zu viele haben. Der Soldatenstand z. B. erfordert sehr ausgebreitete Kenntnisse, und nichts ist daher lächerlicher und ungereimter, als was so viele Leute zu sagen pflegen: „mein Sohn will nicht studieren; und zu einem Soldaten ist er immer gut genug.“ Zu einem Musquetier freilich, aber nicht zu einem Officier, der im Stande seyn soll, sich zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen; und dies ist doch das einzige Ziel, nach welchem ein Officier streben muß.

Oft geben die Ungeduld und die Hitze der Väter auch noch zu einem andern Uebel Anlaß: sie verlangen für ihre Kinder ein zu schnelles Glück, und möchten gern, daß diese von den untern Stufen mit einem Sprung auf die ersten kämen, ehe noch das Alter ihnen Fähigkeit dazu gegeben, und ihre Vernunft reif gemacht hat. Zwar wird in der Justiz, im Finanzwesen, im diplomatischen Fache, und im Militair eine vornehme Geburt allerdings geehrt; aber gewiß wäre es um einen Staat geschehen, wenn Geburt

Vorzüge vor Verdiensten hätte. Von einem so falschen, so ungereimten Grundsatze würde eine Regierung, die ihn annähme, die unglücklichsten Folgen erfahren. Damit will ich nicht sagen, daß es keine Ausnahmen von der Regel, und keine frühreife Köpfe giebt, deren Verdienst und Talent ihre Fürsprecher sind; nur wäre zu wünschen, daß es häufiger dergleichen Beispiele gäbe.

Kurz, ich bin überzeugt, daß man aus den Menschen machen kann, was man will. Es ist bekannt, das Griechenland und Rom eine Menge großer Leute von allen Arten hervorbrachten, und daß sie dies der männlichen Erziehung verdankten, welche ihre Gesetze vorschrieben. Sollten diese Beispiele zu alt scheinen, so dürfen wir nur an den Zaar Peter I. denken, der es durch seine Bemühungen dahin brachte, eine gänzlich barbarische Nation zu policiren. Weshalb sollte man denn nun bei einem gesitteten Volke nicht einige Fehler in der Erziehung verbessern können? Man glaubt fälschlich, daß Künste und Wissenschaften die Sitten weichlich machen. Alles was den Geist aufklärt, und die Sphäre seiner Kenntnisse erweitert, erhöhet die Seele, anstatt sie herabzuwürdigen. Doch, das ist hier zu Lande gar nicht der Fall. Wollte der Himmel, daß die Wissenschaften mehr geliebt würden! Die Schuld liegt an der fehlerhaften Erziehungs-Methode. Man verbessere diese, so werden Sitten, Tugenden und Talente wieder aufleben.

Unsre weibische Jugend hat mich schon oft zu dem Gedanken veranlaßt: was würde wohl Herrmann, dieser tapfre Vertheidiger Germaniens, sagen, wenn er die Nachkommen der Sueven und Semnonen so entartet und herabgesunken sähe? Ja, was würde wohl der große Kurfürst Friedrich Wilhelm sagen, er, der Anführer einer männlichen Nation, der mit Männern die Schweden, als sie seine Staaten verheerten, daraus verjagte? Was ist aus den, zu seiner Zeit so berühmten Familien geworden, und was sind ihre Sprößlinge? und was wird aus den jetzt blühenden Familien werden? — Jeder Vater sollte dergleichen Betrachtungen anstellen, um sich dadurch zur Erfüllung alles dessen aufzumuntern, was er der Nachwelt schuldig ist.

Ich komme jetzt auf das weibliche Geschlecht, das so erstaunlichen Einfluß auf das andre hat. Man unterscheidet hier die Damen von einem gewissen Alter an der vorzüglichen Erziehung, die sie bekommen haben, leicht von denen, die erst vor kurzem in die große Welt getreten sind; jene besitzen nämlich Kenntnisse, Annehmlichkeiten des Geistes und immer anständigen Frohsinn. Der Kontrast zwischen ihnen und den andern schien mir so auffallend, daß ich einen meiner Freunde um die Ursache davon fragte. „Ehemals, gab er mir zur Antwort, waren hier einige Frauen von Talenten, welche junge Mädchen von Stande in Pension nahmen; und jedermann bemühete sich, seine Kinder bei ihnen unterzubringen. In diesen Anstalten sind die Damen, die Ihren Beifall

fall haben, erzogen. Aber diese Schulen sind mit dem Tode ihrer Stifterinnen eingegangen; und da der Abgang nicht ersetzt worden ist, so sieht jedermann sich genöthigt, seine Kinder zu Hause zu erziehen. Die Methoden, deren man sich dabei bedient, sind größtentheils zu tadeln. Man giebt sich nicht die Mühe, den Geist der Mädchen anzubauen, läßt sie ohne Kenntnisse bleiben, und flößt ihnen nicht einmal Empfindungen für die Tugend und Ehre ein. Die gewöhnliche Erziehung sieht nur auf äußere Grazie, auf Anstand, und auf die Kunst, sich zu kleiden. Rechnet man hierzu noch ein wenig Musik, Belesenheit in einigen Komödien oder Romanen, Tanzen und Spielen: so hat man alle Kenntnisse des weiblichen Geschlechts beisammen.

Ich bin, wie ich Ihnen gestehe, darüber erstaunt, daß Leute vom ersten Range ihre Töchter wie Theaterdamen erziehen. Wie es scheint, betteln diese um die Blicke des Publikums, wollen weiter nichts als gefallen, und bekümmern sich gar nicht um Hochachtung und Verehrung. Wie? haben sie denn nicht die Bestimmung, Hausmütter zu werden? Sollte nicht ihr ganzer Unterricht auf diesen Zweck abzielen? Sollte man ihnen nicht frühzeitig Abscheu vor Allem, was sie entehrt, einflößen, und sie die Vortheile der Vernunft und Tugend kennen lehren, welche sicher und dauerhaft sind, dahingegen die Vorzüge der Schönheit bald welken und verschwinden? Sollte man sie nicht fähig machen mit der Zeit ihre Kinder zu guten Sitten bilden zu können? Wie kann man

dies aber von ihnen verlangen, wenn sie selbst keine haben, wenn Geschmack am Müßiggang, an Frivolitäten, am Luxus, an Aufwand sie hindert, ein Muster für ihre Familie zu seyn, und wenn sie ein öffentliches Aergerniß geben? Ich gestehe Ihnen, daß die Nachlässigkeit der Väter mir unverzeihlich scheint. Sie sind Schuld daran, wenn ihre Kinder sich ins Verderben stürzen. Man läßt es den Cirkassiern, weil sie Barbaren sind, hingehen, daß sie ihre Töchter zu allen Künsten der Koketterie und Wollust erziehen, um sie einmal desto theurer in das Serail zu Konstantinopel zu verkaufen. Sie treiben einen Sklavenhandel! — Aber daß bei einem freien und gebildeten Volke der erste Adel sich nach diesem Gebrauche zu richten scheint, und so wenig auf seine Ehre hält, daß er sogar über die Schande wegsieht, die ein Mädchen ohne Sitten und ohne Tugend seiner Familie zuziehen muß — das wird ihm die späteste Nachwelt ewig vorwerfen. Doch wir wollen die Sache näher betrachten. Die unregelmäßige Aufführung der Frauenzimmer entspringt mehr aus dem müßigen Leben, das sie führen, als aus ihrem feurigen Temperamente. Zwei oder drei Stunden bringen sie vor dem Spiegel zu, um über ihren Putz zu sinnen, zu raffiniren und ihre Reitze zu bewundern; der ganze Nachmittag geht mit Medisiren hin; dann ins Theater, und Abends zum Spiel; von dem zur Tafel, und wieder zum Spiel — behalten sie da wohl Zeit, über sich selbst nachzudenken, und muß bei diesem weichlichen und müßigen Leben die Langeweile sie nicht verleiten, ihre

Zuflucht

Zuflucht zu Zeitvertreiben von andrer Art zu nehmen, wäre es auch nur der Neuheit wegen, und um eine andre Empfindung zu bekommen? Durch Beschäftigung hindert man die Menschen lasterhaft zu seyn. Das einfache, nicht geschliffene und arbeitsame Landleben ist unschuldiger, als das, welches ein Schwarm von Müßiggängern in den großen Städten führt. Bei den Generalen ist es eine alte Maxime, daß man den Soldaten, um sie an Muthwillen, Unordnungen und Meutereien im Lager zu hindern, etwas zu thun geben muß. Alle Menschen sind einander gleich. Ist man nicht stumpfsinnig genug, die schamlose Aufführung seiner Anverwandten, und ihr züchtiges, sittsames Betragen mit gleichen Augen anzusehen, so lehre man sie, sich selbst zu beschäftigen. Eine junge Dame kann sich mit weiblichen Arbeiten, mit der Musik, und selbst mit dem Tanzen die Zeit vertreiben; aber vor allem sey man darauf bedacht, ihren Geist zu bilden, ihr Geschmack an guten Büchern beizubringen, ihre Beurtheilungskraft zu üben, und ihren Verstand durch das Lesen gründlicher Schriften zu nähren. Sie darf sich auch nicht schämen, die Haushaltung zu lernen; es ist besser, daß sie ihre Wirthschaftsrechnung selbst führt, und in Ordnung hält, als daß sie thörichter Weise allenthalben Schulden macht, ohne an die Wiederbezahlung dessen zu denken, was ehrliche Leute ihr längst vorgeschossen haben.

Ich bin, wie ich Ihnen gestehe, schon oft bei der Vorstellung unwillig geworden, daß man in Europa die Verachtung gegen die eine Hälfte des menschlichen

Geschlechts so weit treibt, und sogar Alles versäumt, was ihren Verstand vervollkommnen könnte. Wir sehen so viele Frauenzimmer, die den Männern in Nichts nachstehen. Es giebt in unserm Jahrhunderte große Fürstinnen, die es denen in den vorigen Zeiten bei weitem zuvor thun; es giebt — doch ich wage es nicht, sie zu nennen, weil ich besorge, daß ich ihnen mißfallen möchte, wenn ich ihrer außerordentlichen Bescheidenheit, die ihre Tugenden und Talente noch mehr erhöhet, zu nahe träte. Bei einer männlichern, weniger schlaffen Erziehung würde dies Geschlecht das unsrige übertreffen. Es besitzt die Reitze der Schönheit; aber sind ihnen die Reitze des Geistes nicht vorzuziehen? —

Doch zur Sache. Die Gesellschaft kann sich nicht ohne gesetzmäßige Ehen erhalten, weil sie dadurch gleichsam erneuert und ewig gemacht wird. Man muß also jene jungen Pflanzen, welche man zu Stämmen einer künftigen Generation aufzieht, sorgfältig warten, so daß einst das männliche und das weibliche Geschlecht die Pflichten des Hausstandes gleich gut erfüllen können. Verstand, Geist, Talente, gute Sitten und Tugend müssen alle bei dieser Erziehung zur Grundlage dienen, damit die so erzogenen Kinder auch ihre Kinder wieder so erziehen können.

Um nichts wegzulassen, was auf diesen Gegenstand Beziehung hat, muß ich auch noch etwas von dem Mißbrauch der väterlichen Gewalt sagen, wodurch man die Töchter bisweilen in das Joch einer unschicklichen Ehe zwingt. Der Vater zieht bei der

Wahl

Wahl seines Schwiegersohnes nur den Vortheil seiner Familie zu Rathe, oder folgt bloß seiner Laune, oder wählt auch einen reichen Kautz, einen bejahrten Mann, oder sonst jemand, der ihm gefällt. Er ruft seine Tochter, und sagt ihr: „Fräulein, ich bin Willens, Ihnen den und den zum Manne zu geben.“ Die Tochter antwortet ihm seufzend: „wie Sie befehlen, gnädiger Herr Vater.“ So werden zwei Personen mit einander verbunden, deren Charaktere, Neigungen und Sitten gar nicht zusammen passen. Von dem Tage an, da das unselige Band geknüpft wird, schleicht sich Zwietracht in die neue Haushaltung ein, und bald folgen ihr Widerwille, Haß und öffentliches Aergerniß. Da ist denn ein Paar Leute unglücklich, und der große Zweck der Ehe verfehlt. Herr und Madame trennen sich, verschwenden bei unordentlichem Leben ihr Vermögen, sinken in Verachtung, und gerathen am Ende in das äußerste Elend.

Ich verehre so sehr, wie irgend jemand, das väterliche Ansehn, und lehne mich nicht dagegen auf; aber ich wünschte, daß die, welche es haben, es nicht mißbrauchen, und ihre Kinder nicht zu Heirathen zwingen möchten, wenn zwischen den Charakteren und den Jahren eine Art von Antipathie herrscht. Sie können zwar für sich selbst nach ihrem Belieben wählen, müssen aber ihre Kinder zu Rathe ziehen, wenn es darauf ankommt, sie auf ihr ganzes Leben zu binden. Werden hierdurch auch nicht alle Ehen besser, so können sich doch wenigstens die Leute nicht weiter ent-

schuldigen, die ihre unregelmäßige Aufführung auf Rechnung des Zwanges setzen, den ihre Eltern ihnen angethan haben.

Man wird diesen Aufsatz des Königs noch immer mit Vergnügen lesen, wenn er gleich nichts Neues enthält, vornehmlich für denjenigen, welcher die besten pädagogischen Schriften des letzten Jahrzehends kennt. Es ist ein Beweis von der ausgebreiteten Kenntniß dieses großen Mannes auch im Erziehungsfache, welches ihm doch in seinen Verhältnissen fremder seyn durfte, als irgend ein andres wissenschaftliches Fach.

Wegen des genauen Zusammenhangs der Materien konnte die Abhandlung nicht wohl anders als ganz geliefert werden, und die Ausführlichkeit derselben macht weitläuftige Zusätze unnöthig. Also nur ein Paar kurze Bemerkungen.

Friedrich erklärt die Erziehung (wozu auch der Unterricht gehört) für eine wichtige Staatsangelegenheit, und wer wird sie nicht mit ihm dafür halten? Aber man hat in unsern Zeiten mit Recht die Frage aufgeworfen: Wie weit sich die Sorge des Staats für die Unterrichtsanstalten erstrecken dürfe? ob er auch vorschreiben dürfe, was und wie gelehrt werden solle? Und diese letztere Befugniß hat man dem Staat aus triftigen Gründen abgesprochen. Man will die Wahl der Lehrgegenstände, der Lehrbücher und der Methode lieber der freien Einsicht der Lehrer überlassen, als dem Staate oder der mit ihm verbundnen Kirche, weil das besondre Interesse dieser mit dem allgemeinen Besten der Menschheit in manchen Fällen kollidirt. S. allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, Th. XVI.

Sehr gegründet ist es, was Friedrich über den Mangel der Anleitung zum Selbstdenken in den meisten Schulen sagt. Hieran sind nun theils die vorgeschriebenen Lehrformen Schuld, theils die Lehrer selbst, welche aus Bequemlichkeit oder Ungeschicklichkeit bloß Gedächtnißwerk treiben. Dies wird aber schwerlich eher anders werden, als bis Zwang und Mono-

Monopol bei dem Erziehungswesen aufgehoben ist, und ganz freie Konkurrenz Statt findet. S. eben daselbst.

Weniger Grund scheint die Bemerkung zu haben, daß das Studium der Griechischen und Lateinischen Sprache jetzt vernachlässigt und nicht mehr mit dem Eifer, wie ehemals getrieben werde. Es ist zwar wahr, die abergläubische Ehrfurcht für jene Sprachen, die unsre Vorfahren zu so manchen Pedanterien verleitete, hat ziemlich aufgehört; aber man schätzt dagegen ihren Werth nach richtigern Begriffen, wobei die Kultur im Ganzen mehr gewonnen als verloren hat. Noch giebt es in Deutschland eben so viel und eben so gründliche Philologen, als in vorigen Zeiten, die man in dieser Hinsicht über die Gebühr zu erheben pflegt. Allein es finden sich Leute, welche aus ähnlichen Ursachen und mit gleichem Rechte über den Verfall der alten Literatur klagen, wie gewisse Theologen über den Verfall der Religion.

Künste und Wissenschaften.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 401 - 415.

Ueber den Nutzen der Künste und Wissenschaften in einem Staate.

Leute von wenigen Einsichten, oder weniger Aufrichtigkeit haben es gewagt, sich für Feinde der Künste und Wissenschaften zu erklären. Hat es ihnen nun frei gestanden, das, was der Menschheit am meisten Ehre macht, zu verlästern, — so wird es um so mehr erlaubt seyn, eben das zu vertheidigen. Dies ist Pflicht für alle die, welche die menschliche Gesellschaft lieben und dankbar erkennen, was sie den Wissenschaften schuldig sind. Zum Unglück machen Paradoxen oft mehr Eindruck auf das Publikum, als Wahrhei-

ten. Dann muß man es aus dem Irrthum bringen, und die Urheber solcher Träumereien nicht mit Schmähungen, sondern mit guten Gründen widerlegen.

Ich schäme mich, vor dieser Akademie zu sagen, daß man so frech gewesen ist, eine Frage aufzuwerfen, über die doch Niemand Zweifel haben sollte: ob die Wissenschaften für die menschliche Gesellschaft nützlich oder schädlich sind? Besitzen wir Vorzüge vor den Thieren, so bestehen sie gewiß nicht in körperlichen Fähigkeiten, sondern in dem größern Geiste, den die Natur uns gegeben hat; und was einen Menschen von dem andern unterscheidet, sind Genie und Kenntnisse. Woher käme denn der unendliche Abstand zwischen einem policirten und einem barbarischen Volke, wenn nicht daher, daß jenes aufgeklärt ist, dieses aber in einem thierischen Zustande und in Stupidität vegetirt.

Die Nationen, welche dieses Vorzuges genossen, sind erkenntlich gegen die Leute gewesen, die ihnen denselben verschafft hatten. Und daher kommt der verdiente Ruhm, dessen jene Erleuchter der Welt, jene Weisen genießen, die durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten ihre Landsleute und ihr Jahrhundert aufgeklärt haben.

Der Mensch ist an und für sich selbst wenig: er wird mit Anlagen geboren, die mehr oder minder zur Entwicklung fähig sind. Man muß sie aber kultiviren, und seine Kenntnisse müssen sich vermehren, wenn seine Begriffe sich erweitern sollen. Sein Gedächtniß muß angefüllt werden, damit dies Magazin

der Einbildungskraft Stoff gebe, an dem sie sich üben könne; und seine Beurtheilungskraft muß sich verfeinern, damit er unter seinen eignen Produkten zu wählen im Stande sei. Der größte Kopf ohne Kenntnisse ist ein roher Diamant, der erst durch die Hände eines geschickten Steinschleifers Werth bekommt. Wie viele gute Köpfe gehen also für die Gesellschaft verloren! Und wie viele große Leute von allen Arten erstickten in ihrem Keime, theils durch Unwissenheit, theils durch den niedrigen Stand, in welchem sie sich befanden!

Das wahre Wohl, der Vortheil und der Glanz des Staates erfordern also, daß seine Mitglieder so viel als nur immer möglich aufgeklärt und unterrichtet werden, damit er eine Anzahl geschickter Männer von allen Arten habe, die fähig sind, den verschiedenen Aemtern, die man ihnen anvertrauen muß, gehörig vorzustehen.

Diejenigen, die sich durch das Geburts-Ungefähr in einer solchen Lage befinden, daß sie nicht beurtheilen können, welchen Schaden alle Europäische Regierungen (mehr oder weniger) durch die Fehler leiden, an denen Unwissenheit Schuld ist — diese sage ich, werden die daraus entspringenden Unbequemlichkeiten nicht so lebhaft fühlen, als wenn sie selbst Zeugen davon gewesen wären. Es ließen sich eine Menge solcher Beispiele anführen, wenn die Beschaffenheit und der Umfang dieser Rede uns nicht gehörige Grenzen setzten. Die Trägheit, der es ekelt, sich zu unterrichten; die ehrsüchtige Unwissenheit, die auf

Alles Anspruch macht und zu Allem unfähig ist — diese hätte jener — ich weiß selbst nicht welcher — Besessene verhöhnen sollen, der nur elende Paradoxen vorbrachte und zu behaupten wagte: die Wissenschaften wären schädlich; sie hätten die Laster mehr verfeinert, und verderbten die Sitten. Dergleichen Unwahrheiten fallen in die Augen; und so scheinbar man sie auch vorträgt, so bleibt es doch ausgemacht, daß Kultur den Geist, anstatt ihn zu verschlimmern, verbessert. Was verderbt denn eigentlich die Sitten? Böse Beispiele; und so wie epidemische Krankheiten in sehr großen Städten stärkere Verwüstungen anrichten, als in kleinen Dörfern: so greift auch die Seuche des Lasters in sehr volkreichen Städten mehr um sich, als auf dem Lande, wo tägliche Arbeit und eingezogenes Leben die Sitten in ihrer Einfalt und Lauterkeit erhalten.

Es hat Afterpolitiker gegeben, die, von dem engen Kreise ihrer Ideen begränzt, und ohne die Sache bis auf den Grund durchzusehen, geglaubt haben: es sey leichter, ein unwissendes und stupides Volk zu beherrschen, als ein aufgeklärtes. Wahrhaftig ein sehr bündiges Raisonnement, da die Erfahrung beweist, daß ein Volk um so eigensinniger und hartnäckiger ist, je näher es noch an den thierischen Zustand gränzt. Es macht bei weitem mehr Schwierigkeit, den Starrsinn desselben zu besiegen, als ein Volk, das Bildung genug hat, um Vernunft anzunehmen, zu billigen Dingen zu überreden. Das wäre ein herrliches Land, worin die Talente ewig erstickt blieben, und worin nur

ein

ein einziger Mensch einen weniger begränzten Geist hätte, als die andern! Ein solcher, mit Ignoranten bevölkerter Staat gliche dem verschwundenen Paradiese in der Genesis, das nur von Thieren bewohnt war.

Ob es gleich nicht nöthig ist, diesem glänzenden Auditorium und dieser Akademie zu beweisen, daß die Künste und Wissenschaften einem Volke, welches sie besitzt, eben so vielen Nutzen, als Glanz ertheilen: so ist es doch vielleicht nicht undienlich, gewisse weniger aufgeklärte Personen davon zu überzeugen, um sie vor dem Eindrucke zu bewahren, den schlechte Sophisten auf ihren Geist machen könnten. Man vergleiche doch nur einen Wilden aus Kanada mit irgend einem Bürger aus einem policirten Europäischen Lande: und aller Vortheil wird auf Seiten des Letztern seyn. Wie kann man die rohe Natur der vervolltommneten vorziehen? Mangel an Erhaltungsmitteln, einem gemächlichen Leben? Sicherheit des Besitzes, deren man unter dem Schutze der Gesetze genießt, dem Rechte des Stärkern und den Räubereien, die den Glücksstand der Familien vernichten?

Die menschliche Gesellschaft kann, wenn sie einen Staatskörper ausmacht, der Künste und Wissenschaften gar nicht entbehren. Durch das Nivelliren und die Hydraulik werden die längs Flüssen liegenden Gegenden vor Ueberschwemmungen gesichert; ohne diese Künste würden fruchtbare Ebnen sich in ungesunde Sümpfe verwandeln, und dadurch eine Menge von Familien ihres Unterhalts beraubt werden. In hö-

her gelegenen Gegenden sind Feldmesser unentbehrlich, weil sie die Ländereien ausmessen und vertheilen müssen. Die physikalischen, durch die Erfahrung bestätigten Kenntnisse tragen dazu bei, den Ackerbau und besonders die Gärtnerei zu vervollkommnen. Die Botanik, die sich mit dem Studium der Kräuter beschäftigt, und die Chemie, welche den geistigen Saft aus denselben zu ziehen weiß, haben wenigstens den Nutzen, daß sie in Krankheiten unsre Hoffnung stärken, wenn auch die Gegenstände ihrer Wissenschaften nicht die Kraft hätten, uns zu heilen. Die Anatomie führt und leitet die Hand des Wundarztes bei jenen schmerzhaften, aber nothwendigen Operationen, welche einen Theil unsrer Existenz auf Kosten eines beschädigten Gliedes retten. Die Mechanik dient zu Allem. Soll eine Last aufgehoben oder fortgebracht werden; so setzt sie dieselbe in Bewegung. Soll man aus den Eingeweiden der Erde Metalle zu Tage fördern, so trocknet sie durch sinnreiche Maschinen die Schachten aus, und befreiet den Bergmann von dem starken Wasser, das ihn tödten, oder ihn zwingen würde, mit seiner Arbeit aufzuhören. Sind Mühlen zu bauen, um uns das bekannteste und nothwendigste Nahrungsmittel zu mahlen; so ist es die Mechanik, welche sie vervollkommnet. Diese Wissenschaft giebt dem Handwerker Erleichterung, da sie die verschiednen Arten von Stühlen verbessert, auf denen er arbeitet. Kurz, was nur Maschine ist — und wie viele dergleichen von allen Arten braucht man nicht? — gehört in ihr Gebiet.

Die Kunst, ein Schiff zu bauen, ist vielleicht eine der größten Anstrengungen des menschlichen Verstandes; aber, wie viele Kenntnisse bedarf nicht der Steuermann, um ein Schiff zu regieren, und den Wellen, wie den Stürmen zu trotzen? Er muß Astronomie studiert haben, gute Seekarten, genaue Kenntnisse in der Geographie, und Geschicklichkeit im Rechnen besitzen, um die Strecke, die er zurückgelegt hat, und den Ort bestimmen zu können, an welchem er sich jetzt befindet, wobei ihm in Zukunft die Penduluhren zu Statten kommen werden, die vor kurzem in England vervollkommnet worden sind.

Künste und Wissenschaften bieten einander die Hände. Ihnen, diesen Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechtes, haben wir Alles zu verdanken. Der Einwohner großer Städte genießt ihrer, ohne daß er in seiner stolzen Weichlichkeit weiß, was für Nachtwachen und Arbeiten es kostet, seinen Bedürfnissen abzuhelfen und seinen oft seltsamen Geschmack zu befriedigen.

Und was für Kenntnisse erfordert nicht der Krieg, der freilich oft zu leichtsinnig angefangen wird, aber bisweilen nothwendig ist. Schon die bloße Erfindung des Pulvers hat die Methode, ihn zu führen, so verändert, daß die größten Helden des Alterthums, wenn sie wieder auf die Welt zurückkehren könnten, genöthigt seyn würden, sich mit unsern Entdeckungen bekannt zu machen, um ihren mit so vielem Rechte erworbenen Ruhm zu behaupten. In unsern neuern Zeiten muß ein Krieger Geometrie, Befestigungs-

kunst.

kunst, Hydraulik und Mechanik studieren, damit er im Stande sei, Schanzen anzulegen, künstliche Ueberschwemmungen zu veranstalten, die Kraft des Pulvers zu bestimmen, die Bombenwürfe zu berechnen, die Wirkungen der Minen zu dirigiren, und das Fortbringen der Kriegsmaschinen zu erleichtern. Er muß die Lagerkunst, die Taktik und auch das Mechanische der Waffenübungen aus dem Grunde verstehen; er braucht genaue Kenntnisse von den Terrains und von der Geographie, und seine Plane zu Feldzügen müssen einer geometrischen Demonstration ähnlich seyn, ob er gleich auf die bloße Vermuthungskunst eingeschränkt ist. Er muß die Geschichte aller früheren Kriege im Gedächtnisse haben, damit seine Imagination aus ihr, wie aus einer reichen Quelle, ungehindert schöpfen könne.

Doch nicht die Generale allein sind genöthigt, ihre Zuflucht zu den Archiven vergangener Zeiten zu nehmen; auch Magistratspersonen und Rechtsgelehrte können ihre Pflichten nicht erfüllen, wenn sie den Theil der Geschichte, der die Gesetzgebung betrifft, nicht gründlich studiert haben. Sie müssen nicht nur die Gesetze des Landes kennen, in welchem sie wohnen, sondern auch wissen, was für welche bei andern Nationen eingeführt, und bei welchen Gelegenheiten sie gegeben, oder abgeschafft worden sind.

Selbst die, welche an der Spitze der Nationen stehen, und die, welche unter ihnen die Regierung verwalten, können das Studium der Geschichte nicht entbehren. Sie ist ihr Breviarium, ein Gemälde,

das

das ihnen die feinsten Nüancen der Charaktere, die Handlungen der Mächtigen, ihre Tugenden, ihre Laster, ihre glücklichen Unternehmungen, ihr Unglück und ihre Hülfsquellen darstellt. In der Geschichte ihres Vaterlandes, die ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen muß, finden sie den Ursprung der guten und schlechten Einrichtungen, und eine Kette zusammenhangender Begebenheiten, die sie bis zu unsern Zeiten hinführt. Sie finden, welche Ursachen Nationen vereinigt, und welche ihre Bande wieder getrennt haben, Beispiele, die sie befolgen, und andre, die sie nicht nachahmen müssen! — Welch einen Gegenstand zum Nachdenken hat der Fürst, wenn er über die Menge von Regenten, welche die Geschichte ihm zeigt, Musterung hält! Nothwendig müssen sich unter dieser großen Anzahl einige befinden, die mit ihm in Ansehung des Charakters, oder der Handlungen einige Aehnlichkeit haben; und in dem Urtheile, das die Nachwelt über sie gefällt hat, sieht er nun, wie in einem Spiegel, den Ausspruch, der ihn erwartet, wenn gänzliche Auflösung die Furcht, die er erregt, vertrieben haben wird.

So wie die Geschichtschreiber die Lehrer der Staatsmänner sind, so sind die Dialektiker mächtige Zerstörer der Irrthümer und des Aberglaubens gewesen. Sie haben die Schimären heiliger und profaner Scharlatane bekämpft und vernichtet. Ohne sie brächten wir vielleicht noch, wie unsre Vorfahren, erträumten Göttern Menschenopfer; beteten das Werk unsrer eignen Hände an; müßten glauben, ohne daß

wir

wir nachzudenken wagten; dürften vielleicht noch nicht unsre Vernunft bei dem Gegenstande gebrauchen, der für unsre Bestimmung am wichtigsten ist; und kauften noch, wie unsre Väter, für schweres Geld Freipässe zu dem Paradiese, und Indulgenzen für Verbrechen. Ohne sie würden die Wollüstlinge ihre Vermögensumstände zu Grunde richten, um nicht in das Fegefeuer zu kommen; wir baueten noch Scheiterhaufen, um die zu verbrennen, deren Meinungen nicht mit den unsrigen übereinstimmten; die nothwendigen tugendhaften Handlungen würden durch leere Gebräuche ersetzt; und geschorne Betrüger trieben im Namen der Gottheit uns an, die schrecklichsten Missethaten zu begehen. Ist der Fanatismus zum Theil noch vorhanden, so muß man es einmal den tiefen Wurzeln, die er in den Zeiten der Unwissenheit und des Irrthums geschlagen hat, und dann dem Eigennutze gewisser mit Sutanen bekleideter, schwarzer, brauner, grauer, weisser oder schäckiger Gesellschaften zuschreiben, die jenes Uebel wieder beleben, und dessen Anfälle verdoppeln, um das Ansehen nicht zu verlieren, das sie bei dem Pöbel noch behaupten.

Zwar müssen wir zugeben, daß die Dialektik nicht für die Fassungskraft des gemeinen Mannes ist, und daß dieser zahlreiche Theil des menschlichen Geschlechtes die Augen immer zuletzt aufthun wird; aber ob er gleich in allen Ländern den Aberglauben als heilig ansieht, so läßt sich doch mit Wahrheit sagen, daß man es dahin gebracht hat, ihn von seinem Irrthum über Zauberer, Besessene, Adepten, und von noch andern

kindischen

kindischen Abgeschmacktheiten zurückzubringen. Diese Vortheile haben wir einem genauer prüfenden Studium der Natur zu verdanken. Die Physik hat sich mit der Analyse und der Erfahrung vereinigt; man hat das helleste Licht über die Finsternisse verbreitet, die dem gelehrten Alterthume so viele Wahrheiten verbargen: und ob wir gleich nicht zu der Kenntniß der ersten geheimen Grundursachen gelangen können, die der große Baumeister sich allein vorbehalten hat, so haben dennoch starke Köpfe die ewigen Gesetze der Schwere und der Bewegung entdeckt; ein Kanzler Bakon, der Vorläufer der neuen Philosophie, oder richtiger gesagt, der Mann, der ihre Fortschritte errieth und vorher verkündigte, hat den großen Newton auf die Bahn seiner wunderbaren Entdeckung geleitet. (Newton trat nach dem Descartes auf, der zwar die alten Irrthümer um ihr Ansehen brachte, aber seine eignen an ihre Stelle setzte.) Seit ihm hat man die Luft gewogen, die Himmel gemessen, den Lauf der Himmelskörper mit der größten Genauigkeit berechnet, Sonnen- und Mondfinsternisse vorhergesagt, und eine sonst unbekannte Eigenschaft der Materie, die Elektricität entdeckt, über deren Wirkungen die Einbildungskraft erstaunt. Ohne Zweifel wird man in kurzem die Wiederkehr der Kometen vorher bestimmen können, wie jetzt die Finsternisse; und schon haben wir es dem gelehrten Bayle zu danken, daß er die Furcht verscheucht hat, die solche Phänomene ehemals bei Unwissenden erregten. Wir wollen es nur gestehen: so sehr uns auch die Schwäche unsres Zustandes demüthigt,

müthigt, so sehr erheben die Arbeiten jener großen Männer unsern Muth, und machen, daß wir die Würde unsres Wesens empfinden.

Nur Gauner und Betrüger können sich also den Fortschritten der Wissenschaften widersetzen, und es sich angelegen seyn lassen, sie zu verschreien, da einzig und allein ihnen die Wissenschaften schädlich sind.

In dem philosophischen Jahrhunderte, in welchem wir leben, hat man nicht nur die höheren Wissenschaften verschwärzen wollen, sondern es haben sich sogar Leute von so übler Laune, oder vielmehr solchem gänzlichen Mangel an Gefühl und Geschmack gefunden, daß sie sich zu Feinden der schönen Wissenschaften erklären konnten. Nach ihrer Meinung ist der Redner ein Mensch, der sich mehr bemühet, zierlich zu sprechen, als richtig zu denken; der Dichter ein Thor, der am Sylbenmessen Vergnügen findet; der Geschichtschreiber ein Zusammenstoppler von Lügen; wer solche Schriftsteller liest, verdirbt seine Zeit, und wer sie bewundert, ist ein unbedeutender Kopf. Sie möchten gern die alten Fiktionen, jene sinnreichen, allegorischen Fabeln verbannen, in denen so viele Wahrheiten enthalten sind. Sie wollen nicht begreifen, daß Amphion durch die Töne seiner Leier die Mauern von Theben erbauete; das heißt: daß die Künste die Sitten der wilden Menschen gemildert, und das Entstehen der Gesellschaften veranlaßt haben.

Nur eine sehr harte Seele kann das menschliche Geschlecht des Trostes und des Beistandes berauben wollen, den es aus den schönen Wissenschaften gegen

die

die vielen Bitterkeiten des Lebens schöpfen kann. Man befreie uns von unsren widrigen Schicksalen, oder man erlaube uns, sie zu mildern. Nicht ich will diesen Feinden der schönen Wissenschaften, deren Galle schwarz ist, antworten, sondern jener philosophische Konsul, der Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit, soll es, anstatt meiner, thun. „Die Wissenschaften, sagt er, kultiviren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie sind ein Schmuck im Glück, eine Freistätte und ein Trost im Unglück; sie vergnügen uns zu Hause, und sind uns in der Fremde nicht lästig; sie durchwachen Nächte mit uns; sie begleiten uns auf Reisen und auf das Land. Wären wir auch unfähig, selbst zu ihnen zu gelangen, oder ihre Reitze zu empfinden; so sollten wir sie doch bewundern, wenn wir sie an Andern sähen.“

Daß doch die Leute, die so gern deklamiren, das ehren lernten, was Ehrfurcht verdient! und daß sie doch, anstatt eben so anständige, als nützliche Beschäftigungen zu tadeln, ihre Galle lieber gegen den Müßiggang, den Vater aller Laster, ausschütteten! Wären die Künste und Wissenschaften den menschlichen Gesellschaften nicht unumgänglich nothwendig; brächte es nicht Nutzen, Vergnügen und Ruhm, sie zu treiben; wie hätte Griechenland in jenen denkwürdigen Zeiten, wo es Männer wie Sokrates, Plato, Aristoteles, Alexander, Perikles, Thucydides, Euripides und Xenophon hervorbrachte, den lebhaften Glanz von sich werfen können, mit dem es noch jetzt unsre Augen blendet? Alltägliche Thatsachen erlöschen aus

dem Gedächtnisse; aber die Handlungen, Entdeckungen und Fortschritte großer Männer machen dauernde Eindrücke.

Eben so war es bei den Römern. Ihr schönstes Jahrhundert war das, worin der Stoiker Cato mit der Freiheit starb; worin Cicero den Verres niederdonnerte, sein Buch von den Pflichten, seine Tuskulanische Untersuchungen, und sein unsterbliches Werk von dem Wesen der Götter bekannt machte; worin Varro seine Origines und sein Gedicht über den bürgerlichen Krieg schrieb; worin man über Cäsars Huld und Milde nicht mehr an das Gehässige seiner Usurpation dachte; worin Virgil seine Aeneide vorlas; worin Horaz seine Oden sang; worin Titus Livius der Nachwelt die Geschichte aller der großen Männer überlieferte, welche die Republik verherrlicht hatten. Ein jeder frage sich, zu welcher Zeit er wohl hätte in Athen oder in Rom geboren werden mögen. Ohne Zweifel wird er diese glänzenden Epochen wählen.

Auf diese glorreichen Zeiten folgte eine schreckliche Barbarei. Beinahe ganz Europa ward von einer Ueberschwemmung wilder Völker bedeckt. Sie brachten Laster und Unwissenheit mit, die dann den Weg zu dem übertriebensten Aberglauben bahnten. Erst nach elf Jahrhunderten voll thierischer Dummheit konnte sich die Erde von diesem Roste befreien; und aus der Periode, worin die Wissenschaften wieder auflebten, schätzt man die guten Schriftsteller, die zuerst

Italien

Italien berühmt machten, höher, als Leo X. der sie beschützte.

Franciskus I. war eifersüchtig über den Ruhm des Letztern, und wollte Theil daran haben; er gab sich aber vergebene Mühe, fremde Pflanzen in einen Boden zu versetzen, der noch nicht für sie zubereitet war. Erst zu Ende der Regierung Ludwig's XIII. und unter Ludwig XIV. fing das schöne Jahrhundert an, in welchem alle Künste und Wissenschaften mit gleichem Schritte zu dem Grade von Vollkommenheit gelangten, den die Menschen erreichen können. Seitdem breiteten die Künste sich allenthalben aus. Dännemark hatte schon einen Tycho de Brahe, Preußen einen Copernikus hervorgebracht, und Deutschland rühmte sich seines Leibnitz. Auch Schweden würde das Verzeichniß dieser großen Männer vermehrt haben, wenn die beständigen Kriege, in denen es damals verwickelt war, nicht den Fortschritten der Künste geschadet hätten.

Alle aufgeklärte Fürsten haben die Männer geschätzt, deren gelehrte Arbeiten dem menschlichen Geiste Ehre machten; und zu unsrer Zeit ist es so weit gekommen, daß eine Europäische Regierung, welche die Aufmunterung der Künste und Wissenschaften nur etwas vernachläßigte, bald um ein Jahrhundert hinter ihren Nachbarn zurück seyn würde, wovon wir an Polen ein augenscheinliches Beispiel haben.

Wir sehen, daß eine große Kaiserin es sich zur Ehre anrechnet, in ihren ungeheuren Staaten Kenntnisse einzuführen, und zu erweitern, und daß sie Al-

les das, was hierzu beitragen kann, als sehr wichtig behandelt.

Wer fühlt sich nicht in Wallung und gerührt, wenn er erfährt, welche Ehre man in Schweden dem Andenken eines großen Mannes erzeigt? Ein junger König, der den Werth der Wissenschaften kennt, läßt jetzt daselbst dem Descartes ein Grabmahl errichten, um sich, im Namen seiner Vorgänger, der Verbindlichkeiten zu entledigen, die sie seinen Talenten schuldig waren. Welche süße Zufriedenheit ist es für die Minerva, die diesen jungen Telemach geboren und selbst unterrichtet hat, daß sie in ihm ihren Geist, ihre Kenntnisse und ihr Herz wiederfindet! Sie kann mit Recht sich ihres Werkes freuen und ihm Beifall geben; und ist es unserm Herzen nicht vergönnt, alle die Empfindungen ausströmen zu lassen, die sie uns einflößt: so wird es wenigstens dieser und allen Akademieen erlaubt seyn, ihr die aufrichtigste Verehrung zu bezeugen, und sie mit Dankbarkeit unter die kleine Anzahl von aufgeklärten Fürstinnen zu zählen, welche die Wissenschaften geliebt und beschützt haben.

Diese Abhandlung ist bekanntlich gegen Rousseau gerichtet, welcher behauptete, daß die schönen Künste und Wissenschaften die Quellen des menschlichen Elendes wären, so wie sie ihren Ursprung aus unsern Lastern und Schwachheiten und nicht aus den Tugenden hätten. Seine Gründe sind allerdings scheinbar, und er trägt sie mit einer blendenden und hinreißenden Beredsamkeit vor. Aber er beweist zu viel, und beweist also gar Nichts; wollten wir ihm folgen,

so

so müßten wir in den Stand der rohen Natur zurückkehren, welchen er auch ganz vorzüglich anpreiset. Künste und Wissenschaften können freilich nicht ohne Luxus gedeihen, dessen stete Gefährtin bisher das Sittenverderbniß war. Deshalb sind aber doch die Künste an sich nicht schädlich, so wenig als die Religion dadurch verwerflich wird, daß Aberglaube, Betrug, Intoleranz und andre Laster sich ihr zugesellen. Hier auf der Erde ist das Gute nie ohne einige Mischung mit Bösem, so wie das Licht nicht ohne Schatten, große Talente nicht ohne starke Leidenschaften und selbst die edelsten Charaktere nicht ohne Flecken sind. Noch haben wir nicht genug versucht, das Böse zu vermindern und das Gute zu vermehren, welches die Künste mit sich führen, und daß wir ein so strenges Urtheil, wie der schwermüthige Rousseau, über sie fällen dürften. Immer werden sie das vornehmste Mittel zur Ausbildung unsrer Fähigkeiten und Kräfte bleiben, und diese ist ja unsre Bestimmung hienieden. Kann nun wohl das, was unsre Bestimmung befördert, an sich böse und verwerflich seyn? — Rousseau bekämpfte die Musen mit denselben Waffen, welche er aus ihren Händen empfangen und durch ihre Anweisung geschickt zu führen gelernt hatte. Der Undankbare!

Hindernisse des Selbstdenkens.

Hinterl. W. B. IX. S. 257.

(Brief an Voltaire.)

Die Fortschritte der menschlichen Vernunft gehen viel langsamer, als man glaubt. Hören Sie die wahren Ursachen hiervon. Beinahe jedermann begnügt sich mit unbestimmten Begriffen; denn nur wenige haben Zeit, sie zu prüfen und ihnen auf den Grund zu kommen. Einigen sind von ihrer Kindheit an die Hände durch den Aberglauben gebunden, und sie wol-

len

len oder können ihre Ketten nicht zerbrechen; Andre überlassen sich nichtigen Kleinigkeiten, haben nicht eine Spur von Geometrie in ihrem Kopfe, und genießen des Lebens, ohne daß sie ihre Freuden nur einen Augenblick durch Nachdenken unterbrechen. Rechnen Sie hierzu noch die Furchtsamen, und die ängstlichen Weiber. Und alle diese Klassen machen doch die menschliche Gesellschaft aus. Es ist also schon viel, wenn sich unter tausend Menschen Ein denkender findet. Für ihn schreiben Sie und Ihres Gleichen; die Uebrigen ärgern sich an Ihnen und verdammen Sie mit christlicher Liebe.

Ueber diesen Gegenstand haben wir eine Preisschrift vom Herrn R. Thieme, und es wird nicht unzweckmäßig seyn, die Hauptsätze derselben hier zur Vergleichung mit Friedrichs Gedanken beizufügen.

Wenn viele Menschen nicht selbst denken, so kommt es daher, weil es ihnen an dem Bedürfniß fehlt, sich zu deutlichen Vorstellungen zu erheben. Der Staat verlangt es gewöhnlicher Weise nicht, und zwar weder die bürgerliche, noch die kirchliche, noch die wissenschaftliche, noch die gesellschaftliche Verfassung. Man kann, ohne selbst zu denken, ein Staatsbürger seyn, und als ein solcher, Unterhalt, Sicherheit, Ansehen und Gewalt erlangen. Man kann, ohne selbst zu denken, ein Glied irgend einer Kirche seyn, und sich der Rechte und Vortheile derselben erfreuen, da eine jede nur Einigkeit im Glauben, in der Sprache und den Gebräuchen fordert. Man kann die Wissenschaften lernen und lehren, und die gewöhnliche Absicht, welche man dabei hat, erreichen, ohne selbst zu denken. Man kann auch in den häuslichen und freundschaftlichen Verbindungen fortkommen, Andern gefällige Dienste leisten u. s. w., ohne selbst zu denken. In allen diesen Verbindungen ist also

das

das Selbstdenken nicht schlechterdings nothwendig. — Aber der Staat hindert es sogar auch, hauptsächlich durch die Erziehung und den Unterricht. Gewöhnlich wird die Denkkraft der Kinder nicht durch denkende Menschen entwickelt; man richtet sie bloß zum blinden Gehorsam und zum Glauben ab; die Lehrgegenstände (z. B. die Kirchenlehre) sind meistens nicht von der Art, daß der Lernende seine Denkkraft sonderlich daran üben kann, und selten hat die Lehrmethode diesen Zweck.

Dies ist der Ideengang des Herrn Th., mit welchem der königliche Weise in der Hauptsache, wie man sieht, wunderbar zusammen stimmt; und noch dazu trägt dieser seine Gedanken kürzer und zum Theil bestimmter vor. Besonders vermißt man in der Preisschrift eins der vornehmsten Hindernisse des Selbstdenkens, welches Friedrich anführt: Nur wenige haben Zeit, ihre Begriffe zu prüfen ꝛc. Die allermeisten Menschen werden durch die anhaltende Sorge für die Befriedigungsmittel ihrer Bedürfnisse so niedergedrückt, daß sie sich nicht bis zu deutlichen Begriffen erheben können. Dies Hinderniß wird auch so lange dauern, als die Regierungen fortfahren werden, der zahlreichsten Klasse von Menschen die Erwerbung ihrer Nothwendigkeiten zu erschweren.

Spiel mit Menschenleben.

Hinterl. Werk. B. I. Vorrede S. 17.

Das Traurigste bei dieser Politik ist, daß sie mit Menschenleben ihr Spiel treibt; und daß so verschwenderisch vergossenes Menschenblut ganz unnütz vergossen ist. Denn, könnten durch den Krieg die Gränzen endlich daurend bestimmt werden; so ließen sich noch die Umgekommenen als Schlachtopfer für die öffentliche Ruhe und Sicherheit betrachten. Aber, man mißgönne sich nur

Provinzen in Amerika; sofort wird Europa in entgegengesetzte Partheien getheilt, und man schlägt sich zu Lande und auf der See. Die Ehrgeitzigen sollten doch vorzüglich bedenken, daß die Waffen und die Kriegeskunst in Europa so ziemlich dieselben sind, und die Bündnisse gewöhnlich Gleichheit der Macht unter die kriegführenden Theile bringen; daß daher alles was zu unsrer Zeit die Fürsten von ihren glücklichsten Erfolgen erwarten können, darauf hinausläuft, durch wiederholte Siege eine kleine Gränzstadt oder ein Gebiet zu erobern, das die Zinsen der Kriegeskosten nicht einbringt, und dessen ganze Bevölkerung der Anzahl Bürger, die in den Feldzügen geblieben sind, nicht gleich kömmt.

B. II. S. 190.

Wenn die Fürsten um Provinzen spielen, so sind die Unterthanen die Marken, mit denen sie bezahlen.

Die Politik achtet Menschenleben für Nichts, wenn sie nur ihre ehrgeitzigen Plane ausführen kann; sie gebraucht die Menschen wie Maschinen, um ihre Zwecke zu erreichen. Diese Sprache eines ehrlichen Mannes, eines Königs, der es bedauert, durch die abscheuliche Politik fremder Höfe zu einer ähnlichen Handlungsweise gezwungen worden zu seyn, lautet ganz anders, als die Sprache feiler Journalisten und Zeitungsschreiber, wenn sie sagen: die tapfern Streiter ziehen hin zur Beschützung des Vaterlandes; sie sind bereit, zu sterben den schönen Tod fürs Vaterland.

Liebe zum Frieden.

Hinterl. Werk. B. IX. S. 310.

(Brief an Voltaire.)

Ich schränke meine Bemühungen darauf ein, daß ich die Herren Konföderirten zu Einigkeit und Frieden ermahne, daß ich ihnen zeige, es sey nicht einerlei, ob man ihre Religion verfolge, oder ob man nicht haben wolle, daß sie Andre verfolgen. Mit einem Worte: ich wollte, Europa hätte Frieden, und die ganze Welt wäre vergnügt. Diese Gesinnungen habe ich, wenn ich nicht irre, von dem verstorbnen Abbee de St. Pierre geerbt, und es kann mir leicht so gehen, wie ihm, daß ich keine Jünger in meiner Sekte bekomme.

B. XI. S. 284.

(Brief an d'Alembert.)

Wenn man einen Generalkongreß der Fürsten in Europa versammelte, so würde ich gewiß darauf antragen, daß alle unter einander Friede hielten, und in guter Eintracht lebten; allein die Aber würden hierbei kein Ende nehmen. Das Sicherste, was man in dergleichen Umständen thun kann, ist: dem Schicksal die Schlüsse der Zukunft zu überlassen, und mit einer gänzlichen Ergebung den Antheil, der auf uns fällt, anzunehmen.

Wie liebenswürdig erscheint hier Friedrichs Charakter! Er spricht nicht als ein König, dessen ehrgeizige Plane auszuführen ein Paarmal hundert tausend Mann bereit sind; sondern als ein menschenfreundlicher Philosoph im Privatstande. Es giebt zwar auch noch andre Regenten, welche den Krieg und die Veranlassung dazu sorgfältig vermeiden, weil sie — müssen: allein Er war friedliebend aus Grundsätzen der Menschlichkeit.

Die Zweifel wegen des glücklichen Erfolges eines allgemeinen Europäischen Fürstenbundes sind leider! nur zu gegründet. Man erinnere sich an gewisse ähnliche Verbindungen in unsern Zeiten; man denke an das vielversprechende System der bewaffneten Neutralität. Der Mächtige zerreißt solche Verbindungen, so oft es ihm vortheilhaft scheint, und wer darf sagen: was machst du? — Die Nationen haben sämmtlich nur Ein Interesse; aber nicht die Regierungen. Jene gewinnen bei einer allgemeinen fortdauernden Ruhe an Wohlstand und an Glückseligkeit, und verlieren bei jedem Kriege, wenn er nicht etwan wahre Nothwehr ist, oder zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Rechte geführt wird. So lange also die Nationen selbst nicht Bündnisse schließen können; so lange ist an die Ausführung des Vorschlags unsers guten Friedrichs nicht zu denken.

Bürgerliche Officiere.

Hinterl. Werk. B. V. S. 141.

Um diesen für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, hatte man aus dem Corps der Officiere Alles hinweggeschafft, was zum Bürgerstande gehörte. Diese Leute wurden bei den Garnisonregimentern angestellt, wo sie wenigstens eben so viel Werth hatten, als die, an deren Stelle sie kamen, welche, weil sie zu schwach waren,

ein Gnadengehalt erhielten; und da das Land selbst nicht so viel Edelleute hergeben konnte, als bei der Armee erforderlich waren, so nahm man Ausländer, aus Sachsen, aus Mecklenburg, aus dem Reiche in den Dienst, unter denen sich einige gute Leute befanden. Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Officiere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt; denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann indessen auch nicht leugnen, daß man bisweilen Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; allein dies ist selten, und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmanne keine andre Hülfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wenn er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift, und sich dadurch nicht mehr beschimpft glaubt.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 109.

Wie viele Feldherren, wie viele Staatsminister und Kanzler sind nicht von bürgerlicher Abkunft! Europa ist voll von solchen Männern, und dadurch nur um desto glücklicher; denn so sind diese Stellen dem Verdienste ertheilt. — Ich sage dies nicht, um das Blut der Wittekinde, der Carle, der Ottone zu verachten; im Gegentheile muß ich, aus mehr als Einem

Grunde,

Grunde, das Blut der Helden lieben: noch mehr aber liebe ich das Verdienst.

„Große Männer fehlen auch.“ Hiervon haben wir in dieser Stelle ein auffallendes Beispiel. Wie? Verdienst und Talent wird nur bisweilen unter Personen, die nicht von Geburt sind, angetroffen? und diese Fälle sollen selten seyn? Wie kann man doch der Erfahrung so gerade hin ins Angesicht widersprechen? Auch behauptet die Wahrheit ihr Recht wieder in der gleich darauf folgenden Stelle: „Wie viele Feldherren ꝛc.“ Das Wenigste, was man sagen kann, ist dieses, daß Verdienst und Talent eben so wohl unter Bürgerlichen, als unter Adelichen gefunden werde; man würde aber auch der Wahrheit nicht zu nahe treten, wenn man noch etwas mehr sagte. Es ist natürlich, daß sich derjenige weniger um Verdienst bemühet, welchen schon Geburt und Stand in den Genuß der Früchte desselben setzen.

Das Vorurtheil, daß nur der Adel zu den höhern Posten bei dem Militair tüchtig sey, verleitete den sonst so unpartheiischen und Gerechtigkeit liebenden König zu manchen Ungerechtigkeiten, wovon er selbst hier eine erzählt. Warum wurden die bürgerlichen Officiere, die doch im Kriege gute Dienste gethan hatten, nach Endigung desselben unter die Garnisonregimenter gesteckt? Doch wohl nicht zur Belohnung und zur Aufmunterung? Und welcher bittre Spott liegt in den Worten: „wo sie wenigstens eben den Werth hatten, als die, an deren Stelle sie kamen ꝛc.“ Was kann man von einem Officiere weiter verlangen, als die zum Dienste nöthige Geschicklichkeit, Erfahrung, Klugheit und Tapferkeit? Hatten sie diese Eigenschaften nicht; warum machte man sie zu Officieren? Besaßen sie dieselben aber; warum ließ man ihnen nicht ihre Stellen? Der Grund, den der König angiebt, ist in der That ein wenig seltsam: „Im Allgemeinen hat der Adel Ehre.“ Also der Bürgerstand nicht? Und was heißt das: der Adel hat Ehre? vermuthlich doch: er hält auf Ehre, er liebt die Ehre. — Nun ja, wenn Ehre ausschließ-

lich

lich sich auf die Geschicklichkeit, Menschen nach den Regeln der Kunst zu tödten, gründet; so muß man dem Adel eine vorzügliche Liebe zur Ehre einräumen, indem er jener Kunst seinen ersten Ursprung verdankt, und zum Theil noch jetzt kein andres Mittel, sich zu nähren und sich empor zu schwingen, kennt, daher Friedrich ganz recht sagt: dem Edelmanne bleibt keine andre Hülfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervor zu thun. — Wir wissen aber auch, daß noch vor etlichen hundert Jahren der Adel seine Ehre in Räubereien suchte, *) und daß der Bürger, wenn er sein Gewerbe dieser Ehre vorzieht, deshalb nicht zu verachten ist. Kommt es darauf an, nicht der leidigen Ehre wegen, sondern aus wahrer Liebe zum Vaterlande zu streiten, so giebt der Bürgerstand dem Adel weder an Tapferkeit, noch an Geschicklichkeit in der Kriegeskunst nach, wie in den neuern Zeiten Amerika und Frankreich gezeigt hat.

Ueber die Ehre des Adels hat Garve einige gründliche Bemerkungen geliefert. **) Er sagt: Wenn wir den Artikel der Ehre untersuchen, so müssen wir sie bei dem Stande beobachten, welcher sich vorzüglich dieselbe zuschreibt, der sich die Wachsamkeit, sie zu bewahren, als eine eigne Pflicht auferlegt — bei dem Adel. Bei diesem haben, wie die Erfahrung lehrt, bei aller Milderung unsrer Sitten, bei der vollkommensten Unterwürfigkeit aller Stände unter die landesherrliche Gewalt, trotz allem, was die Gesetze, die Moral und die Religion dagegen gesagt haben, sich in Ehrensachen die wirklich blutigen Fehden noch erhalten, durch welche ehedem alle Arten von Streitigkeiten ausgefochten wurden. Die Ursache liegt zum Theil in der Natur der Sache, zum Theil in Vorurtheilen des Stolzes — — Da die Ehre selbst nur in der allgemeinen Meinung der Menschen besteht: so kann nichts die gekränkte ersetzen, als was diese Meinung wieder so herstellt, wie sie vor der Injurie gewesen ist. Man sieht schon, daß dies in der Gewalt keines Richters, keines Landesherrn, wenigstens nicht für den gegenwärtigen Augen-

*) S. unter andern Gallus Brandenburgische Geschichte.
**) Philos. Abhandl. zum Cic. Th. I. S. 249. ꝛc.

Augenblick stehe: weil kein einzelner Aktus, selbst der unumschränktesten Gewalt, eine herrschende allgemeine Idee ändern kann. — — Die Vorurtheile des Stolzes aber haben diese Begriffe, welche an sich allgemein sind, auf einen gewissen Stand eingeschränkt, und eben deswegen haben sie sich tiefer eingewurzelt, deswegen sind sie heiliger gehalten worden, weil sie zugleich Unterscheidungszeichen desselben geworden sind. Denn thörichter Weise hält der Mensch weit eifriger über nichtsbedeutende Rechten, die ihm vor Andern allein zukommen, als über den wichtigsten, die er mit Allen gemein hat. — Wenn das Ansehen der Staaten sich nicht so leicht vereinigen kann, dieses Vorurtheil auszurotten, so wird vielleicht die fortgehende Aufklärung der Menschen es von selbst in Vergessenheit bringen.

Aber auch dieser Zeitpunkt scheint noch weit entfernt zu seyn. So lange das Wort Ehre noch etwas ausdrückt, welches das Eigenthum eines Standes, nicht das Vorrecht des Menschen ist; so lange es eine Ehre giebt, von welcher man gar nicht sagen kann, auf welcher Eigenschaft, auf welcher Handlung des Menschen sie beruhe; die lediglich einen Namen und die öffentliche Meinung zum Grunde hat — und gerade ist die Ehre des Edelmanns, die mit dem Degen vertheidigt wird, von dieser Art: — so wird dieselbe nothwendig durch jeden Angriff zerstört werden, und sie wird nicht anders gerettet werden können, als durch den Untergang dessen, der sie angegriffen hat. — Wenn aber je, zu einer künftigen Zeit, das Wort Ehre nichts anders ausdrücken wird, als die Ueberzeugung des Publikums, daß ein Mann die Pflichten seines Standes erfüllt, daß er sich untadelhaft aufgeführt habe: so wird dieselbe auch durch Nichts befleckt werden können, als durch Beweise, daß er ein Heuchler oder ein Bösewicht gewesen sey; so wird sie, wenn sie angegriffen worden, wieder hergestellt werden können, denn es wird möglich seyn, die öffentliche Meinung durch die wahre Darstellung der Sachen zu berichtigen. —

Aus dem Räsonnement dieses Philosophen ergiebt sich also, daß die Ehre des Adels, welche derselbe ausschließlich vor dem Bürgerstande hat (wie Friedrich meint), oder welche er sich wenigstens zueignet, bloß

schim-

schimärisch ist, und auf Vorurtheilen des Stolzes beruhet; diejenige Ehre aber, welche ihm mit dem Bürger und allen andern ehrlichen Leuten gemein ist, die eigentlich wahre genannt zu werden verdient, und allein dieses Namens und der Achtung und des Bestrebens würdig seyn kann.

Adelstolz.

Hinterl. W. B. IX. S. 295.

(Brief an Voltaire).

Während des Krieges herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit, und man begrub täglich sechs und zwanzig Personen. Eine gewisse Gräfin sagte damals: „Gott sey Dank! der hohe Adel wird verschont; Alles, was stirbt, ist nur Pöbel.“ Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edlern Theilen zusammengesetzt zu seyn, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen. Auch in großen Monarchieen ist es so; nur der kennt und verflucht die Unterdrückung, der sie selber schon fühlte. Die Günstlinge Fortunens, welche sie im Glück eingeschläfert hat, glauben, die Noth des Volks werde übertrieben, Ungerechtigkeiten wären nur Versehen, und wenn nur die erste Triebfeder in gutem Stande sey, so komme auf alles Andre nicht viel an.

Ahnen.

Fr. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 385.

(Aus dem moralischen Dialoge zum Gebrauch des jungen Adels).

F. Sie glauben also nicht, daß edle Herkunft und berühmte Vorfahren die Nachkommen berechtigen, keine eignen Verdienste zu haben? A. Ganz und gar nicht. Solche Vorfahren sind vielmehr eine Aufmunterung, daß man sie übertreffen soll, da nichts schimpflicher ist, als seinen Stamm ausarten zu lassen. In diesem Falle dient der Glanz der Ahnen, anstatt die Nachkommen zu verherrlichen, nur dazu, ihre Schande desto heller zu zeigen.

Wenn man in allgemeinen Ausdrücken über einen Stand schreibt, so versteht sich von selbst, daß man nicht alle einzelne Glieder desselben im Auge hat, sondern nur den Charakter des ganzen Corps bezeichnen will. Es darf also auch Niemanden befremden, wenn Friedrich spricht: Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben u. s. w. Denn es ist wohl nicht zu läugnen, daß der Adelsgeist im Allgemeinen sich noch immer so äußert.

Eine ähnliche Anekdote, wie die hier erzählt:, findet sich in der neuen allgemeinen Deutschen Bibliothek,*) welche der Recensent der Meinerschen Schrift: Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten Europäischen Völkern; anführt. Seine Worte sind diese:

„Es ist unglaublich und doch wahr, daß in dem letzten Jahre ein Gemeiner von Adel, den außer den Bauern seines Dorfs, wenn er anders eins besitzt, kein Mensch kennt, noch kennen mag, an einem

*) des zweiten Band. zweit. St. S. 485.

einem berühmten Deutschen Brunnen, wo viele verdienstvolle und große Männer von bürgerlichem Stande gegenwärtig waren, sich höchlich darüber wunderte, daß die Bürgerlichen in der Mitte der großen Allee gehen dürften! Vernünftige oder auch nur kluge Adliche äußern freilich solche Gedanken nicht laut; allein man sieht doch hieraus und aus tausend ähnlichen Zügen, die Jeder aus Erfahrung haben wird, mit was für Ideen der größte Theil des Deutschen Adels noch bis diese Stunde von Jugend auf genährt wird. Indeß gesteht Recensent offenherzig, daß die meisten Anmaßungen und Insolenzen, deren sich der Adel schuldig macht, im Grunde nur durch die eigne Wegwerfung der Bürgerlichen und die sklavische Verehrung, die sie dem Adel zollen, hervorgelockt werden. Muß der Adliche nicht endlich glauben, er sey wirklich ein Wesen höherer Art, wenn er sich von den Bürgerlichen als ein solches behandelt sieht? Nie hat ein Dichter ein wahreres Wort gesprochen, als Bürger in folgenden Zeilen:

Des Adels Hochmuth wird sich geben
Wenn unsre Kriecherei sich giebt."

Die gedachte Meinersche Schrift enthält unter andern vortrefflichen Stellen auch eine Betrachtung über die Ahnen, welche hieher gehört.

„In allen Europäischen Reichen ist der bei weitem größte Theil des ältesten Adels, der sich durch höhere, angeborne und erworbne Vorzüge empor gehoben hatte, ausgestorben oder vertilgt worden, und ein großer Theil des heutigen Adels hat den Rang und die Vorrechte, welche seine Nachkommenschaft noch jetzt besitzt, nicht durch Verdienste, sondern durch Geld *) oder Laster erworben. Wenn sich

*) Allgem. Deutsch. Bibl. B. CXI. St. 2. S. 396. (Recens. d. Schr. De nobilitate codicillari etc. auctore Klüber), „Angehängt ist die Taxe der Adelsbriefe, woraus man sieht, daß man das Recht, auf die Bürgerkanaille erab zu sehen, Hofchargen zu bekleiden, mit den Fürsten L'hombre zu spielen, an ihren Parties de Plaisir Theil zu nehmen, an den Hofragouts sich den Magen zu verderben — — bei Besetzung der Ci-

sich auch von dem alten echten Adel einzelne Familien erhalten, oder von dem neuern einzelne Geschlechter durch die Verdienste ihrer ersten Stammherren emporgeschwungen haben; so sind auch diese meist durch die Sünden ihrer Väter oder durch Verbindungen mit schon ausgearteten Häusern so verdorben worden, daß die Nachkommen selten auf die ungeschwächten Kräfte und Tugenden ihrer Vorfahren Anspruch machen können. Selbst unter den erlauchten oder regierenden Europäischen Häusern sind viele, aus welchen schon lange keine andre, als schwache, geistlose und zu allen großen Dingen unfähige Kinder geboren werden. Auch würde man eine nicht geringe Zahl zusammenbringen, wenn man alle Fürsten und Fürstinnen, alle Fürstensöhne und Fürstentöchter zusammen zählen wollte, die entweder blödsinnig oder verrückt sind, oder doch nicht einmal gemeine Gaben und Tugenden besitzen."

Der Stolz, der sich auf Ahnen gründet, ist nicht um ein Haar besser, als die närrische Einbildung der Juden, welche sich für Lieblinge Gottes hielten, weil — Abraham ihr Vater sey. Christus gab ihnen, als sie sich mit diesem ihrem großen Ahnherrn brüsteten, die gegründete Antwort: Wäret ihr Abrahams Kinder, so thätet ihr Abrahams Werke; aber aus euren Werken schließe ich, daß der Teufel euer Vater ist.

vil- und Militärstellen ohne alles Verdienst sich dem verdientesten Bürgerlichen vorzudrängen, und endlich einen seiner Nachkommen über etwa 150 Jahre in den Stand zu setzen, Churfürst von Mainz zu werden, bei dem kaiserl. Reichshofrath um den Spottpreis von 386 Gulden 30 Kreutzer käuflich haben kann."

Minister

Minister an fremden Höfen.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. II. S. 155.

Die Minister der Fürsten an auswärtigen Höfen sind privilegirte Spione, welche auf das Betragen der Regenten, zu denen sie geschickt worden sind, Acht haben; sie müssen deren Plane ergründen, ihre Schritte entziffern, und ihre Unternehmungen voraussehen, um ihre Herren zu gehöriger Zeit davon zu benachrichtigen. Der Hauptgegenstand ihrer Sendung ist, das Band der Freundschaft unter den Fürsten enger zu knüpfen; anstatt aber die Beförderer des Friedens zu seyn, sind sie oft die Werkzeuge des Krieges. Sie wenden Schmeichelei, Ränke und Verführung an, um den Ministern die Staatsgeheimnisse zu entlocken: die Schwachen gewinnen sie durch ihre List, die Stolzen durch glatte Worte, die Eigennützigen durch Geschenke. Kurz, sie thun bisweilen alles Böse, was sie nur können; denn ihre Sünde kommt auf die Rechnung des Diensteifers, und vor der Strafe können sie sicher seyn. — Gegen die Kunstgriffe dieser Spione müssen die Fürsten richtige Maßregeln treffen. Je wichtiger der Gegenstand der Unterhandlung wird, um desto mehr haben sie Ursache, mit aller Strenge auf das Betragen ihrer Minister zu achten, um zu erforschen, ob etwa ein goldner Regen die Strenge ihrer Tugend erweicht habe.

Wie die Ausdehnung, welche die Staatskunst erlangte, ihre Operationen vervielfältigte; so hielt es auch jede Macht ihrem Interesse für zuträglich, an

fremden Höfen auf immer Unterhändler zu bestellen, die vorhin nur auf sehr kurze Zeit gebraucht wurden. Die Gewohnheit, ununterbrochen zu unterhandeln, brachte Maximen hervor, die bis dahin unbekannt waren. Auf Freimüthigkeit und Geschwindigkeit vorübergehender Unterhandlungen folgten Langwierigkeit und List. Man prüfte sich, man studierte sich, man suchte sich wechselsweise zu ermüden und zu überrumpeln. Konnte man Geheimnisse nicht ergründen; so suchte man sie durch Geld zu erforschen; und Bestechung vollendete, was Ränke angefangen hatten.

Es schien nöthig zu seyn, diesem unruhigen Geiste, den man allen Gesandten eingeflößt hatte, immer neue Nahrungsmittel zu geben. Heut zu Tage scheint die Staatskunst, gleich dem hinterlistigen Insekte, welches seine Netze in der Dunkelheit spinat, ihr Gewebe mitten in Europa ausgespannt, und gleichsam an alle Höfe angehängt zu haben. Man kann nicht einen einzigen Faden berühren, ohne sie alle zu ziehen. Der geringste Regent hat bei Traktaten zwischen großen Mächten irgend ein geheimes Interesse. Zwei kleine Deutsche Fürsten können kein Lehn oder Domaine vertauschen, ohne von den Höfen zu Wien, London oder Petersburg in ihrer Sache entweder unterstützt oder verhindert zu werden. Ueber eine kleine Gebietserweiterung muß in allen Kabinetten Jahre lang unterhandelt werden. Der Völker Blut ist die einzige Sache, um die man nicht viel Wesens macht. Ein Krieg ist in zwei Tagen beschlossen; ein Friede verzieht sich ganze Jahre. Diese Langsamkeit in Unterhandlungen, die aus der Natur der Geschäffte herfließt, hängt auch noch vom Chgrakter der Unterhändler ab.

Die meisten sind Unwissende, die mit einigen einsichtsvollen Männern unterhandeln. Der Kanzler Oxenstierna befahl seinem Sohne, sich anzuschicken, zum Friedenskongreß nach Westphalen abzugehn. — Aber, antwortete der junge Mensch, ich habe keine vorläufige Kenntniß von diesem wichtigen Auftrag. — Ich werde dich dazu vorbereiten, erwiederte sein Vater. Vierzehn Tage nachher, ohne daß Oxenstierna mit seinem Sohne geredet hatte, sagte er zu ihm: Mein Sohn, Morgen sollst du

abrei-

abreisen. — Aber, lieber Vater, Sie hatten mir versprochen, mich zu unterrichten, und Sie haben es nicht gethan. — Gehe immer hin, versetzte der erfahrne Minister, indem er die Achseln zuckte, Du wirst wohl sehen, durch was für Menschen die Welt regiert wird.*)

Fürsten.

Hinterl. W. B. VI. S. 41.

Wenn meine Reflexionen so glücklich sind, das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden sie Wahrheiten darin finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler nie gehört haben würden; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne einnehmen. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die höchst vergiftete Quelle von dem Unglück Europens sind. Sehet hier den Irrthum der meisten Fürsten! Ihrer Meinung nach hat Gott, bloß aus ganz besonderer Sorgfalt für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz, diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertrauet ist, und ihre Unterthanen sind bloß zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald der Grundsatz, von welchem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins Unendliche fehlerhaft seyn: und daher entspringt denn dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher diese brennende Begierde, Alles an sich zu reißen,

*) Gemählde von Europa. S. 118.

daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, daher ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei, und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von diesen irrigen Ideen losmachten, und bis zu dem Zwecke ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten; so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker sey, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keinesweges einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Spiele, seiner Einfälle zu seyn; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglücke zu fühlen, und ihnen beizustehen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, damit er sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege verflechte: mit einem Worte, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, und nicht zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen, dienen würde.

Stünde so dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die beiden Klippen vermeiden, welche

zu allen Zeiten den Untergang der Reiche und die Verheerung der Welt verursacht haben: nämlich die ungemessene Ehrsucht und die schimpfliche Vernachlässigung der Geschäffte. Anstatt unaufhörlich Plane zu Eroberungen zu machen, würden diese Götter der Erde sich alle Mühe geben, das Glück ihres Volks zu sichern, sie würden allen ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen, und ihre Regierung sanft und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen; ihre edlen Thaten müßten es wünschenswerth machen, als ihr Unterthan geboren zu seyn; es müßte unter ihnen eine großmüthige Nacheiferung herrschen, es einander in Güte und Milde zuvor zu thun. Mögen sie inne werden, daß der wahre Ruhm eines Fürsten nicht in der Unterdrückung ihrer Nachbarn, nicht in der Vermehrung ihrer Sklaven besteht; sondern in der Erfüllung der Pflichten ihres Amtes, und in der Beeiferung, den Absichten derer zu entsprechen, die sie mit ihrer Macht bekleidet haben, und von denen ihnen die höchste Gewalt übertragen ist.

Diese Monarchen sollten bedenken, daß die Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man an einem Privatmanne mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheut. Von einer andern Seite, wenn die Fürsten immer ihre Pflicht vor Augen hätten, und ihre Obliegenheiten nicht als Beschäfftigungen, welche ihrer Größe unwürdig sind, vernachlässigten; so würden sie nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es vielleicht an Ta-

lenten fehlt, und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt, als dem Herrn. Die Fürsten würden selbst über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden die äußerste Sorgfalt anwenden, in die Plane derselben einzudringen, und ihren Unternehmungen zuvor zu kommen: sie würden sich durch gute Bündnisse gegen die Politik jener unruhigen Köpfe in Sicherheit setzen, die nicht aufhören, um sich zu greifen, und die, gleich dem Krebse, an Allem nagen und Alles verzehren, was sie berühren. Die Klugheit würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse, welche dergleichen Fürsten schlössen, enger zusammen ziehen; die Weisheit würde ihre Rathgeberin seyn, und die Plane ihrer Feinde in der Geburt ersticken: sie würden anhaltende Thätigkeit, welches beständig die Wohlfahrt des Ganzen zum Zwecke hätte, dem trägen und wollüstigen Hofleben vorziehn.

Mit einem Worte: es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu Grunde zu richten; und es ist eine frevelhafte Ungerechtigkeit und Raubsucht, Länder an sich zu bringen, auf die man keinen gerechten Anspruch hat.

Hinterl. W. B. VIII. S. 231.

(Brief an Voltaire.)

Ein Souverain, mag er nun groß oder klein seyn, kann als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elend, so viel nur in seinen Kräften steht, abzuhelfen. Er ist wie

ein

ein Arzt, und heilt die Noth seiner Unterthanen, wenn auch gleich nicht ihre Krankheiten. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden und das Geschrei der Unterdrückten muß bis zu ihm hin gelangen. Entweder aus Mitleiden gegen Andere, oder aus gewissen Betrachtungen über sich, muß er von der traurigen Lage derer gerührt seyn, deren Elend er sieht; und wenn sein Herz nur einigermaßen gefühlvoll ist, so werden die Unglücklichen alle Theilnahme bei ihm finden, deren sie bedürfen.

Ein Fürst verhält sich zu seinem Volke, wie das Herz zu dem mechanischen Baue unseres Körpers. Dies bekommt das Blut aus allen Gliedern, und treibt es wieder bis zu den äußersten Theilen hin; und so erhält jener von seinen Unterthanen Treue und Gehorsam, und giebt ihnen dafür Ueberfluß, Wohlstand, Ruhe und Alles, was zum Besten und zur Beförderung der Gesellschaft beitragen kann.

Hinterl. W. B. X. S. 379.

(Brief an d'Argens).

Wir Fürsten dürfen uns nur in unsrer Herrlichkeit zeigen, so wie der Herrgott bei der Messe. Man erhebt eine vergoldete Monstranz; alles Volks betet an; die Messe wird gelesen, und von harmonischen Instrumenten begleitet; das Beispiel der Menge flößt eine Art von düstrer finstrer Ehrfurcht ein; nun kommt aber ein Quidam dazu, prüft die ganze Ceremonie, nimmt die Monstranz, findet ein Stückchen ungesäuertes Brot darin, und lacht über den Aber-

glauben des Volks. Da, mein Lieber, hätten Sie eine moralische Fabel, die Sie zu Ihrem Nutzen anwenden können.

B. XI. S. 262.

(Brief an d'Alembert.)

Die Gesetze sind dazu da, daß sie die Schwachen vor der Unterdrückung der Mächtigen beschützen sollen; und sie würden überall beobachtet werden, wenn man genaue Obacht auf diejenigen hielte, durch welche die Gesetze sprechen und handeln. Sie haben vortreffliche Reden von Ihren Präsidenten bei den Parlamentseröffnungen, welche zeigen, daß diese geschickten Richter bemüht waren, die Räthe gegen die Gebrechen und die Laster der Menschheit zu bewahren, durch welche sie zu treuloser Verwaltung ihres Amtes verleitet werden könnten; aber es ist nicht immer hinlänglich zu warnen: bisweilen sind auch Beispiele von Strenge nöthig, um eine so große Menge von Räthen in ihrer Schuldigkeit zu erhalten. Ursprünglich sind die Regenten die Richter des Staats; nur die Menge der Geschäffte hat sie gezwungen, dieses Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzgebung anvertrauen. Aber dennoch müssen sie diesen Theil der Staatsverwaltung nicht zu sehr vernachlässigen, oder wohl gar dulden, daß man ihren Namen und ihr Ansehen dazu mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Aus diesem Grunde bin ich genöthigt, über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist; weil ein

ungerech-

ungerechter Richter ärger ist, als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum sichern, und sie so glücklich machen, als es die Natur des Menschen gestattet; diese Pflicht hat ein Jeder, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist; und ich bestrebe mich, diese Pflicht aufs beste zu erfüllen. Wozu nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und des Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie.

Hinterl. W. B. X. S. 71.

(Brief an Voltaire.)

Sie haben über die Kunst der Könige gesprochen, und die Todten billig beurtheilt. Bei den Lebenden hat das mehr Schwierigkeit; denn es ist nicht Alles bekannt, und man wird zuweilen durch einen einzigen Umstand genöthigt, das zu billigen, was man vorher verdammte. Ludwig der XIV. ward bei seinen Lebzeiten getadelt, daß er den Successions-Krieg unternommen hatte; gegenwärtig läßt man ihm Gerechtigkeit wiederfahren, und jeder unpartheiische Richter muß zugestehen, daß er unedel gehandelt haben würde, wenn er das Testament des Königs von Spanien nicht angenommen hätte. Alle Menschen begehen Fehler; folglich auch die Fürsten. Der wahre Weise der Stoiker, und ein vollkommener Fürst, haben nie existirt, und werden es auch nie.

Fürsten, wie Carl der Kühne, Ludwig der XI. Alexander VI. uud Ludwig Sforza, sind Geißeln für

ihre Völker und für die Menschheit; indeß, dergleichen giebt es jetzt in Europa nicht. Wir haben eine Menge schwacher Fürsten, aber keine Ungeheuer, wie die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Schwachheit ist ein Fehler, der sich nicht ablegen läßt; man muß sich in diesem Punkte an die Natur, und nicht an den Menschen halten. Ich gebe zu, daß sie aus Schwäche Böses thun; aber in jedem Lande, wo die Thronfolge erblich ist, müssen nothwendig auch dergleichen Geschöpfe die Oberhäupter seyn, da keine Familie in der Welt eine fortlaufende Reihe von großen Männern aufzuweisen hat. Glauben Sie mir, die Anordnungen der Menschen werden nie einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreichen. Man muß sich mit dem Beinahe begnügen, und nicht heftig gegen Mißbräuche deklamiren, die sich nun doch einmal nicht abstellen lassen.

Fried. II. bei s. Lebz. gedr. W. Th. IV. S. 165.

(Epistel an Podewills).

Freund! ist's die Weisheit denn, die diese Welt regieret?
Die hohen Häupter, trotz der Krone die sie zieret,
Sind nicht die Klügsten auch! — In Pracht und Ueberfluß
Erzogen, früh entnervt durch sinnlichen Genuß,
Ist Müßiggang ihr Glück; sie scheun, sich anzustrengen.
„Man braucht der Uhr nicht erst Gewichte anzuhängen,
„Sie treibt sich selbst. Der Lauf der Dinge steht nie still,
„Und alles gehet so wie es der Himmel will;
„Die Vorsicht sorgt, was darf der Mensch sich erst bemühen?"
So läßt man ungebraucht die beste Zeit entfliehen.

So

So schläft auf seinem Thron, der Erde nur zur Last,
Manch weichlicher Regent, der die Geschäffte haßt,
Nur seinem Harem lebt, nur an der Tafel schlemmet,
Nichts Gutes thut, und nicht einmal das Böse hemmet.

Wenn Sachsen — dieser einst an Kräften reiche Staat —
Seit Jahren her erschöpft, sich seinem Falle naht,
Wenn sein Kredit verfällt, sein ganzer Schatz versieget,
Und das verarmte Volk den Lasten unterlieget:
So meßt die Schuld davon nicht seinem Fürsten bei;
Klagt ihn der Schlafsucht an; doch nicht der Tyrannei;
Sein träges Phlegma nur läßt sich mit Recht verdammen;
Aus dieser Quelle, nicht aus bösem Herzen, stammen,
Die Uebel, die er schuf; er schläft im weichen Schooß
Der Wollust ein, und läßt des Staates Zügel los.
Trotz der Bequemlichkeit der Großen, und den Schwächen
Der Könige, und trotz den mancherlei Gebrechen
Der Staatsverwaltung, die nicht selten, tödtlich krank,
In Pfuscherhände fällt, geht alles seinen Gang;
Doch schlechten Fürsten ists vorzüglich zuzuschreiben,
Wenn Flor des Staats und Glück des Volks nur Wünsche bleiben.
Doch, unterdrücken wir den Hang zur Spötterei,
Und schonen unsre Staatsgenossen! Fehlerfrei —
Sind wirs denn etwa selbst? Hat uns bei allen Schritten
Behutsamkeit gelenkt? Sind wir nie ausgeglitten?
Ward jegliches Geschäfft mit Vorsicht ausgeführt?
Giebts nicht der Tage wo der Geist Ermattung spürt,
Wo, statt das Ganze scharf und theilweis zu durchspähen,
Wir kaum mit flüchtgem Blick den Umriß übersehen?

Ebendas. S. 171.

(Aus der Epistel an die Markgräfin von Baireuth).

O, welchen innern Grimm hab' ich nicht oft empfunden,
Wenn sich so mancher Fürst an Pferden und an Hunden
Aufs allerzärtlichste bewies, so daß es schien,
Nur dieser wegen sey ihm seine Macht verliehn! —
Die Menge Pferde wohlgepflegt und wohlgenähret,
Und tausend Dürftige, vom Hunger fast verzehret;
Verschwendung ohne Maß aus bloßer Eitelkeit,
Indeß der Leidende umsonst nach Hülfe schreit:
Dies Alles — o, wer kann gleichgültig es betrachten?
Wer lernt die Großen nicht bei ihrem Glück verachten?

Originale zu diesen Schilderungen werden sich immer noch hin und wieder finden. Der Mensch scheuet von Natur die Arbeit, und liebt Müßiggang und Vergnügen. Was Wunder, wenn dies Fürsten thun, welche zur Arbeit weniger, als Andre, getrieben und zum Genuß des Vergnügens stärker gereitzt und häufiger veranlaßt werden! — Der alte ehrwürdige Moser giebt sehr richtig die fehlerhafte Erziehung der Prinzen als die Hauptquelle schlechter Regierungen an. *) „Viele Väter verstehen selbst zu wenig von den Geschäfften, haben Ekel davor, und geben ihren Ergötzlichkeiten mehr, als ihren Pflichten nach. Die Bosheit und Tücke unredlicher Minister und müßiger Hofschranzen tragen auch das Ihrige dazu bei, die Abneigung der Prinzen gegen Regierungsgeschäffte zu verstärken. — Welche nützliche und würdige Beschäfftigung wäre es für sie, die Aemter zu bereisen, von der Landökonomie, der eigentlichen Quelle des Reichthums, durch eigne Einsicht richtige Begriffe, und zugleich durch Betrachtung der unendlichen Mühe und sauren Arbeit der Unterthanen menschen-

*) Der Herr und der Diener, S. 28 ꝛc.

menschenfreundliche Gesinnungen zu erlangen; den Fleiß der Fabriken und Handwerksleute durch ihren Besuch zu beleben; durch die einem Herrn, dem ein Theil der Erde zur Verwaltung übergeben ist, so anständige Bemühung, die innern Schätze seines Landes in Bergwerken, auch andre Schönheiten der Natur zu erkennen und zu erforschen, und bei allem diesem das Genie und die Denkungsart seiner Unterthanen, die Fehler oder Vorzüge der Regierung kennen zu lernen. Wie nützlich zubereitet würde ein solcher Herr sein künftiges Regiment antreten. Was geschieht aber Statt dessen? In dem schädlichsten Müßiggange werden die besten Jahre hingebracht, das Gemüth der Arbeit und einer soliden Beschäfftigung entwöhnt, wenn es noch gut geht, auf Kleinigkeiten und nichtswürdige oder doch einem künftigen Regenten allzu niedrige Dinge gelenkt; nur allzu oft aber die für die künftige Wohlfahrt eines ganzen Landes so kostbaren Lehrjahre mit Wollüsten, Jagen, Spielen, Trinken und einem läppischen Soldatieiren zugebracht. — — Mit dieser schlechten Zubereitung rücken die Herren endlich in die Regierung ein, nicht als in ein Amt, dessen Pflichten sie gründlich erlernt hätten, sondern mit der Freude eines Sohns, der seinem Vater schon längst ein sanftes und seliges Ende gewünscht, und sich nun in dem Besitz eines Vermögens sieht, mit dem er, seiner Meinung nach, schalten und walten kann, wie er will. Die alten Neigungen legen sich nicht mehr ab, und im Alter lernt sichs spät und ungern, was man in der Jugend zu lernen versäumt hat, oder was von Andern zu lehren versäumt worden ist."

Gelehrte.

Hinterl. W. B. VIII. S. 83.

(Brief an Voltaire.)

Die Fürsten achten gewöhnlich die Gelehrten nicht. Da diese Herren so wenig Sorgfalt auf ihren Anzug wenden, und mit dem Staube ihres Studierzimmers

bedeckt

bedeckt sind; da ferner ein durch gute Schriften ausgezierter Kopf und das leere Gehirn der Großen nicht sonderlich zu einander passen: so machen sich diese über die Gelehrten lustig, und vergessen dabei, daß sie dennoch große Männer sind. Die Hofleute respektiren das Urtheil der Fürsten zu sehr, als daß sie anders denken sollten, und sie affektiren daher ebenfalls Verachtung gegen Männer, von denen sie tausendmal aufgewogen werden. O Zeiten! o Sitten! Ich für meinen Theil fühle, daß ich nicht für unser Jahrhundert geschaffen bin; indeß begnüge ich mich damit, daß ich dem Beispiele andrer Prinzen nicht folge. Ich predige ihnen ohne Unterlaß: Stolz verrathe die höchste Ignoranz; ich räume die Ueberlegenheit der großen Männer von Ihrer Art ein; halte diese alle meines Weihrauchs, und Sie, mein Herr, meiner ganzen Hochachtung würdig, die Ihnen im äußersten Grade gebührt.

Was man nicht kennt und liebt, das kann man nicht schätzen; also ist der Schluß ganz richtig, daß nur Ignoranten Verächter der wahren Gelehrsamkeit seyn können. Oft aber haben wirkliche Ignoranten unter den Großen, um Liebhaber der Gelehrsamkeit zu scheinen, dieselbe geehrt und belohnt, wodurch sie in den Ruf würdiger Männer gekommen sind. Man giebt auch wohl einigen Gelehrten Pensionen, damit sie den Hof und was mit demselben zusammenhängt, fein loben und gewisse Absichten befördern helfen; von Seiten des Regenten wird dies aber dem Publikum als großmüthige Belohnung der Verdienste, als Aufmunterung zum Fleiß in den Künsten und Wissenschaften verkauft. Das war unter andern die Maxime Ludwigs XIV. Friedrich hingegen spottete öffentlich über seine Lobredner, und gab dem Witz sei-

ner Tadler Beifall. Was Er für die Wissenschaften that, das that er ohne alle niedrige Privatrücksichten.

Glänzendes Elend.

Hinterl. W. B. VII. S. 270.

(Brief an Jordan.)

In der That, die Ehre, das große Rad der Europäischen Angelegenheiten zu drehen, macht einem sehr saure Arbeit; die weniger glänzende Lage der Unabhängigkeit, der Muße und der Vergessenheit ist, dünkt mich, viel glücklicher, und das wahre Loos des Weisen in dieser Welt. Ich denke oft an Rheinsberg, und an den freiwilligen Fleiß, der mich mit den Wissenschaften und Künsten vertraut machte. Aber bei dem Allen ist keine Lage ohne Bitterkeit. Ich hatte damals kleine Freuden; doch fehlte es auch nicht an kleinen Unfällen. Damals schiffte ich auf einem Flusse, gegenwärtig auf dem offnen Meere. Eine Welle hebt mich bis zu den Wolken, eine andre schleudert mich in den Abgrund, und eine dritte wirft mich noch scheller wieder in die äußerste Höhe. Dieser heftigen Bewegungen der Seele bedarf nun der Philosoph eben nicht; denn es ist, was man auch sagen mag, doch sehr schwer, bei den verschiednen Schicksalen gleichgültig zu seyn, und das Gefühl aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Umsonst bemühet man sich, im Glücke kalt zu scheinen, und im

Kummer unempfindlich zu seyn; das Gesicht kann sich wohl maskiren, aber der Mensch, das Innere, die Falten des Herzens werden um nichts desto weniger getroffen. Ich für mein Theil verlange weiter nichts, als daß Fortuna mir die Menschlichkeit und alle die Tugenden nicht verderben soll, zu denen ich mich immer bekannt habe. Wie ich hoffe und mir schmeichle, werden meine Freunde mich immer so wiederfinden, wie ich gewesen bin. Bisweilen werde ich beschäfftigter, voll Sorgen, unruhig und mit Arbeiten überhäuft seyn; aber doch immer bereit, Ihnen zu dienen, und besonders Ihnen zu beweisen, daß ich Sie von ganzem Herzen achte und liebe.

Hinterl. W. B. VIII. S. 133.

(Brief an Voltaire.)

Gern entsagte ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Habbegierde und Ehrsucht; aber ich fühle nur zu stark, daß ich, wenn ich kein Prinz wäre, sehr wenig seyn würde. Sie werden um ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert; aber ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen.

Ach! mein theurer Freund, wie sehr haben Sie Ursache mit Ihrem Schicksale zufrieden zu seyn! Ein großer Fürst war im Begriffe seinen Feinden in die Hände zu fallen, und sah seine Hofleute um sich her in Verzweiflung und in Thränen. Da sagte er folgende wenige Worte, die einen großen Sinn enthalten:

Ich

Ich sehe an euren Thränen, daß ich noch König bin.

B. XI. S. 336.

(Brief an d'Alembert.)

Alles giebt uns zu erkennen, wie gebrechlich unsre Natur ist, wie wenig wir sind, und in welche Unendlichkeit wir uns versenken werden. Und in einer solchen Lage haben wir noch die Frechheit, uns aufzublähen, uns fast der Gottheit beizugesellen, von Hoheit, Würden, Majestät, und hundert andern solchen Thorheiten zu reden; die jedem anekeln müssen, der die Natur des Menschen, seine Eitelkeit, und sein Nichts erkennt!

So dachten und sprachen alle wahrhaft große Männer über die Eitelkeit des Hoflebens und über den Ruhm. In welchem Lichte erscheint dagegen ein Alexander, ein Ludwig XIV, denen man so unverdienter Weise den Beinamen der Großen gab! Und so wie Friedrich dachte, so lebte und handelte er auch, indem er stets seinen Grundsätzen treu blieb. Nie sahe man das gewöhnliche Hofgepränge in seinem stillen Sans-Souci, welches in dieser Hinsicht eher der Wohnung eines Privatmannes, als dem Aufenthalt eines mächtigen Monarchen glich, und so wenig er auch die Pflichten seines königlichen Amtes vernachlässigte; so kehrte er doch immer wieder zu seinen Lieblingen, den Musen zurück, in deren Gesellschaft er alle rauschende Vergnügungen des Hofes vergaß.

Friedrich spottete öfters über die niederträchtige Schmeichelei der Höflinge, welche die Könige Ebenbilder Gottes nennen, und ihre Majestät von Gott selbst herleiten. Nun höre man auch das Räsonnement eines berühmten Publicisten:

„Origo maiestatis a Deo, ist eine gefährliche scholastische Grille, und das erst spät aufgekommene: Von Gottes Gnaden; eine Kanzeleiphrasis. Heißt Majestät Unabhängigkeit und irresponsabilité eines Naturmenschen in Allem, was er ohne Beleidigung eines Andern thut: so ist sie ein Ur-Recht aller Menschen, und diese Majestät ist von der Natur, also von Gott. Aber mit diesem hohen Ur-Rechte kann das Volk (der große Haufe) so wenig zu rechte kommen, als ein Kind mit seinem ihm durch Erbschaft angefallnen Rittergute. Es muß regiert werden, dieses Bedürfniß fühlt es selbst; d. i. es muß durch Eintritt in den Staat seiner angebornen Majestät entsagen, und sie auf Andre transferiren. Diese Andre, Herrscher (Regierer) genannt, erhalten dadurch auf die übrigen die Erlaubniß, ihre Handlungen zu dirigiren, und für sich selbst das Recht der letzten Instanz. So entsteht eine neue Art von Majestät, denkbar bei allen Regierungsformen, aber verschieden, mehr oder weniger sichtbar und wirkend nach der Verschiedenheit derselben. Nur diese Majestät ist nicht Gottes- sondern Menschenwerk, wiewohl den gütigen Zwecken der Gottheit gemäß, folglich ihr wohlgefällig. S. Schlözers allgem. Staatsrecht, S. 97.

Benehmen bei Satiren.

Hinterl. Werk. B. X. S. 97.

(Brief an Voltaire.)

Ich habe mir endlich die sieben Dialogen *) verschafft, und weiß ihre Geschichte aus dem Grunde. Der Verfasser dieser Schrift ist ein Engländer Namens Lindsey, ein Theologe von Profeßion, und Hofmeister bei dem jungen Prinzen Poniatowsky, dem Neffen des Königs von Polen. Er

*) Ueber die Theilung Polens,

Er schrieb seine Satire auf Anstiften der Czartorinsky, der Oheime des Königs, und zwar Englisch. Als sie fertig war, dachte man erst daran, daß Niemand in Polen sie verstehen könnte, wenn sie nicht in's Französische übersetzt würde. Dies geschah denn auch sogleich; aber da der Uebersetzer eben nicht der beste seyn mochte, so schickte man die Dialogen an einen gewissen Gerard, der damals Französischer Consul in Danzig war, und jetzt in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Vergennes stehet. Dieser Gerard nun, dem es nicht an Witz fehlt, der mir aber die Ehre erzeigt, mich von ganzem Herzen zu hassen, hat sie durchgesehen, und ihnen die Gestalt gegeben, in der sie zum Vorschein gekommen sind. Ich habe sehr dabei gelacht; hin und wieder sind Grobheiten und abgeschmackte Plattitüden darin, aber auch wirklich witzige Einfälle. Uebrigens werde ich mich mit diesem Sykophanten in kein Federgefecht einlassen; man muß sich nach dem richten, was der Kardinal Mazarin sagte: Mögen doch die Franzosen singen, wenn sie uns nur schalten lassen.

„Nie sind auf einen Fürsten mehr Schmähschriften gemacht worden, und nie hat er eine einzige bestraft (nicht einmal mit Arrest). Voltaire schrieb von ihm die schwärzesten Verläumdungen, wenn die Thatsachen falsch sind, oder die niederträchtigsten Klätschereien, wenn er die Geheimnisse der Vertraulichkeit verrieth. Der König wußte es, und er hat es immer verachtet oder verziehen. Wir haben vor zwei Jahren

die schändliche erst nach des Verfassers Tode bekannt gemachte Sammlung gesehen, die in Paris durch alle Gesellschaften herumgetragen, und endlich gedruckt wurde. Der König von Preußen konnte die Urheber dieses Frevels züchtigen lassen, und auch dies hielt er zu klein, weil er sanft von Natur und tolerant aus Grundsätzen war, und weil er wußte, daß Rache die Schmähschriften in Ruf bringt, und neue veranlaßt; denn der Boshafte verdoppelt seine Streiche, sobald er merkt, daß er sein Schlachtopfer auf die empfindliche Stelle getroffen habe.“ Guiberts Lobschrift auf Friedrich II. übers. von Zöllner, S. 231.

Folgende bekannte Anekdote verdient hier noch eine Stelle.

Als ein Buchhändler den König bat, den Proceß der drei Könige (eine sehr plumpe Satire, zum Theil auf den König selbst), nicht zu verbieten, und ihn nicht mit seinen schon erhaltenen Exemplaren in Schaden zu bringen, rieth ihm der König, sie geschwind zu verkaufen, ehe sie verboten würden.

Abstellung der Mißbräuche.

Hinterl. W. B. IX. S. 295.

(Brief an Voltaire.)

Man stellt Mißbräuche nicht eher ab, als bis sie den höchsten Gipfel erreicht haben.

Nicht nur die Verwaltung der Staaten, sondern auch das Privatleben der Menschen liefert Beispiele hievon. Gewisse Dinge, pflegt man daher zu sagen, müssen erst recht schlimm werden, ehe sie gut werden können. Die Abstellung der Mißbräuche erfordert eine Thätigkeit, wozu wir uns nicht freiwillig, nicht ohne Noth entschließen, da sie an sich beschwerlich ist, und uns selten weder

ein

ein positives noch negatives sinnliches Vergnügen erwarten läßt, welche Erwartung den natürlich trägen Menschen sonst zur Thätigkeit anspornt. Kommt nun aber noch dazu — wie dies bei Mißbräuchen im gemeinen Wesen gewöhnlich der Fall ist — daß diejenigen, welche für deren Abstellung allein sorgen können und sollen, nicht unmittelbar von den Mißbräuchen leiden, oder wohl gar von der Fortdauer derselben Vortheil haben; so sieht man ihnen so lange nach, bis sie, wie Friedrich sagt, den höchsten Grad erreicht haben, und endlich — sich selbst zerstören.

Bestechung.

Hinterl. W. B. X. S. 191.

(An eben denselben.)

Wenn unser Geschlecht nicht Alles überhaupt mißbrauchte, so würde es keine beßre Einrichtung geben, als eine Gesellschaft, die das Recht hat, den Souverainen über Unbilligkeiten, die so eben begangen werden sollen, Vorstellungen zu thun. In Frankreich sieht man, wie wenig diese Gesellschaft an das Wohl des Staats denkt. Herr Türgot hat in den Papieren seiner Vorgänger so gar die Summen gefunden, die es Ludwig dem XV. gekostet hat, seine Parlamentsräthe zu bestechen, damit er, ich weiß nicht welche Edikte registrirt bekäme. Da Ihre Landsleute von der Anglomanie befallen sind, so haben sie den Engländern auch in dem Tadelnswürdigsten, was bei ihnen Statt findet, in der Bestechbarkeit nachgeahmt.

Ein gewisser Staatsmann sagte einst: Jeder Mensch hat seinen Preis, um den er feil ist; es kommt nur darauf an, daß man diesen kennt. Vollkommen wahr! Denn das Geld ist nicht das einzige Mittel, die Herzen zu gewinnen. Wer sich durch Geld nicht bestechen läßt — wiewohl der Fall einer der seltensten seyn mag — widersteht vielleicht nicht eben so den Schmeicheleien eines schönen Frauenzimmers, der Hofnung zu hohen Ehrenämtern, zur Hofgunst ꝛc. Selbst die Vorspieglung von Vaterlandswohl und von Beförderung der Religion kann bei demjenigen, welcher über andre Bestechungen erhaben ist, die Stelle derselben vertreten, und Bösewichtern zu einem Mittel dienen, den rechtschaffensten Mann zu falschen Schritten zu verleiten.

Uebrigens zeigt sich Friedrich auch hier als einen wahren Philosophen und Menschenfreund. Er, der als König das Recht, unbedingten Gehorsam für seine Befehle zu fordern, von seinen Vorfahren geerbt hatte, der selbst zuweilen bescheidne und gegründete Gegenvorstellungen mit äußerster Hartnäckigkeit verwarf; erkennt doch hier bei ruhigem Nachdenken die Nothwendigkeit einer durch Volksrepräsentanten eingeschränkten monarchischen Regierungsform. Fürwahr, wenn je Autorität statt eines Beweises gelten darf, so ist es in diesem Fall! — Friedrich erklärt eine solche Einrichtung gerade hin für die beste, folglich ist diejenige schlecht, wo es dergleichen Repräsentanten nicht giebt, und um desto schlechter, je weniger überhaupt auf Vorstellungen gegen Befehle der Regierung geachtet wird.

Eine zweite Folge, welche hieraus fließt, ist diese: Wenn Sprecher für das Volk gegen den Souverain nothwendig sind; so muß dieser (oder die in seinem Namen handeln) sein Privatinteresse dem allgemeinen Besten zuweilen — ich will das wenigste sagen — vorziehen wollen. Dies ist nun zwar bei Menschen, wie Souveraine doch immer bleiben, nicht zu verwundern; allein man läugnet es von Seiten der Regierungen, man behauptet sogar, daß die Sorge für das allgemeine Beste, für das Wohl des Vaterlandes, der Bewegungsgrund zu allen öffentlichen Handlungen sey. Soll eine neue Auflage gemacht oder eine alte erhöhet werden, um die gewohnten Verschwendungen des Hofs fortsetzen zu können; so

ist es das Bedürfniß des Landes, welches diese Besteuerung nothwendig macht. Soll ein Krieg geführt werden, um die Ruhmsucht oder irgend eine andre kleinliche Leidenschaft des Regenten und seiner Minister zu befriedigen, und wodurch, wenn er auch den erwünschtesten Ausgang hat, kein rechtlicher Bürger um ein Haar besser oder glücklicher wird, so ist es wiederum das Wohl des Vaterlandes, dem zu Liebe man ihn nothgedrungen anfängt. *)

Wo die Souveraine weder im Gesetz, noch in einer Volksrepräsentation ein hinlängliches Gegengewicht gegen ihre willkührliche Gewalt finden, da geht es, wie es bisher in so vielen Ländern gieng: der Privatnutzen der Regierung ist Zweck, zu dessen Erreichung das Volk nur als Mittel dient, statt daß es der Natur der Sache nach gerade umgekehrt seyn sollte: das Beste des Volks der Zweck und die Regierung das Mittel. Ein offenbarer Beweis von den bösen Maximen der Höfe, welche durch eingeführte Volksrepräsentation in den gehörigen Schranken gehalten werden sollten und könnten, ist die Bestechung. In England hat man das System der Bestechung aufs feinste — oder wenn man will, aufs gröbste — angelegt. Eine Menge unnützer Beamten ist bloß in der Absicht angestellt, um durch sie den Einfluß der Krone auf die öffentlichen Geschäffte zu vermehren. Der König hält z. B. etliche und dreißig Hofkapläne, deren wirkliche Dienste Einer eben so gut versehen könnte. Ja, man hat Auflagen gemacht, wovon man vorher wußte, daß sie nicht so viel einbringen würden, als die Einsammlung derselben

*) Nur Gegenwehr ist nothwendig, nur ein Krieg, aus so trifftigen Gründen, wie der siebenjährige, unternommen, kann gewissermaßen ein Krieg fürs Vaterland heißen. Aber wie viel unnütze und leichtsinnig angefangne gegen Einen der Art? — England rüstete sich im J. 1790 gegen Spanien, weil die Minister einen Vorwand zu neuen Auflagen brauchten und gewisse andre Absichten im Parlament durchsetzen wollten; so wie sie diese erreicht hatten, hörte auch die Zurüstung auf. So spielt man mit dem armen Volke!

selben kostete, und auch dies thaten die Minister, um durch Anstellung der dazu nöthigen Bedienten viel Stimmen bei den Parlamentswahlen für die dem Hof ergebnen Personen zu erhalten. Ist es also nicht klar, daß der Hof weniger das Beste der Nation, als seinen eignen Vortheil sucht?

Wie es möglich sey, Volksrepräsentanten unbestechbar zu machen, diese Aufgabe dürfte schwer zu lösen seyn. Doch läßt sie sich vielleicht finden, wenn man von dem Grundsatz ausgeht: Alle Mitglieder eines Staats müssen den Gesetzen unterworfen seyn, alle müssen verhältnißmäßig zu den Bedürfnissen desselben beitragen; Privilegia und Exemtionen, die sich nicht auf die Natur der Sache gründen, sind auf ewig verbannt.

Jagd.

Friedrichs II. bei s. Lebz. gedr. W. B. II. S. 79.

Die Jagd ist eine von den sinnlichen Ergötzungen, welche den Leib stark erschüttern, aber der Seele nichts sagen. Sie besteht in dem heftigen Verlangen, irgend ein Thier zu verfolgen, und in der grausamen Lust, es zu tödten. Sie ist ein Zeitvertreib, der dem Körper Kräfte und Gewandtheit giebt, den Geist aber roh und ungebildet läßt.

Die Jäger werden mir ohne Zweifel vorwerfen, daß ich die Sache zu ernsthaft nehme, daß ich zu strenge in meinem Urtheile bin, und mich mit den Priestern in gleichem Falle befinde, welche die Freiheit haben, auf ihren Kanzeln allein zu reden, und daher leicht und ohne Furcht vor Widerspruch Alles, was ihnen beliebt, sagen können. Diesen Vortheil will ich aber nicht benutzen; ich will redlich die scheinbarsten

barsten Gründe, welche die Liebhaber der Jagd anzuführen pflegen, hier beibringen.

Zuvörderst werden sie also sagen: die Jagd ist das edelste und älteste Vergnügen unter den Menschen; Patriarchen und selbst viele große Männer waren Jäger; und durch das Jagen setzen die Menschen dasjenige Recht über die Thiere fort, welches Gott selbst unserm Stammvater Adam verlieh.

Aber, was alt ist, ist darum nicht auch besser; zumal wenn es übertrieben wird. — Ich gestehe, daß große Männer mit Leidenschaft der Jagd nachhingen. Sie hatten auch ihre Fehler wie ihre Schwachheiten; laßt uns ihnen in dem nachahmen, was sie Großes an sich hatten, nicht aber das Kleine an ihnen befolgen. — Die Patriarchen jagten: allerdings; ich muß sogar einräumen, daß sie ihre Schwestern heiratheten, und daß Vielweiberei bei ihnen Sitte war. Aber, wenn diese guten Patriarchen so auf die Jagd gingen, so zeigten sie, in welchem Zeitalter sie lebten. Sie waren sehr roh und sehr unwissend; dabei waren sie müßig, und wußten sich nicht zu beschäftigen. Um die Zeit zu tödten, welche ihnen immer nicht kurz genug werden wollte, nahmen sie ihre Langeweile mit auf die Jagd; sie verschwendeten in den Wäldern, auf der Fährte der Thiere ihre Zeit, da sie weder Fähigkeit, noch Verstand genug hatten, sie mit vernünftigen Menschen im Umgange hinzubringen. Ich frage, sind dies Beispiele zur Nachahmung? muß Roheit die gebildete Zeit belehren? oder müssen nicht vielmehr aufgeklärte Zeiten den übrigen zum Muster dienen?

dienen? — Ob Adam die Herrschaft über die Thiere bekommen habe, oder nicht, will ich nicht untersuchen; das aber weiß ich wohl, daß wir grausamer und wilder, als die Thiere selbst sind, und daß wir jene vorgebliche Herrschaft auf eine sehr tyrannische Art ausüben. Sollte uns irgend etwas über die Thiere erheben, so ist es sicherlich unsre Vernunft; gewöhnlich ist aber bei denen, welche die Jagd zu ihrem Gewerbe machen, das Gehirn mit nichts als Pferden, Hunden und allerlei Thieren angefüllt. Sie sind oft sehr ungeschliffen; und es steht zu befürchten, daß sie eben so barbarisch gegen die Menschen werden, als sie es gegen die Thiere sind, oder daß wenigstens die grausame Gewohnheit, kaltblütig einem Thiere Leiden zuzufügen, ihnen auch das Mitleid gegen ihre Nebenmenschen rauben wird. Und ein solches Vergnügen will man uns, als ein edles, anpreisen? eine solche Beschäfftigung soll eines denkenden Wesens so würdig seyn?

Man wird mir einwenden: die Jagd sey doch der Gesundheit zuträglich; wie die Erfahrung gezeigt habe, würden die Jäger alt; sie sey ein unschuldiges Vergnügen, und dies schicke sich für große Herren wohl, weil es ihre Pracht sehen lasse, ihren Kummer zerstreue, und ihnen in Friedenszeit Bilder des Krieges vorstelle.

Ich bin weit davon entfernt, eine gemäßigte Bewegung zu verwerfen; aber man gebe nur Acht, die Bewegung ist eigentlich nur den Unmäßigen nöthig — Kein Fürst hat so lange gelebt, als der Kar-

dinal

dinal Fleuri, oder der Kardinal Ximenes, und als der letzte Papst; dennoch waren alle diese drei keine Jäger. Und muß man denn eine Lebensart wählen, welche kein andres Verdienst hat, als daß sie ein langes Leben verspricht? Gewöhnlich leben die Mönche länger als andre Menschen; soll man darum ein Mönch werden? Es ist gar nichts daran gelegen, daß ein Mensch den trägen und unnützen Faden seiner Tage bis zu Methusalems Alter fortschleppt; sondern je mehr er gedacht, je mehr er schöne und nützliche Thaten gethan, um desto länger hat er gelebt. — Auch schickt sich unter allen Zeitvertreiben gerade die Jagd am wenigsten für die Fürsten. Sie können auf hundert andere und viel nützlichere Arten ihren Unterthanen ihre Pracht zeigen; und sollte die Menge des Wildprets den Landleuten Schaden zufügen, so könnte der Auftrag, diese Thiere zu tödten, sehr wohl den dazu besoldeten Jägern ertheilt werden. Die Fürsten sollten sich eigentlich mit nichts beschäftigen, als mit dem Nachdenken über ihre eigne Belehrung, und über die Regierung ihrer Völker, um sich desto mehr Kenntnisse zu erwerben, um sich ein desto richtigeres Bild von dem ihnen anvertrauten Amte zu entwerfen, und demselben gemäß zu handeln.

Noch muß ich vorzüglich als Antwort für Machiavel hinzufügen, daß es, um ein großer Feldherr zu werden, gar nicht nöthig ist, ein Jäger zu seyn. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen man doch nicht den Namen großer Männer und geschickter Feldherren streitig machen wird,

waren

waren keine Jäger; auch lesen wir nicht, daß Cäsar, Alexander, oder Scipio es gewesen seyen. Man kann auf einem Spatzierritte richtigere und gründlichere Bemerkungen über die Lage eines Landes in Rücksicht auf die Kriegeskunst anstellen, als wenn man durch Rebhüner, Wachtelhunde, Hirsche und einen ganzen Rudel von allerlei Thieren, und durch die Hitze der Jagd gestört wird. — Ein großer Fürst, der den zweiten Feldzug in Ungarn mitmachte, lief Gefahr, den Türken als Gefangener in die Hände zu fallen, weil er sich auf der Jagd verirrte. Man sollte die Jagd bei den Armeen sogar verbieten; denn sie verursacht viele Unordnung auf den Märschen.

Ich mache daher den Schluß, daß es verzeihlich ist, wenn Fürsten auf die Jagd gehen, vorausgesetzt, daß sie es nur selten und in der Absicht thun, um sich von ihren ernsthaften und zuweilen sehr traurigen Geschäfften zu zerstreuen. Ich will, um es noch einmal zu wiederholen, kein einziges anständiges Vergnügen untersagen; aber die Bemühung, seinen Staat gut zu regieren, ihn blühend zu machen, alle Künste zu beschützen, und ihren Fortgang zu sehen, gewährt ohne Zweifel das größte Vergnügen. Wehe dem, der noch eines andern bedarf!

Der Gegenstand, worüber Friedrich hier so unpartheiisch und wahrlich nicht zu streng urtheilt, ist seit kurzem mehrmals wieder zur Sprache gekommen, und man darf hoffen, daß die freimüthigen Aeußerungen der Schriftsteller nicht ohne erwünschte Wirkung

kung zum Besten des geplagten Landmanns seyn werden. Ich will nur zwei dergleichen Stellen aus den Schriften anerkannt patriotischer Männer anführen.

„Jagd ist ein männliches und fürstliches Vergnügen, dessen Genuß noch am ersten den Geist der Weichlichkeit und Empfindsamkeit schwächt, an dem unser Jahrhundert kränkelt. Jeder Fürst kann es sich leichter, als Schauspiel und gute Musik verschaffen; es erhält ihn in seinem Lande, bringt ihn oft der Wohnung des Landmanns und der Hütte des Armen nahe, und das Vergnügen kann zum wahren Besten des Landes geleitet werden. Aber das Hegen des Wilds, damit sich dessen immer eine große Zahl finde; die Nachsicht gegen alle Verheerungen, die es in den Feldern des Landmanns anrichtet; die unbestimmten Jagddienste, die dem Ackerbau nach Willkühr ein Paar hundert Menschen entziehen, damit der Fürst nicht Langeweile habe; die Mißhandlungen, denen der arme Landmann alsdann von rohen Jägern ausgesetzt ist; die Mordthaten, die so manchmal verübt werden, wenn der Landmann einmal Hand an ein Stück Wild legt, das ihm den letzten Bissen Brot zu rauben drohte: das sind noch Ueberbleibsel jener finstern rohen Zeiten, wo Thiere gemästet und Menschen wie Thiere behandelt wurden. Das achtzehnte Jahrhundert hat sich dieser gesetzmäßigen Unmenschlichkeiten zu schämen; und jeder Fürst, der sie duldet! Wenn der Landmann neben allen seinen Abgaben dem Fürsten noch seine Bedienten, seine Pferde, seine Hunde ernähren müßte; wenn die Bedienten oder die Hunde, in der Küche des Landmanns sich frei das beste Stück aussuchen dürften; wenn die Fürstenpferde das Privilegium hätten, die Haberäcker des Bauern zu durchweiden: was würde man sagen zu einem solchen Fürstenrecht? Und ist es anders, wenn es das Wild darf? Kann ein Fürstenprivilegium, ein Hoheitsrecht, solche Unmenschlichkeit, solchen Unsinn rechtfertigen? Fürstenprivilegium! Hoheitsrecht? dem Unterthanen das zu verwüsten, was er durch Arbeit eines ganzen Jahres bauete, wovon er leben und den Fürsten ernähren muß! Wer ist frech genug, so was nur auszusprechen, wenn er weiß, was er sagt? oder soll es gut gemacht seyn, wenn nach weitläuftigen und unwiderleglichen Beweisen

— etwas

— etwas von dem Schaden ersetzt wird; wenn man dem Unterthan erlaubt Hunde zu halten, die das Wild zurückschrecken; wenn der Landmann Nachts sein Feld bewachen darf, das er den ganzen Tag mit Anstrengung aller seiner Kräfte bearbeitete? Wenn man die Räuber höflich aber ja! ohne ihnen zu schaden, wegweisen darf, die der Fürst unter seinem besondern Schutze herum gehen läßt? Es ist unbegreiflich, wie Vorurtheil und gewisse Worte: Jagdgerechtigkeit, Hoheitsrecht u. d. gl. Kopf und Herz verdrehen können. Ich habe Verwüstungen vom Wilde, Mangel in Familien, weil Alles weggefressen war, ich habe unmenschlich spottenden Jägertrotz und innere, erstickte, kaum zu erstickende Wuth bei Landleuten gesehen: ich habe Worte dabei gehört, — von dem Gefühl zu Boden getretener Menschheit und Menschlichkeit so unwillkührlich herausgeschrieene Worte, daß ich sicher weiß, Jagdtyrannei würde in Deutschland eine Ursache von Empörung werden, wenn sie nicht größtentheils abgestellt wäre. Dies Volkselend fühlte kaum ein Regent tiefer, als der jetzt regierende Fürst von Nassau-Weilburg und sein menschlicher Oberjägermeister; zwei Männer, die beide einander werth sind. Gleich nach dem Tode des letzten Fürsten ließ dieser auf eigne Gefahr die Schweine schießen, die so ungeheuer verwüsten; er, der selbst die Jagd liebt. Und sobald der Fürst die Regierung antrat, wurde nicht nur befohlen, daß das Wild niedergeschossen werden solle, sondern es geschah wirklich so ganz, daß sich kaum Wildpret für die herrschaftliche Tafel findet. Doch, wollet Ihr Jagd erhalten, Fürsten; so lasset euch doch einen Thiergarten oder einen Wald umzäunen, der Euer Wild zur Jagd in sich schließt; und Alles werde getödtet, was sich außer diesem Jagdpark findet. Liegen Dörfer im Bezirke dieses Parks, erlasset ihnen die Abgaben; erleichtert sie durch Unterstützung, damit sie dem Wilde etwas abgeben können, damit sie bezahlt werden für ihr Wachen, für ihre schlaflosen Nächte, für den Schmerz ihrer verlornen Arbeit. Ich weiß gewiß, Eure Unterthanen kaufen von Euch selbst das Holz zum Einzäunen, helfen gern die Arbeit thun, die ihnen die Frucht ihres Ackers sichert. Und Ihr schießet dann

ohne

ohne Unterschied Alles nieder, was dem Landmann schaden kann; oder lassets, wie im Würtembergischen todtschießen durch die gesetztesten Männer des Dorfs. Das heiß' ich Hoheitsrechte, Jagdgerechtigkeit ausgeübt." S. Ewald über Revolutionen, zweite Aufl. S. 207 ꝛc.

Eine andre nachdrückliche Aeußerung über den Jagdunfug findet sich in der Berlin Monatsschrift (Septembr. 1792), wo der Herausgeber als Einleitung zu drei daselbst angeführten Reskripten des Herzogs v. Meklenburg-Schwerin, die Hemmung des Wildschadens betreffend, folgende Worte schreibt:

Daß, was über diesen Gegenstand Vernunft und Gerechtigkeit so laut erklären, was Moralisten, Philosophen, Staatsmänner, Dichter, auf so eindringende Art, unter mancherlei Einkleidungen, — und Gottlob! nicht immer fruchtlos — gesagt haben, in unserm geliebten Deutschen Vaterlande noch lange nicht allgemein genug in Ausübung gebracht wird: beweiset der Anblick, welchen man nur zu häufig auf Reisen und bei Wanderungen im Lande hat, wo man die nützliche Menschenklasse, welche mit saurer Tagesarbeit schon überladen ist, Abends und Nachts mit mühsamer, eingeschränkter, ohnmächtiger, und zweckloser Abtreibung des räuberischen Wildes beschäfftigt sieht, und sie über die schrecklichen Verwüstungen ihres Eigenthums jammern hört.

Vielleicht macht es einigen Eindruck, wenn hierbei auf die ganz neue Schrift eines berühmten Gelehrten verwiesen werden kann, welcher gewiß nicht in dem Verdachte schöngeisterischer Empfindelei, empörungssüchtiger Freiheitsliebe, und unchristlicher Aufklärung steht. Herr Geh. Legationsrath und Doktor Oelrichs hat in einer so eben erschienenen Abhandlung, *) wo er als Gesetz- und Ge-

*) Das grausame Büthener-Recht im Lande Lauenburg und Bütow, nebst einer vorläufigen Abhandlung u. s. w. — Aus den sichersten Quellen mitgetheilt von D. J. K. K. Oelrichs, Kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, u. s. w. — Berlin, Realschulbuchhandlung 1792. Vier Bogen in Quart.

Geschichtforscher, und was wohl zu merken ist, auch als Rechtsgelehrter redet bei Gelegenheit „grausamer und unmäßiger, auf mäßige Vergehungen gesetzter Strafen, auch sehr gegründete Erinnerungen über den Mißbrauch des Jagdregals“ angebracht, welche (wie er sagt) „vielleicht am unrechten Orte gemacht, aber doch nicht oft genug zu machen sind. Er erinnert daran — und welcher Vernünftige muß ihm nicht beipflichten? —: daß, die Unterthanen doch einen menschlichen Dieb von dem Ihrigen, nach allen Rechten in der Welt, mit Gewalt abtreiben können; daß also ein wahres Verbrechen abseiten der Unterthanen, wenn diese sich der durch das allzuhäufige Wild entstehenden Verwüstung ihrer Getraidefelder und anderer Fluren, wovon sie doch leben und ihre Steuren richtig geben sollen, auch auf gewaltsame Art widersetzen, nicht denken läßt: indem sie solchergestalt nicht stehlen, sondern nur ihr Eigenthum zu ihrer und zum Theil selbst des Staats Erhaltung, schützen. Hieraus folgt von selbst,“ (fährt er fort) „daß alle auf den Wilddiebstahl verordnete Strafen auf solche Unterthanen, die nur allein sich dem Verderb des Ihrigen durch wilde Thiere entgegensetzen, wenn sie auch schon hierzu, wo es nöthig, Schießgewehr gebraucht, aber doch zur Abhohlung des erlegten Thiers, und Besichtigung und Erstattung des zugefügten Schadens, bei der Behörde sogleich Anzeige gethan haben, gar nicht anwendbar sind. Diese eigene Selbsthülfe der Unterthanen müßte hingegen nicht Statt finden, sondern strafbar seyn, wenn der Fürst allen solchen Schaden seinen Unterthanen gut zu thun versprochen hätte, und dies auch ehrlich gehalten würde. Von dieser leicht begreiflichen Schuldigkeit eines jeden Landesherrn nach göttlichen und menschlichen Rechten“ (allen durch das Wild zugefügten Schaden zu vergüten) „kann man sich noch zum Ueberfluß aus einer eignen Schrift Seuferts unterrichten.“

Mit dieser Schuldigkeit stehen nun die zwar nicht mehr so grausamen, als ehedem, dennoch aber immer noch sehr harten Strafen gegen die sich selbst zum Recht verhelfenden Unterthanen, in geradem Widerspruch. Hierüber äußert sich der Herr Verfasser folgender Gestalt: Es werden noch heut zu Tage wilde Thiere mehr, als die Menschen, von Fürsten wilder

Denkungs-

Denkungsart, die ihre Jagdgerechtigkeit gegen ihre Unterthanen mißbrauchen, begünstigt: da man die gewaltsame Abtreibung des allzuhäufigen Wildes sehr hart, ja gar mit dem Leben, ist es nicht durch den Henker, doch durch Jäger, welche in solchen Fällen auf die Unterthanen feuern dürfen, auf Hunnische Art ahndet. Durch dergleichen Behandlung derselben geht hervor, daß ein solcher Fürst kein wirkliches Gefühl von dem wahren Werthe eines Menschen und seiner nöthigen Erhaltung haben müsse; sonst er ja unmöglich solches Leiden seiner Unterthanen durch einen so schädlichen übermäßigen Wildstand gleichgültig ansehen könnte." Er führt hierauf, aus ältern und neuern Zeiten, manche über diesen Gegenstand, theils zweckwidrig theils zweckmäßig erlassene Verordnungen verschiedner Regenten an: unter den letztern vorzüglich die Verfügung des itztregierenden Herzogs von Pfalz-Zweibrück, welcher seine getreuen Unterthanen, die von allen Religionen sind, gleichwohl alle gleich stark väterlich liebt;" — und schließt mit den Worten: „Wie viele Fürsten sind aber noch zurück, und kommen vielleicht, durch den Reitz ihres Interesse, oder durch ihre Vorliebe zu wilden Thieren, oder endlich durch allzu großes Vertrauen auf ihre Forstbediente in sicherer Befolgung der erhaltenen Befehle, und auf derselben christliche Gesinnungen, niemals dahin, solche süße Freude und Wonne zu schmecken! u. s. w.

Der Himmel gebe, daß alle diejenigen, welche dieses lesen, und sich mittelbar oder unmittelbar schuldig an diesem Verbrechen der beleidigten Menschheit fühlen, in sich gehen und sich bessern mögen. Amen!

Der Weltlauf.

Hinterl. Werk. B. X. S. 293.

(Brief an d'Argens.)

Seit der Erschaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre; diese Angabe scheint mir viel

gerin-

geringer, als die Dauer des Weltalls. Das Brandenburgische Land hat diese ganze Zeit hindurch existirt, ehe ich auf der Welt war. Eben so wird es noch da seyn, wenn ich schon todt bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und so lange man noch an der Vermehrung desselben mit Vergnügen arbeitet, werden sich auch Minister oder Regenten finden, die das Volk beherrschen. Etwas mehr Thorheit — etwas mehr Weisheit — das läuft ziemlich auf Eins hinaus. Die Nüancen sind so klein, daß das Volk, im Ganzen genommen, sie kaum bemerkt.

Die Betrachtung des ewigen Cirkels, in welchem die Weltbegebenheiten sich umher drehen, versenkt das Gemüth in eine gewisse Schwermuth und in stilles Nachdenken über Schicksal und Bestimmung des Menschengeschlechts. Bei aller anscheinenden Veränderung kommen doch immer wieder dieselben Scenen vor, die man schon in alten Zeiten sah. Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, worin bald diese, bald jene obsiegen, ist der Hauptinhalt der Geschichte der Vorwelt; und es scheint noch nicht, daß die Nachwelt ein andres Schauspiel aufführen wird. „Die Geschichte aller Zeiten und Völker in allen Erdtheilen ist großentheils eine Leidensgeschichte der, von den verworfensten, oft zugleich stupidesten Böswichtern (oft Eroberer und Heiden genannt) und deren Abkömmlingen, am Narrenseil herumgeführten Nationen. Die alten, mittlern und neuen Perser, die Römer unter den Kaisern, die Araber, Türken und Mongolen, und jetzo noch die Marokkaner und Negern, liefern ganz unglaubliche Beispiele davon. Der Forscher dieser Greuelthaten läuft Gefahr, daß ihm darüber die ganze Menschheit verächtlich werde. Wer begreift dann, daß sich Millionen Menschen, Mitglieder der mächtigsten Nationen, Jahrtausende hin-

hindurch, von einzelnen Wütrichen haben schlachten, von einzelnen Räubern haben plündern lassen? Die Feigheit dieser Elenden ist noch räthselhafter, als die Unmenschlichkeit ihrer Tyrannen.“ *)

So war es von Anbeginn, so ist es noch — denn etwas mehr Thorheit, etwas mehr Weisheit, das läuft ziemlich auf Eins hinaus, wie Friedrich treffend sagt — und so wird es wahrscheinlich nach uns seyn; aber wie lange?

Schon Salomo stellte vor etlichen tausend Jahren die nämliche Betrachtung an, und seit der Zeit hat es sich eben nicht merklich geändert. „Ein Geschlecht vergehet, das andre kommt: die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne geht auf, und geht unter, und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. — — Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht auch etwas, davon man sagen mögte: Siehe das ist neu? Denn es ist vor euch geschehen in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. — — Ich wandte mich und sahe an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne; und siehe, da waren Thränen derer, so Unrecht litten, und hatten keinen Tröster (Helfer): und die ihnen Unrecht thaten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.“

Die Reflexionen dieses philosophischen Königs über den Lauf der Welt machten auf Friedrich einen solchen Eindruck, daß er die wichtigsten davon in Verse einkleidete und nach seiner Manier vortrug. Sie finden sich in der neuen Auflage der bei s. Lebz. gedr. Werke, im vierten Theil, S. 44 ꝛc. Ich zeichne nur eine Strophe davon aus, welche die vom Salomo bei so bewandten Umständen anempfohlne Pflicht: „Drum so gehe hin, und iß dein Brod mit Freuden ꝛc.; beschreibt.

Soll

*) Schlözers allgemeines Staatsrecht. S. 123.

Soll unter stetem Kampf *) das Leben uns verfließen,
Vom Irrthum stets getäuscht, vom Unglück stets bedräut? —
Die Zeit entflieht; drum lernt, o Sterbliche genießen,
Was euch die Gegenwart von kurzen Freuden beut.

Καθ δυναμιν ἐρδειν, nach Vermögen seine Pflicht thun, und dann „frölich in aller seiner Arbeit"; das war die Maxime, wornach Friedrich und alle weise Männer vor ihm handelten. Auch Er sahe voraus, daß seine Bemühungen, die Menschen glücklicher zu machen, den gewünschten Erfolg nicht haben würden, daß es — im Ganzen genommen — nach ihm, wie vor ihm, in der Welt gehen werde: aber dennoch hielt ihn dieser Gedanke nicht ab, seine königliche Pflicht zu thun. Laßt uns — jeder in seiner Sphäre und nach seinen Kräften — diesem Beispiel nachahmen, und der Vorsehung das Weitere ruhig überlassen!

*) gegen Thorheit und Bosheit.

Inhalt.

Leben und Charakter Friedrichs II. Königs von Preußen . . . I.

Auszug aus den sämmtlichen Werken Friedrichs II. oder Gedanken desselben über Gegenstände der Politik, der Philosophie, der Religion und über vermischte Materien.

I.
Politik.

Regierungsform . . . S. 117
Europäisches Gleichgewicht . . . 127
Deutsche Staatsverfassung . . . 133
Reichskriege . . . 148
Manifeste . . . 150
Verträge . . . 152
Vergrößerungssucht der Regenten . . . 167
Krieg . . . 176
Stehende Heere . . . 200
Handel mit Menschenblut . . . 207
Bürgerliche Freiheit . . . 212
Leibeigenschaft . . . 219
Gleichheit . . . 221
Revolutionen . . . 223
Umstürzung des Papstthums . . . 229
Gesetze . . . 231
Pflichten der Regenten . . . 234
Achtung gegen Konstituionen . . . 239
Stände im Brandenburgischen . . . 240
Verwaltung der Finanzen . . . 243
Accise in England . . . 247
Preßfreiheit . . . 251
Frankreichs Lage vor der Revolution . . . 255
Urtheil über Ludwig XVI. . . . 257
England . . . 260
Vereinigte Provinzen in Nordamerika . . . 270
Ueber Kaiser Joseph II. . . . 275
Korsika . . . 277

Inhalt.

II.
Philosophie.

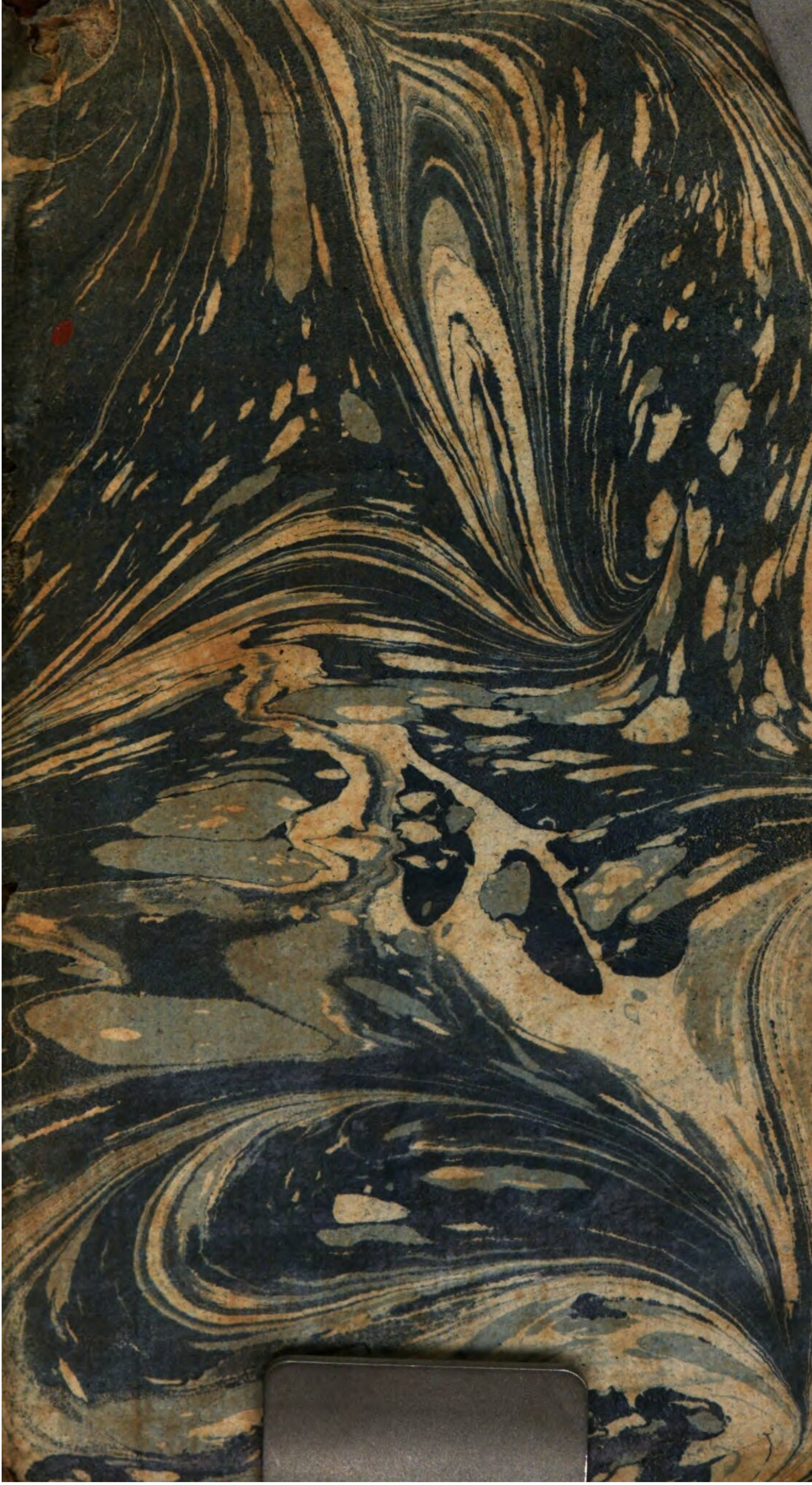
Daseyn Gottes S. 279
Geist des Menschen 285
Unsterblichkeit und Vorsehung 293
Moralische Freiheit 298
Apologie des Irrthums 321

III.
Religion.

Jesus 329
Religion 337
Dogmatik 349
Aberglaube 351
Theologen 362
Priester 363
Gottesdienst 375
Achtung gegen religiöse Vorurtheile 378
Intoleranz 380
Eid 387
Friedrichs Glaubensbekenntniß 390
Heterodoxe und orthodoxe Regenten 390
Falscher Religionseifer 392
Gegen die Furcht vor dem Tode 393

IV.
Vermischte Materien.

Erziehung der Jugend 398
Künste und Wissenschaften 421
Hindernisse des Selbstdenkens 437
Spiel mit Menschenleben 439
Liebe zum Frieden 441
Bürgerliche Officiere 442
Adelstolz 447
Ahnen 448
Minister an fremden Höfen 451
Fürsten 453
Gelehrte 463
Glänzendes Elend 465
Benehmen bei Satiren 468
Abstellung der Mißbräuche 470
Bestechung 471
Jagd 474
Der Weltlauf 483



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Carl Philipp,

Leben und Charakter Friedrichs II, Königs von Preußen Nebst einem zweckmäßigen Auszuge aus dessen sämtlichen Werken

Berlin 1795

Bor. 62 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012949-1
VD18 11487895